d

o-

cht

gall. g. 1019 5

Die
Bartholomäusnacht.

Oder

Blutbad der Huguenotten,
nicht durch Franzosen,
sondern Ausländer veranlaßt.

Ein dokumentirter Bericht
aus dem Französischen
des Herrn Brizard.

Leipzig, 1791.
in der Weygandschen Buchhandlung.

Td 170/191 47
BSa

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht des Uebersetzers.

Nicht blos wegen der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche Frankreichs gegenwärtige Lage bey allen Verehrern der Rechte der Menschheit erwecken mußte, und welche so manchen neueren Schriften vielleicht nur wegen ihrer näheren Beziehung auf die merkwürdige Schicksale dieser Nation Beyfall verschafte; — sondern auch ohne diese Rücksicht, schon wegen der Wichtigkeit des Inhalts verdient gegenwärtiges Werk dem deutschen Leser näher bekannt gemacht zu werden.

Wer weiß es nicht, daß, bey allen zugestandenen Vorzügen der französischen Nation, bey aller Anerkennung eines liebenswürdigen, edeln,

gefühl-

gefühlvollen Charakters, den auch die größten Schriftsteller unsers Jahrhunderts diesem Volke im Allgemeinen nicht absprechen konnten, gleichwol der Vorwurf öfters gehört wurde: „Aber sie haben eine Bartholomäusnacht aufzuweisen!“ — Wer besinnt sich nicht, an mehr als einem Orte jenes fürchterliche, auf diese Begebenheit gegründete, Urtheil gelesen zu haben: „die Franzosen sind das grausamste Volk in Europa!“ —

Unstreitig hat daher der Verfasser des vor uns habenden Werkes, wovon hier eine Uebersetzung geliefert wird, ein wahres Verdienst nicht nur um seine eigene Nation sich dadurch erworben, daß er die Geschichte jener schaudervollen Begebenheit einer neuen kritischen Prüfung unterwarf, und urkundlichen Beweis führte, daß bey diesem tragischen Auftritte nicht Franzosen, sondern vorzüglich Ausländer die Hauptrollen spielten; — er hat zugleich für alle andere Nationen das Verdienst, daß hier eine allgemeine Warnung aufgestellt wird, „wie viele Behutsamkeit erfordert werde, wenn das Wohl eines ganzen Volkes Ausländern anvertraut wird,

die

die durch keine andern Bande mit demselben verknüpft sind, als die ihnen ihr eigener Ehrgeiz und ihr größtentheils getrenntes Interesse anlegt." —

Die Quellen, aus welchen der Verfasser geschöpft hat, sind vorzüglich: de Thou historia sui temporis — Histoire de Bretagne — Vie de Coligni — Vie de Henri IV. par Iulien Peleus — Memoires de l' Etat de France — Histoire de l' Ordre du Saint-Esprit par St. Foix — Essais sur les guerres civiles de France par Voltaire — Histoire du Dauphiné par Chorier — History of Scotland by Robertson — History of England by Hume — Theatre de la Noblesse du Pere Dinet — Anecdotes des Reines — Bayle Dictionnaire — Mezerai — Leiran — Memoires de Sully — nebst sehr vielen andern, welche er jedesmal sehr gewissenhaft an den gehörigen Stellen anführt, von denen es aber hier genug seyn mag, sie einmal für allemal genannt zu haben.

Uebrigens zerfällt das ganze Werk in zwey Abtheilungen, wovon die erste den historischen Bericht, die andre die ausführlichen Erläuterungen und Beweise enthält. Einige kurze historische Erläuterungen des Uebersetzers hat man gleich dem Texte am gehörigen Orte beygefügt, um den Zusammenhang des Ganzen nicht zu unterbrechen.

Erste Abtheilung.

Die Bartholomäusnacht,

und Einfluß der Ausländer in Frankreich zur Zeit der Ligue.

Man kann es nicht oft genug wiederholen — „das Blutbad am Bartholomäustage ist die abscheulichste Handlung, welche Frankreichs Jahrbücher schändet.“ — Man kann nicht ohne Grausen daran denken. Es war die Ausführung eines lange zuvor überlegten Planes, der mit kaltem Blute entworfen, und mit Kunst vorbereitet wurde; man schloß einen Frieden, um ihn von neuem zu brechen; man schmeichelte den Protestanten, um sie desto sicherer zu ermorden; die heiligsten Eidschwüre wurden gemißbraucht, um jene an den Hof zu locken.

Die Verbindung des Prinzen von Navarra, nachmaligen Heinrich des Vierten, mit Margareta von Valois, der Schwester des Königs Karls des Neunten, war die Lockspeise, welche man ihrer Hofnung vorsetzte; seine Vermählung, der Talisman,

womit man ihnen die Augen zu blenden suchte; sein Beylager, das trügerische Netz, in welches sie alle verstrickt wurden; und die schwärzeste Treulosigkeit deckte die fürchterlichste Verschwörung.

Die adliche Jugend, welche den König von Navarra begleitet hatte, seine treusten Diener, seine Freunde, wurden vor seinen Augen ermordet; er wurde mit ihrem Blute bedeckt; und damit ja niemand von ihnen entkommen möchte, hatte man den Tag zuvor die schreckliche Vorsicht gebraucht, sie alle im Louvre unter dem Vorwande, daß ihres Heinrichs Leben in Gefahr sey, zu vereinigen.

Statt Hymens Fackeln waren es Brände der Furien, welche diese fürchterliche Nacht erhellten. De Beauvoir, sein Gouverneur, und Francourt, sein Kanzler, ehrwürdige Greise, welche seine Jugend geleitet, und seine Mutter, Johanne von Albret, zu dem Entschlusse gebracht hatten, an den Hof zu kommen, erkannten erst unter dem Schwerde ihrer Mörder, wie unklug sie gerathen hatten. Der Gefärthe seiner Jugend, der junge Segur, wird in seinem Blute erstickt, welches bis auf Heinrichs Kleider sprüzet; Coligny, sein Vater, sein Lehrer, und sein Freund, ist das erste Opfer dieses blutigen Trauerspiels; Teligny, Eidam dieses Helden, zugleich der liebenswürdigste Mann seines Jahrhunderts, tritt aus den Umarmungen seiner jungen Braut in die ewige Nacht des Grabes; der tapfere La Rochefoucault; Clermont de Piles; die beyden Caumont; Guerchy, welcher die Stadt Sancerre so tapfer vertheidiget hatte; Crussol;

Soubize; Moneins; Renel; der weise Lavardin, dem man ebenfalls Heinrichs Jugend anvertraut hatte; — zwanzig andre Herren von seinem Hofe werden fast in seinen Armen ermordet. Sein Hochzeitbette wird von dem Blute dieser Unglücklichen befleckt; wo er Liebe zu finden hoffte, findet er nur Schrecken, nur Mord, nur Grausen. Er selber wird wehrlos fortgeschleppt; das Schwerd der Mörder schwebt über seinem Haupte; fest umschlungen hält er seinen Vetter Conde', welchem gleiche Gefahr drohet, und beyde glauben, ihrer letzten Stunde entgegen zu gehen. Man führt sie durch finstere Gewölbe, zwischen zwey Reihen Soldaten mit Spiessen bewaffnet, welche ihnen überall das Bild des Todes vorhalten; sie hören die klagenden Stimmen ihrer Freunde, welche man erwürget. So schleppt man sie endlich vor den schändlichen Tyrannen, welcher unter den heftigsten Schwüren und unter den fürchterlichsten Lästerungen, den Dolch an der Kehle, ihnen mit einem Tone, der sie zittern machte, nur diese Worte sagte: „Tod, oder Messe.“ — Sie versprachen alles, um seiner Wuth zu entgehen; Heinrich war nur neunzehn Jahre alt; Conde' zwey und zwanzig. Welchen Eindruck mußte dieser schreckliche Tag in der Seele Heinrichs des Vierten zurücke lassen!

Dies war das Vorspiel zu den grausenvollen Auftritten, welche diese stürmische Nacht mit ihrem Dunkel decken sollte. Wer vermag die in ihren Schatten vergrabenen Verbrechen zu zählen! Die Meuchelmörder im Solde der Wuth und des Be-

trugs, verbreiten sich in der Stadt, wählen und würgen nach Willkühr ihre Opfer, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes, des Standes. Die Natur wird geschändet in allem, was sie nur heiliges und ehrwürdiges hat. Weder der Anblick des graushaarigen, zitternden, wehrlosen Alters, — noch die Unschuld und das Geschrey der Kindheit, — noch die rührenden Bitten der Mütter und Bräute, welche die Früchte ihrer keuschen Liebe an ihrem Busen tragen, — noch die Unruhe der schüchternen Unschuld, und die reizende Verstörung der weinenden Schönheit, welche ihre Knie umfasset und bittende Hände gegen sie empor hebet, — ein Anblick, der Tieger erweichen könnte — nichts, nichts kann die Wuth dieser Unmenschen besänftigen. Die Strassen sind mit verstümmelten Körpern angehäufet; Ströme von Blut röthen das Wasser der Seine; ihr Lauf wird von Leichengebirgen gehemmet, und drey Tage lang siehet man in Paris nichts als Henker und Schlachtopfer.

Was diese Begebenheit noch empörender machte, war die sträfliche Kühnheit, mit welcher der Hof vor dem ganzen Europa diese schreckliche Gewaltthätigkeit gut zu heissen wagte; — die heuchlerische Unverschämtheit, mit welcher man ungescheut den Himmel zum Mitschuldigen so vieler Meuchelmorde machte; — die verordneten öffentlichen Gebete, um Gott für seine dem Könige verliehene Gnade zu danken, daß er seine wehrlosen Unterthanen getödtet habe; — jene religionschändende Prozessionen, jene vorgebliche Wunder, jene Freudenfeuer, jene Mün-

zen zur Verewigung des Andenkens an diese abscheuliche Handlung, — jene wilde Sorglosigkeit, mit welcher dieser verbrecherische Haufe mit aller Ruhe seine Schlachtopfer betrachtet; — endlich jene kalte Wuth, mit welcher der Verfasser einer Spottschrift sich in seinem stürmischen Eifer beklaget, daß man nicht zwey Schalen Blut mehr vergossen habe, das heißt — daß man nicht auch den König von Navarra und den Prinzen von Condé ermordet habe. In der That hatte Retz diesen traurigen Rath gegeben, und nur durch eine Art von Wunder entkamen diese beyden Schlachtopfer der Wuth ihrer Henker.

Noch am Abende dieses schrecklichen Tages schrieb Frankreichs Furie, Catharine von Medicis, Mutter des regierenden Königs Carl des Neunten, an Strozzi, ihren Landsmann, ihren Verwandten und Freund, welcher in Brouage die Befehlhaberschaft hatte:

„Strozzi, ich melde Ihnen, daß heute, am vier und zwanzigsten August, der Admiral und alle hier befindlich gewesenen Huguenotten ermordet worden; wenden Sie also allen Fleis an, daß Sie Rochelle in Ihre Gewalt bekommen, und verfahren Sie mit den Huguenotten, welche Ihnen in die Hände gerathen werden, so wie wir mit den hiesigen verfahren haben. Hüten Sie sich hier vor Fehlern, so sehr Sie das Mißfallen des Königs, meines Herrn Sohns, und das meinige fürchten. — Catharine.“ —

Dadurch geschahe es, daß der von diesen mordbrennerischen Befehlen erhitzte und gleichsam

electrisirte Fanatismus sich schneller als der Blitz von einem Ende des Königreichs bis zum andern verbreitete. Der Tod durchzieht die Provinzen mit Riesenschritten, und mähet ganze Geschlechter nieder; ganz Frankreich ist mit einem Leichenflore überzogen. In ihrer blinden Wuth morden sie ohne Unterschied Katholiken und Protestanten; Haß, Habsucht und Rache', wetzen noch mehrere Dolche, als die Religion. Die Ungeheuer baden sich ungestraft in Strömen von Blut; fast auf hunderttausend schätzt man die Zahl der im ganzen Königreiche innerhalb acht Tagen ermordeten Franzosen. Der König selber übernimmt die Rolle des Henkers; seine Mutter, sein Bruder ——— oh! hier fehlt mir der Griffel und die Kraftsprache eines Tacitus, um diese vornehmen Verbrecher zu zeichnen, und als Rächer der Tugend, ihren schändlichen Namen dem ewigen Fluche der Nachwelt Preis zu geben! Doch nein! lieber wollen wir eiligst unsre Augen von diesen grausenvollen Auftritten wegwenden, und wo möglich, diese blutigen Blätter aus unsern Jahrbüchern heraus reissen.

Aber was sage ich? wir müssen uns wieder daran erinnern, um das Andenken an dieselben auf immer zu verabscheuen; Könige und Nationen soll der Schrecken dieses großen Beyspiels lehren, die ohnehin schon so gefährlichen Dolche des Fanatismus vielmehr abzustumpfen, als zu schärfen.

Ein allgemeines Geschrey erhub sich gegen den unvorsichtigen Schriftsteller, (Abbe' Novi de Caveyrac), welcher zu unsern Zeiten, nicht, wie man

fälschlich glaubte, diesen Vorgang zu entschuldigen, sondern seine Ursachen und Wirkungen, freylich mit mehr Kunst und Genauigkeit, als mit seinem Gefühle und Mitleiden bey unserm Unglücke, zu erörtern suchte. Die wahren Bürger betrachteten einen Mann, der mit so vieler Geschicklichkeit und mit kaltem Blute darüber sprach, gleichsam als Theilnehmer an dem Verbrechen. Man wurde unwillig, weil er nur so darüber sprach, als wenn er die Abscheulichkeit desselben, oft selbst auf Kosten der Wahrheit, vermindern wollte. Und dieser Unwillen war gerecht; denn es muß uns am Herzen liegen, durch unsre Reue die Verbrechen unsrer Väter zu büssen.

Aber eine für die Ehre der Nation sehr wichtige Bemerkung, und welche dem Haufen der Geschichtschreiber nicht hätte entgehen sollen, ist diese: „daß blos Fremde die Urheber dieses fürchterlichen Blutbades, und daß blos Franzosen die Schlachtopfer waren.“ —

Catharine von Medicis war es, welche ihrem Sohne die Hand führte, um diesen grausamen Befehl zu unterschreiben; ein Kanzler Birague, ein Mailänder, war es, welcher ihm das Siegel aufsetzte; ein Gondi war es, welcher darum anhielte; ein Nevers, Guise, Aumale, die ihn zur Ausführung brachten; alles Ausländer, welche den Thron belagerten. Ein einziger Franzose, unwürdig dieses Namens, und dessen Mutter doch auch Italiänerin war, — Tavanes fand sich mit in dem Rathe, in welchem dieser gräßliche Schlachttag beschlossen wurde. Dieser Haufe ehrsüchtiger Ausländer war

es, welcher den Geist der Nation verschlimmerte und ihm diesen heftigen Stoß beybrachte, zu welchem weder in ihren Sitten, noch in ihrem Charakter die Anlage war; wären keine Ausländer an der Spitze der Regierung gewesen, — wir hätten niemals eine Bartholomäusnacht gehabt.

Diesem Gemälde wollen wir ein anderes entgegen stellen, welches gefühlvolle Seelen beruhigen wird. Wir wollen die Namen jener edeln Franzosen sammeln, welche aus gewissenhaftem Ungehorsame den blutdürstigen Befehlen des Monarchen sich zu widersetzen wagten. Ein Denkmal der Liebe für Vaterland und Menschheit wünschen wir unsern Mitbürgern wieder vor Augen zu stellen. Man wird sehen, daß diese Handlung die ewige Schande einiger Privatpersonen, ein Werk von Ausländern, und nicht Verbrechen der Nation ist.

Wir erblicken zuerst den berühmten Prälaten Hennuyer, welchem man vergeblich den Ruhm seiner Heldenthat abzustreiten suchte. Der Befehl zur Ermordung der Kalvinisten kommt nach Lizieux; der Befehlhaber giebt dem Bischofe davon Nachricht. „Ich kann mich nicht entschliessen, — sagte der tugendhafte Prälat, — meine zwar verirrten Schaafe auf diese Art hinschlachten zu lassen; ich hoffe sie wieder zurücke zu bringen.“ — Der Befehlhaber wird dringend. — „Nein, Sie sollen diesen grausamen Befehl nicht zur Ausführung bringen, so lange mir Gott das Leben lassen wird.“ — Aber es gilt meinen Kopf, wenn ich nicht gehorche — „Ich nehme

alles auf mich, — ruft Hennuyer, — der Fürst wird meine Weigerung billigen.“ — Zugleich überreicht er dem Befehlhaber einen schriftlichen Aufsatz, in welchem er sich als die einzige Ursache angiebt, daß die Befehle des Hofs noch nicht vollzogen worden. Die Protestanten waren durch die Aufopferung dieses ehrwürdigen Prälaten so gerührt, daß sie aus freyem Triebe in den Schooß der Kirche zurücke kehrten, und in wenigen Jahren blieb nicht ein einziger in seinem Kirchspiele übrig. —

Der weise Jeannin that fast das nehmliche in Bourgogne. Zwey Eilboten, welche einer gleich nach dem andern abgeschickt waren, bringen dem Grafen von Charny den traurigen Befehl. In aller Eile versammelt er einen Rath. Mitten in der allgemeinen Ungewißheit erhebt ein junger Mann seine Stimme; Jeannin war es, damals blosser Advokat, und unter allen Mitgliedern der Versammlung am wenigsten dazu befugt. Er führt jenes schöne Gesetz des Kayfers Theodos an, der bey seiner Gewissensfolter wegen Veranstaltung eines ähnlichen Blutbades in Thessalonich, den Befehlhabern verbietet, dergleichen Befehle früher, als nach einem Aufschube von dreyssig Tagen zu vollziehen. Während dieser Zwischenzeit sollte man Abgeordnete an den Kaiser schicken, und um die Bestätigung dieser von ihm eigenhändig geschriebenen Befehle bitten. Dies hieß der Reue Platz lassen. Diese Art von plötzlicher Eingebung des jungen Jeannin, diese eben so glückliche als erhabene Anwendung eines fast ungekannten Gesetzes, wirkt wie ein Schlag auf alle

alle Gemüther, gewinnt allgemeinen Beyfall, und ein einzelner Bürger hatte die Ehre, sein Land zu retten; denn zwey Tage später kam ein Eilbote mit neuen Befehlen vom Könige, welche den vorigen zurücke nahmen. —

Jeannin fand eine würdige Unterstützung an eben diesem Grafen von Charny, Eleanor von Chabot, Befehlhaber der Provinz; ein Kriegsheld, dessen Klugheit und Mässigung gleichen Schritt mit seiner Tapferkeit hielt. Er sagte: „Die bisherige Härte und Grausamkeit gegen die Protestanten habe zu weiter nichts gedient, als diese noch mehr zu erbittern und in Wuth zu bringen; das beste Mittel, sie wieder zu gewinnen, sey dieses, daß man Gelindigkeit gegen sie beobachte und sie menschlich behandle.“ — Und dies hatte die Wirkung, — setzt Herr von Thou hinzu — daß nur sehr wenig Blut in Bourgogne vergossen wurde, und fast alle Protestanten kehrten zu der Religion ihrer Vorfahren zurücke.

D' Aspremont, Vicomte von Orthe, Befehlhaber von Bayonne, war ein Mann von heftiger Gemüthsart, aber abgesagter Feind aller Niederträchtigkeiten. Folgendes ist seine Antwort an den König; sie ist bekannt, aber sie kann nicht oft genug wiederholt werden.

„Sire, ich habe Eurer Majestät Befehl Deren getreuen Einwohnern und Kriegern von der Garnison bekannt gemacht; ich habe unter denselben lauter gute Bürger und tapfre Soldaten gefunden; aber

aber keinen einzigen Henker; sie und ich bitten daher Eure Majestät, in allen möglichen Fällen, so gefährlich sie auch seyn mögen, von unsern Kräften und von unserm Leben Gebrauch zu machen, da es Ihnen, Sire, gehört, so lange es währen wird.“ —

Als le Veneur de Tillieres den Befehl erhielt, die Huguenotten in Rouen ermorden zu lassen, erschrak er Anfangs über diesen fürchterlichen Auftrag. „Ich glaubte, sagte er, sie jedesmal, wenn sie bewaffnet erschienen, mit so vielem Ruhm und Ehre geschlagen zu haben, daß man mich nicht zu ihrem Meuchelmörder wählen würde.“ — Ein Frauenzimmer, welches er liebte, — und wo ist ein Herz, welches die Liebe nicht erweichen sollte? — vergrösserte durch ihr eigenes Mitleiden auch das seinige; ihre Bitten und Thränen bewogen ihn, einen ausserordentlichen Boten an den Hof abzuschicken; weil er aber Verzögerung befürchtete, so eilt er gleich hernach selber zu den Füssen des Königs, um ihm die Unbilligkeit und Härte dieser Verordnung vorzustellen. Aber seine Bemühungen waren zu schwach; nur eine kleine Anzahl von Bürger konnte er der Wuth ihrer Landsleute entreissen; und wir müssen ihm hier nicht so sehr das in Rechnung bringen, was er gethan hat, als was er hatte thun wollen.

Montmorin = Saint = Herem war glücklicher in Auvergne; er empfing die vom Hofe Abgeschickten sehr übel und behandelte sie als Betrüger; er setzte hinzu: „er werde niemals ähnlichen Befehlen gehorchen, woferne der König sie ihm nicht mündi-

lich gäbe;" — so sehr war er überzeugt, daß ein solcher Befehl niemals aus dem Munde eines Königs kommen könne; er hielt ein so grosses Verbrechen für unmöglich. Tugendhafter und redlicher Mann! du hattest wenigstens die süsse Beruhigung, die Schlachtopfer dem Schwerde der Henker entrissen zu haben. Nach dem Verfasser der Henriade soll Montmorin folgenden Brief an den König geschrieben haben:

„Sire, ich habe einen Befehl unter Eurer Majestät Siegel erhalten, alle Protestanten in meiner Provinz töden zu lassen. Ich habe zu viele Achtung für Eure Majestät, als daß ich diesen Brief nicht für untergeschoben halten sollte; und wäre wirklich der Befehl von Eurer Majestät selber, welches Gott verhüte, so habe ich auch alsdann zu viele Achtung für dieselbe, um ihm zu gehorchen." —

De Tende, Freund des Hauses Montmorency, und noch mehr, Freund der Menschheit, sagte ebenfalls beym Empfange dieses Blutbriefes; — man wolle ihn täuschen, und es könne nicht Befehl vom Könige seyn; es sey ein Kunstgriff jener Feinde der öffentlichen Ruhe, welche den Namen seiner Majestät entlehnen, um ihre besondern Leidenschaften zu befriedigen. Daher betrachtete er diesen Befehl als nicht gegeben, und nahm keine Rücksicht auf denselben. Der König wurde darüber sehr ungehalten. De Tende starb vor Betrübniß; einige behaupten, man habe ihm seine Tage verkürzet.

De Gordes, aus dem berühmten Hause Simiane, that in Dauphiné, wo er Befehlhaber

war, was De Tende in Provence gethan hatte. Als man im Parlamente zu Grenoble die Briefe von Karl dem Neunten las, welche jenes Blutbad anbefohlen; so behauptete de Gordes, — man könne unmöglich glauben, daß der König so viele Unschuldige umbringen lassen wolle. Er fand eine würdige Unterstützung an dem Parlamentspräsidenten, der, wie billig alle Freunde der Wissenschaften, ein Feind aller Gewaltthätigkeit war. — „Niemals, — sagte dieser tugendhafte Mann — niemals werde ich mich überzeugen, daß ein so weiser König, wie der unsrige, ein solches Blutbad billigen könne; nein, er hat daran keinen Theil; Ausländer sind es, welche seine Gewalt mißbrauchen, und unsre Pflicht, die wir als Obrigkeiten und als Franzosen zu befolgen haben, besteht darinne, daß wir ihm seine Unterthanen erhalten.“ — De Gordes ließ daher Todesstrafe gegen den ersten Katholiken öffentlich bekannt machen, der einen Versuch auf das Leben der Protestanten wagen würde. Diese nützliche Strenge rettete viele Schlachtopfer.

Auch sie verdient ihren Antheil an unsrer Erkenntlichkeit, jene Tochter des guten Ludwigs des Zwölften, die ihres Vaters so würdige Renata von Frankreich, die Ehre ihres Geschlechts und ihres Jahrhunderts. In ihrem Schlosse zu Montargis rettete sie dem d' Aubigné und sechshundert französischen Protestanten, welche hier mit ihr eingeschlossen waren, das Leben. Der verwegene Guise wollte diese Freystätte entweihen, und drohte

das Schloß zu beschiessen. — „Sehen Sie wohl zu, was Sie thun, — sagte sie zu ihm, — Sie müssen wissen, daß niemand das Recht hat, mir zu befehlen, als der König selber; wenn Sie es dahin kommen lassen, so trete ich selber vor den Riß, und will abwarten, ob Sie Kühnheit genug haben, die Tochter eines Königs zu tödten, deren Tod Himmel und Erde an Ihnen, und an Ihrer ganzen Nachkommenschaft, bis auf die Kinder in der Wiege, wird rächen müssen; Sie sollen das Blut meiner theuren Franzosen nicht eher vergiessen, als bis Sie mir das Leben geraubet haben.“ — Der ungestüme Guise glaubte den Geist Ludwigs des Zwölften zu hören; er gerieth in Erstaunen, und wenigstens für diesmal wagte er nicht, sein Verbrechen zu vollziehen.

Auch Priester, — denn es wäre äusserst ungerecht, wenn man sie alle zu Theilhabern an jener unmenschlichen Handlung machen wollte — auch tugendhafte Priester fanden sich, welche ihr Leben in Gefahr setzten, um ihren Brüdern das ihrige zu retten.

Matignon, gewiß ein eifriger Katholik, entriß dem Schwerde der Schwärmer die Protestanten in Alençon und Saint-Lo; Coursay in Angres; la Guiche in Macon; de Rieux in Narbonne; Bouillé in Bretagne; — alle diese retteten so viele als sie konnten. Die Antwort, welche diese braven Krieger dem Könige gaben, war dem Inhalte nach folgende: sie wären bereit, für ihn zu

sterben; aber niemals würden sie zu seinem Dienste an irgend jemanden Meuchelmörder werden.

Montmorency's bloße Gegenwart bey Senlis schützte diese Stadt gegen Mord und Plünderung; die Aufrührer wagten nicht, sich zu zeigen; — so viel wirkt ofte der blosse Anblick des rechtschaffenen Mannes auf den Frevler! Catharine von Medici verzieh es ihm niemals, daß er seinen Kopf aus der Schlinge gezogen und zugleich das Leben seiner Landsleute gerettet hatte.

Diese berühmten Männer sind indessen nicht die einzigen, welche auf die Hochachtung der Nachwelt Anspruch haben.

Das Gerücht von diesem Blutbade verbreitete sich balde nach London; und auf diese traurige Nachricht legte Elisabeth, und mit ihr der ganze Hof, Trauerkleidung an. Salignac, damaliger französischer Gesandte in England, weigerte sich, bey dieser Fürstin jene abscheuliche Handlung zu entschuldigen. „Sire, — antwortete er dem König, — ich würde mich dieser schrecklichen Hinrichtung mitschuldig machen, wenn ich sie zu beschönigen suchen wollte; Eure Majestät mögen sich an diejenigen wenden, welche Ihnen dazu gerathen haben.“ — Als er sahe, daß Karl der Neunte durch diese Antwort aufgebracht wurde, so setzte er hinzu: „Ein König kann einen Edelmann seine Macht fühlen lassen, aber niemals kann er ihm seine Ehre rauben.“ Dieser Salignac war der Oncle des unsterblichen Fenelon.

Man erlaube uns, nur noch ein Beyspiel anzuführen, welches zwar von verschiedener Art, aber von gleicher Würde mit den vorhergehenden ist; die Tugend war damals so selten, daß man Beweise von derselben nicht zu sehr vervielfältigen kann.

Vezins, Befehlhaber von Quercy, ein sehr eifriger Katholik, dabey von wildem und rachsüchtigen Charakter, hatte einem protestantischen Edelmanne, Regnier, von welchem er beleidigt zu seyn glaubte, Vergeltung geschworen. Als er am Bartholomäustage erfuhr, daß sein Todfeind in der größten Gefahr stehe, und daß bereits sein Haus von Meuchelmördern umringt sey, — eilt Vezins an der Spitze einiger Reuter hin, zerstreut den Haufen, erbricht Regnier's Thüre, und mit blossem Degen in der Hand tritt er in sein Zimmer, von zwey Bewaffneten begleitet. Bey diesem Anblicke hält sich Regnier für verloren, und ruft: „Stoß zu! mein Leben soll dir nicht theuer werden.“ — Hierauf wirft er sich zur Erden und empfiehlt dem Himmel die Sorge für seine Rache. Mit entscheidendem Tone gebietet ihm Vezins, aufzustehen und ihm zu folgen; er gehorcht zitternd; sie gehen mit einander herunter, Vezins heißt ihn ein spanisches Pferd besteigen, reitet mit ihm durch den erstaunten Haufen der Mörder; und ohne anzuhalten, ohne ein einziges Wort mit ihm zu sprechen, bringt er ihn auf diese Weise bis auf sein Landgut in Quercy. Als sie hier angekommen waren, sagte er zu ihm: „Hier bist du sicher; jetzt können wir, wenn du Lust hast, unsern Zwist mit gleichen Waffen entscheiden.“ —

„Mein guter Vezins, — erwiederte Regnier, — ich habe weder Kraft noch Muth gegen Sie mehr übrig; Ihre Edelmüthigkeit hat mein Herz und meine Hand entwaffnet.“ — Zugleich stürzt er seinem Wohlthäter in die Arme, und seit der Zeit blieben sie unveränderlich Freunde. —

Dies sind die Angaben, bey welchen wir so gerne verweilen; die Namen dieser berühmten Männer, welche ein Jahrhundert dem andern nennen wird, werden mit Ruhme in unsern Geschichtbüchern glänzen; wir werden sie denen entgegen setzen, welche sie schänden. Ihr erhabenes Beyspiel zeiget uns, daß die angestammte Ehre, dies Erbtheil der Franzosen, in allen ihren Seelen nicht verlöscht war; in ihrem Herzen erhielt sich ihr Feuer, und vielleicht können ihre Tugenden, gehörig abgewogen, uns wegen der Verbrechen ihrer Zeitgenossen trösten.

Ausländern, — haben wir gesagt, — Ausländern muß man den größten Theil des Uebels zuschreiben, welches Frankreich in jenen unglücklichen Zeiten zur Wüste machte. Um uns davon zu überzeugen, muß uns vergönnt seyn, auf einige nähere Erörterungen uns einzulassen; die Wichtigkeit des Gegenstandes rechtfertiget eine Prüfung, die freylich schmerzhaft, aber nützlich, aber nothwendig ist; denn

sie betrift die Ehre einer ganzen Nation, und niemandem kann sie gleichgültig seyn, für den der Name — Vaterland und Bürger — noch einige Bedeutung hat.

Man durchblättere die Jahrbücher unsrer Geschichte; man wird keinen Zeitraum finden, in welchem Ausländer einen so auffallenden, so entscheidenden Einfluß auf die Geschäfte des Königreichs gehabt hätten. Nie sahe man eine so große Anzahl derselben Frankreich bestürmen. Am Hofe, bey den Kriegsheeren, in der Kirche, in den Rathversammlungen, hatten sie die ersten Stellen des Staats in Besitz genommen. Sie umringten den Thron; sie führten recht eigentlich das Scepter; sie herrschten durch ihr Ansehen und durch ihre Ränke. Durch ihr Gold und durch ihre unglücklichen Talente, hauptsächlich aber durch die weit mächtigere Herrschaft des Vorurtheils machten sie sich das Volk unterwürfig. — Voll Begierde nach Veränderungen und Neuerungen, von schwärmerischer Wuth trunken, brachten sie ihren rastlosen Ehrgeitz, ihre Sitten, ihre Laster, ihre Vorurtheile zu uns herüber; und es ist ausser allem Zweifel, daß der ursprüngliche Charakter der Nation durch diese unächte Mischung verändert, verschlimmert worden.

Seit langer Zeit hatten sich die jenseit der Alpen herrschenden Grundsätze auch in dieses Königreich eingeschlichen; — jene Begriffe von unbeschränkter Macht, zu welcher die Päbste sich über Kronen und Monarchen berechtiget hielten; — jenes traurige Vorrecht, nach Willkühr alle Bande zu

trennen, wodurch Unterthanen mit Königen, Könige mit Unterthanen verknüpft waren; — allen diesen Behauptungen wagte man kaum zu widersprechen. Jene ärgerliche Lehre war in Frankreich gleichsam einheimisch geworden; der Cardinal von Lothringen und einige eifrige Prälaten waren die Beförderer derselben, die Stimme der Mönche war ihr Widerhall, die Sorbonne ihr Heiligthum. Ausländische Würden wurden Belohnung für jeden, der Wohlfahrt und Freyheit des Vaterlandes zu verrathen oder zu verkaufen geneigt war. Scheiterhaufen brannten, um Roms vorgebliche Rechte einleuchtend zu machen. Im Namen des Pabstes predigt man eine Kreuzfahrt in Frankreich, gegen Franzosen. Bald hernach wagt man, den schändlichen Richterstuhl gegen Ketzer aufzurichten, und ohne die unerschütterliche Standhaftigkeit des großen Kanzlers, L' Hopital, würden die Franzosen unter dieses Joch gebracht worden seyn, dieser ewigen Schmach und Schande des menschlichen Geistes.

Jene Grundsätze, welche den Arm des Meuchelmörders bewaffnen, welche den Mord heiligen, welche den Verräthern des Vaterlandes die Märtirerkrone verheissen, — erschallten von einem Ende des Königreichs bis zum andern; auf den Kanzeln, in den Beichtstühlen, in allen damaligen Schriften; man hörte sie, ohne zu erröthen, selbst in den Versammlungen der Nation. Geschworen wurde nur beym Pabste, welcher die Könige in den Bann that; — nur bey dem Legaten, welcher ihnen trotzte; — nur bey Rom, welches den bourbonschen Stamm

für unächte Geburt, und des Erbscepters der Franzosen für verlustig erklärte. Rom äusserte eine grausame Freude bey allen den Drangsalen, welche das Vaterland beklemmten; es verlangte Empörung und seine Schlüsse waren heilig. Von Rom aus wurde geboten, was man in Paris denken sollte. Die Geistlichkeit, der Adel, die Grossen, das Volk schrieb an den heiligen Peter, um zu erfahren, ob sie mit gutem Gewissen ihre Könige entthronen und würgen könnten. Sie nannten sich seine getreuen Diener und Unterthanen. Rom herrschte wirklich durch ein so mächtiges Vorurtheil über die Gemüther der Menschen. Die letzten vom Hause Valois waren blos die Vollzieher, oder die Opfer seiner höchsten Schlüsse. Der Pöbel der Liguisten erhielt seine Anweisung von Priestern, von Landgeistlichen, von Mönchen; diese, die unermüdetsten Beförderer der Empörung, erhielten sie vom Legaten; der Legat vom Pabste; in Rom war der erste Faden befestiget, welcher dieses ganze Gewebe zusammen hielt; und der heilige Peter, dem seine Vatikanblitze noch nicht genug waren, besoldete auch recht fromm ein Heer von Italiänern, um Frankreich zu verwüsten.

Aber Rom selber folgte dem Stosse eines nicht minder schädlichen Feindes. Philipp der Zweyte, dieser Spanier, der unaufhörlich an unserm Unglücke arbeitete, war noch viel fürchterlicher. Ihm diente die Religion zur Decke über alle seine Verbrechen. Er hatte den Bourbons unversöhnlichen Haß geschworen; er war grausam, um sich von Gerechtigkeit los zu sagen. Seine grosse

Kunst war die Kunst der Bestechung; das, den Indianern durch so viele Verbrechen entrissene Gold, strömte nach Frankreich, um neue Verbrechen zu gebieten. Was nur von feigen und niederträchtigen Menschen in Frankreich zu finden war, die alle standen in seinem Solde; Obrigkeiten, Priester, Mönche, waren seine Lohndiener. Man verschwendete Gold an die Reichen; den Armen gab man Brod; aber welch ein Brod! und wie theuer war es erkauft worden! Die Prediger, alle von Spanien besoldet, verkauften ihm ihre Wuth und ihren Fanatism, sie waren die Lunte und die Trompete der Ligue. Spanische Unterhändler und Doublonen verschafften sich überall Eingang; ganz Frankreich war, so zu sagen, feil. Die Sorbonne philippisirte. Philipp und Alba, dieser würdige Diener seiner blutigen Unternehmungen, herrschte in dem Rathe der Valois. Philipp regierte sogar in den einzelnen Provinzen. Er ließ von den Rechtslehrern das salische Gesetz angreifen, dieses heilige Gesetz, welches eigentlich freylich nur in den Herzen der Franzosen geschrieben stehet, aber eben deswegen keiner andern Schrift bedarf. Er schmeichelte sich, die Krone auf seine Tochter zu bringen. Seine Kundschafter füllten die Hauptstadt und rühmten ohne Aufhören seine Edelmüthigkeit, seine Macht, seine Reichthümer. In seinem Stolze sprach er nicht anders, als — meine Stadt Paris, meine Stadt Orleans, — als wenn wirklich Frankreich schon eine bloße Spanische Provinz gewesen wäre. Im Namen der Religion versengte er das Königreich, so

wie er im Namen der Religion Indien verwüstet hatte.

Von dieser Beschaffenheit war Philipp, dieser große Feind Frankreichs und der Menschheit, dieser Vergifter seiner Gemahlin, dieser Mörder seines Sohnes, ein Mensch endlich, — wenn man ihn noch mit diesem Namen beehren kann — den man so richtig den Mittagsteufel genannt hat, um mit einem einzigen Zuge alles das Uebel zu schildern, was er in beyden Welten verursacht hatte.

Indessen hatte Medicis die Regierung; Medicis, dieses traurige Geschenk, welches der Himmel in seinem Zorne Frankreich gegeben hatte, um Italien wegen unsrer ungerechten Kriege zu rächen. Sie war es, sie, diese Ausländerin, welche die Seele und die Jugend ihrer Söhne verführte, und durch fürchterliche Kunstgriffe suchte sie mit eben so vieler Sorgfalt die Naturanlage Karls des Neunten zu zerstören, von welcher sich Tugenden erwarten liessen, als eine andre Mutter angewendet haben würde, um diese in seiner Seele aufkeimen zu lassen. Nur stufenweise und durch allmählige Gewöhnung an schreckliche Auftritte, lehrte sie ihn, im Menschenblute sich baden. Sie war es, welche den fürchterlichen Entwurf, die Protestanten auszurotten, zur Geburt brachte; sie war es, welche die noch ungewisse Hand ihres unglücklichen Sohnes kühn machte, den Dolch in die Brust seiner Unterthanen zu stossen; sie gebrauchte ihre fürchterliche Beredsamkeit, um seine wankende Seele in diesem Vorhaben zu stärken, und mit dem Machiavel in der Hand

gab die Italiänische Catharine von Medicis, vom Louvre herab, das Zeichen zum Blutbade.

Dreissig Jahre regierte sie, und dreissig Jahre war sie Furie für Frankreich; schwach und grausam; gleichgültig gegen alle Meynungen und dennoch abergläubig; Religion führte sie immer im Munde, aber in dem Innern ihres Herzens hatte sie keine andere Gottheit, als ihren Ehrgeiz; alles opferte sie diesem Götzen; Verbrechen reizten nur ihre Begierden. Unerschrocken bey ihren Freveltaten rief sie: „sey es drum, wenn ich nur regiere.“ — Den Weg dazu bahnte sie sich, ohne Rücksicht auf Wohlstand, auf Sitten und auf öffentliche Achtung. Uebrigens ohne Plan, ohne wahre Talente; man müßte denn zur Regierungskunst auch Treulosigkeit rechnen, Verstellung, und jene so gemeine und leichte Hülfe für eingeschränkte Geister, die Sucht nämlich, überall Unruhe und Zwiespalt zu verbreiten. Alles vermengte, alles vermischte sie; niemals handelte sie anders als auf krummen Wegen; schwankte unaufhörlich zwischen beyden Parteien; und dem Schlangengange ihrer Politik gemäß, ermunterte sie bald die Protestanten, bald versetzte sie dieselben in die äusserste Verzweiflung; an dem nämlichen Tage flehte sie niederträchtig um ihre Hülfe und unterzeichnete ihre Achtserklärung; gleich bereit, über ihre Niederlage und über ihren Siege sich zu freuen; und bey ihrem ewigen Wechsel blieb sie nur standhaft in dem Vorhaben zu schaden, und in ihrem unversöhnlichen Hasse gegen Heinrich den Vierten.

Während dreier Regierungen führte sie die Fackel der Zwietracht; sie alterte mitten unter den Vorwürfen und Flüchen der ganzen Nation, und starb endlich — — — zu spät; aber mit in ihr Grab nahm sie den Haß der Protestanten, und die Verachtung der Katholiken, den Abscheu der guten Franzosen und aller Rechtschaffenen; und hinterließ eine reiche Aussaat von Klagen, Zwietracht, Kriegen und Verbrechen.

So war Catharine von Medicis, so war die Mutter der Valois beschaffen! Welchen Haufen von Italiänern hatte sie nach Frankreich mit sich herüber gezogen! Alle Moden des Hofes waren italiänisch; Feste, Schauspiele, Spielwuth, Stilette, Meuchelmord, Spionen, alles kam aus Italien zu uns. Die Frauenzimmer von ihrem Gefolge, — lauter Meister in der Verführungskunst, unterrichtet in den geheimen Absichten ihrer Gebieterin und folgsam gegen ihre Aussprüche — fast alle waren Italiänerinnen. Wem ist es unbekannt, welchen Gebrauch Catharinens Politik von ihnen machte, und wie viele vornehme Franzosen in ihre Netze verstrickt wurden! Ihre Fallen waren um so viel sicherer, je mehr sie unter Blumen verborgen lagen; mit Blumenkränzen fesselte sie die Krieger, und mitten unter Festen sann sie auf Meuchelmord.

Sie entfernte den größten Franzosen, den tugendhaften L' Hopital, diesen ungestümen Zeugen, dessen Gegenwart ihren Blick ermüdete, dessen Vaterlandsliebe ihrer Politik einen Riegel vor-

schob, dessen Talente ihre Entwürfe hinderten, und dessen strenge Tugend eine Satire auf ihr Betragen war. Für sie gehörte ein geschmeidigerer, nach dem Glückswinde lenksamerer Mann, der kein Vaterland ausser dem Hofe kannte, keine andere Gottheit als Gunst, kein Gesetz als den Eigensinn der Despotin; und diesen Mann fand sie in einem dieser Italiäner, welche die Nation belagerten.

Der Mailänder Birague, war es, der ohne einige Kenntniß von den Gesetzen und von der Verfassung des Staats, zur ersten Kronwürde berufen, und mit dem Raube des französischen Aristides bekleidet wurde; der einzige Ausländer, dem man seit Gründung der Monarchie diese wichtige Stelle anvertraut hatte; auch sagte er: — „er sey Kanzler des Königs, und nicht Kanzler von Frankreich. Vermöge dieses Amtes kam sein Siegel zu allen Arten von Auflagen. Er war es, der den Untergang der Protestanten unterzeichnete; er gehörte zu denen, welche in die Verschwörung am vier und zwanzigsten August am tiefsten sich eingelassen hatten; war der vertraute Rath, und in der Folge der Lobredner der Medicis; in seiner Hand hingen die verborgenen Faden dieses abscheulichen Gewebes. Ofte hatte man ihn sagen gehört — „um mit den Huguenotten fertig zu werden, müsse man Köche anstellen, und nicht Soldaten.“ — Weil er aber die Hoffnung aufgeben mußte, die Franzosen in Giftmischer zu verwandeln; so fand er es endlich für

sicherer, im Namen des Königs ihre Hände mit dem Beile des Henkers und mit dem Dolche des Meuchelmörders zu bewaffnen.

Ein Florentiner, Gondi de Retz, Landsmann und würdiger Freund der Medicis, Marschall von Frankreich, ohne jemals ein Kriegsheer gesehen zu haben, und der verderbteste Mensch, der jemals lebte, — ein Florentiner wurde von dieser Königin zum Führer der Jugend Karls des Neunten und seiner Brüder gewählt! Welch ein Mentor! Und was sehr bemerkenswerth ist, wiederum der erste Ausländer, welcher in Frankreich zu einem ähnlichen Geschäfte gewählt wurde, von welchem das Schicksal der Nation abhängt; denn nur erst in diesem unglücklichen Zeitraume wagte man, alle Gesetze der Nation mit einem male zu beleidigen. Er war es, welcher diese Fürsten lehrte, seine Hitze durch Schwüre und fürchterliche Lästerungen auszulassen; er öffnete seine Seele allen Leidenschaften; er unterhielt seine Neigung an grausamen Schauspielen und gewaltsamen Handlungen; mit einem Worte, er verdarb ihn gänzlich, und machte, daß er die guten Grundsätze, welche sein erster Führer, der biedere Cipierre, ihm beygebracht hatte, vergaß, und ganz von ihnen absahe. In seinem Hause wurde das Blutbad beschlossen, zu welchem er durch seinen verabscheuungswürdigen Unterricht seinen Zögling vorbereitet hatte; er ließ dem jungen Prinzen keine Ruhe, und quälte seine Seele so

lange,

lange, bis er ihm jenen unglücklichen Befehl abgedrungen hatte; man sahe, wie er sich mit Catharine von Medici um die sträfliche Ehre stritt, dem jungen Könige seine Gewissensvorwürfe zu benehmen; und jener Flintenschuß! — — — wer weis es denn, aus welcher Hand er ihn empfing! — Nein! kein Narcis konnte bey den Römern einen Nero so plötzlich umändern, als der Florentiner Gondi den unglücklichen Karl den Neunten verschlimmerte.

Gonzague, Nevers, Fürst von Mantua, war einer von denen, welche man öffentlich beschuldigte, an diesem blutigen Trauerspiele den meisten Antheil gehabt zu haben.

Wem ist unbekannt, in welchem ausserordentlichen Rufe in Frankreich der Parfumeur der Königin, Renatus Bianchi, und der berüchtigte Cosmus Ruggieri, ein Florentiner, standen! Wenn man diesen auch nicht, mit einigen Schriftstellern, für einen Giftmischer im Solde der Medicis halten will, so schadete er dennoch den Gemüthern durch das Gift der Vorurtheile, — so unterhielt er sie doch mit den Thorheiten der gerichtlichen Sterndeuterey, so brachte er doch Furcht und Mißtrauen in die Familie; er verschlimmerte die Seelen. Niemals sprach man so viel von Stundendeutung, Vorbedeutungszeichen, Talismanen, Hexereien und Zaubereien; niemals haben so viele feige Verbrechen, Vergiftungen und Meuchelmorde die Jahrbücher der Nation geschändet.

Zametto, Pachter der königlichen Einkünfte, Sohn eines Schusters aus Lugues, der nämliche, welcher sich rühmte, Oberlehnherr von siebenzenhunderttausend Thalern zu seyn, war ein Geschöpf der Medicis, ein Vertrauter der Guisen, ein Freund der Maitressen; er gehörte zu denen, welche am meisten nach der Mode am Hofe waren; er hielt es nicht unter seiner Würde, sich bey den Vergnügungen der Prinzen brauchen zu lassen; bey ihm geschahe es, daß Gabrielle von Estrees plötzliche Anfälle vom Tode fühlte, und man weis, welcher Verdacht wegen dieses traurigen Vorfalls sich erhoben hatte.

Alle Finanzgeschäfte waren in den Händen der Italiäner; der Großherzog von Toscana war der erste Pachter des Königreichs; ein Gondi, ein Cenami, ein Sardini, ein Bandini, ein Ruscellai, ein Ghiacetti, waren eben so viele Blutigel, welche sich mit Frankreichs Unglücke mästeten; gegen dieses Heer von ausländischen Räubern hat Sully in der Folge so lange Zeit zu kämpfen gehabt. Eine Menge von Unterpachtern lieferte die Lobredner und Mitschuldigen ihrer Handlungen, unterdessen, daß von einer andern Seite, zum Hohne der Franzosen, die ersten Stellen am Hofe, im Rathe, in der Kirche und bey den Kriegsheeren, in den Händen eines Strozzi waren, eines Salviati, eines Pic de la Mirandola, eines San-Severino, eines Caraccioli, eines Aquaviva, eines Bonzi, eines d'Elbenne, eines d'Ornano, eines Fregose, eines Frangipani, eines Fiesque, eines Mar-

Linengue, eines Rangoni, eines Ursins, eines Gadagne, und hundert andrer. Sie drängten einander wie die ungestümen Wellen; sie überstiegen die Alpen, und waren jederzeit ihrer Aufnahme gewiß. Alle Wege zum Glücke ebneten sich unter ihren Tritten; alle Pforten der Ehre öffneten sich ihnen; es war schon Verdienst Italiäner zu seyn, und nur zu oft machte dieses Verdienst jedes andere entbehrlich.

Aber dies war noch nicht alles. Mit Roms entscheidendem Einflusse, mit Spaniens Golde, mit Italiänischer List und Schlauheit vereinigte sich noch die Thätigkeit des Hauses Lothringen, dessen Staatsklugheit und fressender Ehrgeitz schon allein hinreichte, um den Thron der Valois zu stürzen. Franz der Erste, welcher diese Ausländer festen Aufenthalt an seinem Hofe nehmen sahe, schien ihre Bestimmung voraus zu sehen, als er sagte, — „Die Guisen würden ihre Kinder in Wamms kleiden, und allen seinen Unterthanen nur das Hemd lassen.“ — Eine so wahre Vorhersagung, daß man glauben sollte, sie sey erst nach der Begebenheit gegeben worden.

Und in der That, nichts gleicht der Unklugheit, mit welcher man diese gierigen Fremden aufnimmt. Welche Ehren, welche Reichthümer häufet man über ihren Häuptern! und was war die Belohnung für so viele und grosse Wohlthaten? der wohlüberlegte Entwurf, ihre Wohlthäter zu plündern, — die Nation, welche sie aufnahm, zu unterdrücken, — die Krone des Hauses Valois

auf ihr Haupt zu bringen; vierzig Jahre lang ist dies das Ziel ihrer fortgeerbten Bestrebungen. Nie sahe man ein Unterdrückungssystem, welches mit grösserer Geschicklichkeit entworfen, mit grösserer Kunst zusammengehalten, mit grösserer Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit befolgt worden wäre. Dies war recht eigentlich der Brennpunkt, von welchem alle die Strahlen ausfuhren, welche Frankreich in Brand setzten; und Rom und Spanien, und Medicis selber, blindgeführt von der Politik der Lothringschen Prinzen, arbeiteten nur an deren Ruhme, nur an deren Vergrösserung; sie alleine sollten die Frucht von so vielem Elende einärndten, welches sie ungemessen über unser trauriges Vaterland ausschütteten.

Wir müssen es gestehen, — denn gerecht muß man auch gegen seine Feinde seyn — nie sahe man grösere Talente in einer und derselben Familie vereiniget. Die Lothringschen Prinzen glänzten bey ihrer Erscheinung in Frankreich mit dem ganzen Feuer, welches eine lebhafte Jugend ankündigte; unterdessen der Stamm der Valois alle Merkmale der Abgelebtheit zeigte. Welch ein Mann war der große Herzog von Guise, dessen glänzende Eigenschaften alle Augen blendeten, dessen Fehler sogar liebenswürdig waren, und dessen Laster ein äusserst verführendes Aeussere hatten. Der Abgott einer Nation, die lebhaft in ihren Gefühlen, schwärmerisch eingenommen für Talente ist, welche man ihr freywillig zum Opfer scheint darzubringen, — einer Nation, der man

vielleicht keinen andern Vorwurf machen kann, als daß sie gegen Verdienste der Ausländer erkenntlicher ist, als gegen die Verdienste ihrer eigenen Mitbürger. Sie erfindet für ihn Ehren, Titel, Würden; sie sieht mit Freuden in seinen Händen eine Macht ohne Grenzen, und die Großen gezwungen, zu seinen Füßen zu kriechen; stolz auf sein Glück im Kriege, und trunken von Fanatism, sieht das Vaterland in ihm nichts, als seinen Befreyer, die Kirche ihren Beschützer, und die Religion ihren Helden, und balde hernach ihren Märtirer.

Mit ganz verschiedenen Eigenschaften, und mit einer Denkart, die einem römischen Priester angemessener ist, mit einem vielleicht grösserem Geiste, einem feurigeren Ehrgeize, einer tieferen Staatsklugheit, weit weniger Gewissenhaftigkeit und mehr Kühnheit, — ging sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, viel sicherer dem gemeinschaftlichen Ziele entgegen: der Herabsetzung der Valois und der gänzlichen Unterdrückung der Bourbons. Ganz der Wildheit seines Charakters folgsam verbreitete er über Frankreich jenen Geist der Unruhe und der Verfolgung, der zweyhundert Jahre später ihn zum Abscheue der Nation gemacht haben würde, der aber damals alles unter sein Joch brachte, was sich nur von feilen, unwissenden, ehrsüchtigen, schwärmerischen Seelen vorfand. Er herrschte über Frankreichs Geistlichkeit, und von dieser war er die Seele, das Orakel, und noch mehr der Despote;

so wie sein Bruder über die Gemüther des grossen Haufens und bey den Kriegsheeren herrschte. Er vertheilte alle Gnaden und alle Strafen der Kirche; er war Herr von allen Reichthümern des Königreichs; fast erlag er der Last von Würden, welche über seinem Haupte gehäufet waren; als Onkel der jungen Königin, erster Minister und Kardinal, sahe dieser freche Ausländer alles unter seinem eisernen Zepter sich beugen. Etwas fehlte noch zu seinem Glücke. Der Titel eines Groß-Ketzerrichters war ein solcher feiner Leckerbissen, der dem stumpf gewordenen Gefühle seines Ehrgeizes neuen Reiz geben konnte. Niemand hatte auch in der That ein größeres Recht zu demselben, als er; schon lange vertrat er diese Stelle und that sich viel darauf zu Gute. Er zündete Scheiterhaufen, er folterte die Gewissen, er verfolgte die vornehmsten Franzosen, er plünderte seine Schlachtopfer, und unwiederbringlich unglücklich machte er die Obrigkeiten, welche ihm zu widerstehen wagten. Mit Füssen trat er alle Rechte der Nation, trotzte den ächten Prinzen, den Kindern des Vaterlandes, und brannte vor Begierde, ihr Blut auf Schafotten fliessen zu lassen. Er lockte die Bannstrahlen aus Rom, welche Johanne von Albret um das ihrige brachten; und mit diesen Blitzen in der Hand verfolgte er die Mutter und die Kinder in der Wiege; er forderte seinen Sohn — und dieser Sohn war Heinrich der Vierte!! — vor den Kerker des heiligen Ketzergericht. Die wildeste Freude äus-

ferte er bey der Nachricht vom Bartholomäus-blutbade, in dessen Geheimnisse er seit langer Zeit war eingeweihet gewesen. Sein ganzes Leben endlich war eine Reihe von gewaltsamen Versuchen gegen die Freyheit der Franzosen, gegen die Krone und gegen die Nation.

Dies war also der Mann, welcher zuerst den Plan zu der Ligue entwarf, welche die Krone den Valois entreissen, und die Bourbons auf immer davon ausschliessen sollte; dies waren die Eigenschaften, durch welche er das Verdienst haben wollte, sein Haus auf den Thron, und die päbstliche Krone auf sein Haupt zu bringen. —

In seiner Schule bildete sich ein für Frankreich nicht minder unglücklicher Prinz, von vielleicht gefährlicheren, aber überhaupt doch liebenswürdigeren Eigenschaften. Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise, gehört zu jenen Menschen, welche dazu geboren scheinen, Königreichen eine andere Gestalt zu geben. Man sahe in ihm die glänzenden Eigenschaften seines Vaters wieder aufleben, seine Tapferkeit, seinen Edelmuth, seinen Geist, seine Kühnheit, und seine glühende Seele hielt das ganze Feuer des Ehrgeizes seines Oncle in ihrem Innern verschlossen. Nicht vergeblich suchte er dieses anzufachen, um die hohe Bestimmung zu erfüllen, zu welcher ihn das Glück berief, und wodurch er zu jener langen Reihe von Thaten des Ruhms und des Frevels, wichtiger Geschäfte und verdeckter Spiele, Verbrechen und glücklicher Beförderung der Prinzen

seines Hauses, vorbereitet wurde. Er zeigte sich, und alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Von aussen mit allen Gaben der Natur geschmückt, verband er mit einem ehrfurchtgebietenden Anse-hen eine Bescheidenheit und eine Anmuth, welche Zutrauen erweckte, — ein reizendes Betragen mit einer erhabenen Beredsamkeit, welche bisweilen der Begeisterung sich näherte. Beliebt beym Volke, glücklicher Feldherr, liebenswürdig als Mensch, tiefdenkender Staatsmann, schnell zur Rache, wenn ein wichtiger Grund sie zu rechtfertigen schien, aber eben so schnell davon abstehend, wenn der Ruhm der Gelindigkeit seinen Vortheil mehr beförderte; verschwenderisch mit seinem Vermögen und mit seinen Liebkosungen; schmeichelhaft gegen seine Freunde und selbst gegen seine Feinde; geübt in der Kunst, Dank für Verbrechen einzuerndten, deren Begehung er unter seiner Würde halten mußte. Seine ersten Thaten bey dem Vorfalle am vier und zwanzigsten August, wobey er Rathgeber und erster Vollzieher war, machten ihn der Menge nur desto theurer. Er zählet zu seinem Anhange, so viele eifrige Katholiken Frankreich hat. Bald hernach nimmt er jenen grossen Entwurf wieder vor, welcher durch den Tod seines Vaters und seines Oncle war aufgehalten worden; und nun kommt jene unglückliche Verbindung zum Ausbruche, dieses Meisterstück seiner Staatsklugheit. Seine Schlangengänge durchkreuzen Europa von einem Ende bis zum andern; er schmeichelt dem Volke, trotzet den Köni-

gen, und setzet Frankreich in Feuer. Sie eilt seinen Fesseln entgegen, die Nation; denn sie ist durch seine Kundschafter gewonnen, durch seine Kühnheit unterjocht, unter dem fortreissenden Gedränge der Ausländer, durch seine Beredsamkeit verführt, durch jenen Religionsfanatism verloren, mit welchem er sie berauschet.

Dieser Abgott des Volks, dieses Schrecken des Monarchen, sahe diesen König, Heinrich den Dritten, vor seinen Augen fliehen; indem er zaghaft die Tuillerien verließ, schien er ihm die Krone überlassen zu haben. Schon hält Guise alle Stufen besetzt, welche zum Throne führen; schon ernennt ihn Rom; der Himmel wählt ihn, das Volk ruft ihn, ein zweyter Makkabäus, ein andrer David, welcher den Riesen erlegt hat. Endlich fehlt ihm nichts weiter, als der Königstitel; aber jetzt erfolgt jene fürchterliche Catastrophe zu Blois, welche diesen Ehrsüchtigen von seinem eingebildeten Throne stürzet, und seiner Herrschaft zugleich mit seinem Leben ein Ende machet.

Herzog Karl von Mayenne, der dritte Bruder, läßt sich von dem Strome der Begebenheiten fortreissen und wird sein Nachfolger. Rache und Religionswuth thun für ihn alles. Bruder und Sohn zweyer heiligen Märtyrer, welche Ansprüche auf die Gunst des Volkes! Unter seiner Verfügung stand die ganze Macht des Königreiches, alle Stimmen, aller Wiederhall, alle Wuth der Ligue. Für ihn spart man die den Guisen zugedachten Titel; er konnte alles wagen;

aber Mayenne glich weder seinem Vater, noch seinem Bruder. Er hatte gleichen Muth am Tage der Schlacht, einen eben so ungemessenen Ehrgeiz, eine eben so geschmeidige Staatsklugheit; aber ihm fehlte jener Nachdruck, jene Thätigkeit, jene erhabene Kühnheit, wenn man sie so nennen darf, welche einem Thronräuber so nothwendig ist. Schüchtern, ungewiß, unentschlossen, maß er die Höhe des Throns, und wagte nicht, sich darauf zu setzen; konnte nicht König seyn, konnte aber auch seinen rechtmäßigen König nicht anerkennen; konnte der redliche Mann nicht seyn, aber auch nur zur Hälfte ein Verbrecher. Zehn Jahre lang that er weiter nichts, als daß er das Feuer der Empörung anglimmte, die Gemüther vergiftete, und Zwietracht ausstreute. Er machte das Uebel seines Vaterlandes vollständig, indem er dieses an die Spanier verkaufte, es ihrer Habsucht Preis gab, und es die Geissel ihrer Kriegsheere fühlen ließ. Er erniedrigte seinen Stolz und seinen Ruhm so tief, daß er in ihren Sold trat, und durch sie betrogen, fühlt er jetzt ihr Mistrauen, ihren Stolz, ihre Verachtung, — gewöhnliche Belohnung für Verräther! — und diese vorgeblichen Freunde berathschlagen sich endlich, ihm den Kopf vor die Füsse zu legen, unterdessen, daß sein edelmüthiger Sieger vergeblich ihm seine Verzeihung, den Frieden und die Freundschaft eines Helden anbietet.

Inzwischen war der junge Herzog, sein Neffe, zugleich sein Mitbewerber. Als Erbe jenes gros-

sen Namens der Guisen, und ohne fast ein anders Verdienst damals gehabt zu haben, als diesen Namen, sahe er sich von der Nation selber zum Throne berufen; es war eine Schuld, welche Religionswuth dem Geiste seines Vaters und Großvaters entrichten zu müssen glaubte. Alle diese Prinzen erbten die Gunst eines Volkes, welches einen Abgott verlangte. Die Lobredner der Ligue priesen sie als die Schutzengel, als die Befreyer des nämlichen Vaterlandes, dessen so grausame Unterdrücker sie waren. Eine Art von Zauber verwandelte alle Ausschweifungen ihres Ehrgeizes in lauter Tugenden. Ihre Absichten standen mit den heiligsten Absichten in Verbindung; sie hatten die stärkste Triebfeder für sich, von welcher sich jemals die schwachen Menschen regieren liessen, — den Namen der Religion.

Der ungestüme Aumale, dieser Connetable der Ligue, der Held und würdige Gefärthe der Sechszehner, immer unglücklich und immer widerspenstig, den nicht einmal die übermäßige Güte Heinrichs des Vierten beugen kann; sein jüngerer Bruder, welchem tausend Handlungen eines niedrigen und wilden Muthes den Namen des kriegenden Löwen der Ligue verschafften; und jener Mercueur, der undankbarste und sträflichste unter allen, der, überhäuft mit Wohlthaten und Ehren, stolz auf seine Geburt, trotzend auf seinen Titel eines Bruders der Königin, funfzehn Jahre lang Bretagne's Despot und Zuchtmeister war, — welcher wegen dieser Provinz, so wie seine Verwands-

ten wegen der Krone, eingebildete Titel sich schuf, und in seiner Person die alten Beherrscher und das Königreich der Britten wieder aufleben lassen wollte, — welcher die Empörung fortsetzte, da alle andere unterjocht waren, und welcher zuletzt von allen die Gnade Heinrichs des Vierten anflehte nachdem er soviel Unglück in Frankreich gestiftet hatte; — endlich der Kardinal von Guise, ein Elbeuf, Vaudemont, Chaligny, Chaussins; — dieser Haufe von ehrgeizigen und habsüchtigen Prinzen, welche Frankreich verzehrten, sie alle waren aus diesem nämlichen Lothringschen Hause, welches durch seine Fruchtbarkeit und glänzende Macht so lange Zeit die Größe der Valois und Bourbons verdunkelte.

Unterdessen, daß die vorgenannten im Innern des Königreichs ihr unruhiges Spiel trieben, um die Glieder desselben zu trennen, und die Beute unter sich zu theilen, war der Aelteste dieses Hauses, der Herzog von Lothringen, beschäftiget, dasselbe von aussen anzugreifen, und für seinen eigenen Vortheil zu sorgen, indem er dem Feuer der Ligue Nahrung verschaffte. Er war stolz darauf, daß seine Schwester auf dem französischen Throne gesessen, und daß er selber eine Schwester von Valois zur Gemahlin hatte; und in Hinsicht auf diesen doppelten Anspruch beförderte er die Empörung. Sein Sohn focht bey Arques unter Mayenne; Bassompierre, sein Unterthan, und sein Unterhändler, diente gegen Heinrich den Vierten in der Schlacht bey Ivri,

und arbeitete auf verdeckten Wegen für den Vortheil seines Gebieters. Er gab die Hoffnung nicht auf, die Krone auf das Haupt eines seiner Kinder zu bringen. Medicis, diese unversöhnliche Feindin der Bourbons, hatte diesen seltsamen Gedanken geheget, und nichts lag ihr so sehr am Herzen, als einen Sohn von ihrer Tochter auf dem Throne, und die Lothringer an die Stelle der Valois treten zu sehen.

Alle diese Mitbewerber schadeten sich zum Glücke einander selber; ihre Absichten durchkreuzten sich, und nur in dem einzigen Plane waren sie einig, das Königreich zu verwüsten, um zu zeigen, daß sie würdig wären, dasselbe zu beherrschen.

Aufmerksam gemacht durch so viele Streitigkeiten, erwachen alle übrigen Mächte, und wollen an der Beute auch ihren Theil haben. — Der Großherzog von Toscana, Medicis, macht einen Versuch auf Marseille, und bemächtiget sich der Inseln und des Schlosses If, blos um sie für den katholischen Prinzen im Schutz zu nehmen, der als König von Frankreich anerkannt werden würde; er verlieh Geld an Heinrich den Vierten als Kaufmann, und wollte ihn als König plündern — Avignon, dieses Rom diesseits der Alpen, war der Mittelpunkt, von welchem die Empörung sich über alle südlichen Provinzen des Königreichs verbreitete. — Der Herzog von Savoien, dieser Monarch der Alpen, bemächtigte sich mitten im Frieden des Markgrafthums Saluzzo,

um, wie er sagte, dieses Land gegen den vergifteten Hauch des Irrthums zu schützen. Provence, welches sich durch seine Geschmeidigkeit, durch seine Schätze, durch seine Ränke hatte gewinnen lassen, beging die schändliche Schwachheit, daß es sich unter seinen Schutz begab; er spielte in diesem Theile Frankreichs die nämliche Rolle, wie Mayenne zu Paris. Er hatte seine Unterhändler bey den Versammlungen der Ligue, und hielt in der Hauptstadt Kundschafter, welche ihm von allen Bewegungen der Liguisten Bericht erstatteten. In der Folge machte er den Marschall von Biron unglücklich! und nahm Frankreich einen Helden! — — Auch er machte Anspruch auf die Krone; nicht daß er über die Franzosen zu regieren hoffte; er suchte blos einen scheinbaren Vorwand, die Monarchie zu zerstümmeln und an der blutigen Beute Theil zu nehmen.

Nemours, Befehlhaber von Paris, welches er mit vieler Tapferkeit gegen Heinrich den Vierten vertheidigte, war ebenfalls aus diesem Savoiisch-Guisischem Blute. Dieser tollkühne Jüngling setzte weder seinem Ehrgeize noch seiner Verwegenheit einige Grenzen; er hielt Mayennens Macht das Gleichgewicht; er machte sich auch Hoffnung, denn wer machte sich damals nicht welche! — Saint-Sortin, sein Bruder, folgte seinem Beyspiele; Villars und Sommerive hatten ihnen die Bahn gebrochen. So gut wie sie, wußte auch ein Martigues, ein Brienne und Pincy, aus dem kayserlichen Hause Lu-

xemburg, sich Titel und Rang eines Prinzen zu verschaffen. — Aus den blutigen Händen des Italiäners Biragues kam das Siegel der Ligue in die Hände des Lothringers, Lenoncourt; de Rosne, erwählter Marschall von Frankreich, und der beste Feldherr jener Parthey, war geborner Unterthan des Herzogs von Lothringen, so wie Saint-Pol, der es ihm an Talenten und Glück gleich zu thun suchte, der aus dem Guisischen Marstalle sich zu den höchsten kriegerischen Ehren emporhob, und von Mayenne mit dem Scepter des Kriegers geschmückt wurde; ihr Ehrgeiz glich ihrer Tapferkeit, welche sie nur zur Zerstörung des Vaterlandes anwendete, welches sie aufgenommen hatte.

Alle diese Prinzen, diese Grossen, diese Krieger, hielten den Thron belagert, und brannten vor Begierde, ihn anzufallen; sie besassen grosse Würden, grosse Befehlhaberstellen, einige auch grosse Eigenschaften, welche dem allgemeinen Besten ganz entgegen wirkten. Sie hatten gewissermassen die Schlüssel und die Thore Frankreichs; alle waren mächtig schon an sich selber, durch ihre Verbindungen, durch ihre Würden, durch ihr Ansehen, durch ihren Umfang. Die Prinzen vom Geblüte wurden durch sie verdunkelt. War es nicht in Wahrheit die höchste Unklugheit, daß man die wichtigsten

Ehrenstellen, und die ersten Würden des Staats über so viele fremde Köpfe häufte? —

Indessen hatten die Liguisten noch weit eifrigere Verfechter, und weit fürchterlichere Waffen. Die Herzoginnen von Nemours, von Mayenne, von Nevers, Guise, Joyeuse, und Aumale, lauter Ausländerinnen, waren die festesten Stützen der Ligue, und vorzüglich die berüchtigte Herzogin von Montpensier, diese unversöhnlichste Feindin Heinrichs des Dritten, und seines Nachfolgers, das schädlichste Frauenzimmer für Frankreich nächst der Medicis; sie war eine Lothringerin und würdige Schwester jener Guisen, welche nach Vertreibung ihres Königs aus seiner Hauptstadt, keinen brennenderen Wunsch kannten, als ihn vom Throne zu verdrängen. Sie war es, die, indem sie die Scheere vorwies, welche sie an ihrem Gürtel trug, sich rühmte, Heinrich dem Dritten die dritte Krone, (die Tonsur) bereiten zu helfen, ehe sie ihn in das Dunkel eines Klosters verstiesse.

Diese Prinzessinnen führten den glänzendsten Hofstaat in Paris. Ihre Reichthümer, ihr Geist, ihr Rang, ihre verdeckten Spiele, und jene unwiderstehliche Macht der Schönheit, verschafften ihnen den stärksten Einfluß auf die Gemüther des Volkes. Ihr scheinbarer Eifer für die Religion

ligion mußte vollends den grossen Haufen für sie gewinnen.

Als Sklavinnen der Vorurtheile, und unumschränkte Gebieterinnen über die Herzen; — Verführte, oder Verführerinnen, weckten oder fühlten sie die Leidenschaften der Grossen, der Priester, der Mönche; vor dem geheiligten Richterstuhle der Buße wählten sie ihre Schlachtopfer; und auf der Kanzel der Wahrheit, welche an ihren Ränken Theil nahm, rächten sie sich an ihren Liebhabern. Ueberall wußten sie der Ligue Anhänger zu verschaffen; durch Liebe und Andacht verführten sie das Volk mit Hülfe ihrer Beichtväter, und die Grossen durch ihre Anmuth und Schönheit. Zur Beförderung einer so heiligen Sache, vernachläßigten sie keine Mittel, um sich kriechende Diener oder Schlachtopfer zu verschaffen. Man kennt die Mittel, welche die schöne Montpensier soll gebraucht haben; wenn man ihren Zeitgenossen glauben darf, so benutzte sie den Rausch des Freudengenusses, um den Dominikaner, Jakob Clement, zu verführen, und seine jungen Hände mit dem Dolche zu bewaffnen, welcher dem Leben Heinrichs des Dritten ein Ende machte. So erzählt der wahrheitliebende Herr von Thou.

Alle diese Ausländer, Italiäner, Spanier, Lothringer, hatten ein zahreiches Gefolge

von Ausländern, wie sie; — Kundschafter, Schutzgenossen, Lobredner, Unterhändler, Bedienten, lauter hitzige und eifrige Anhänger ihres Bundes; Menschen, die nur Neuerungen wünschten, die Frankreichs ganzes Unglück mit trocknen Augen ansahen, und kein Theilnehmen für ihr neues Vaterland fühlten; unbekannt mit unsern Gesetzen, unsern Sitten; selbst verführt, oder andre zu verführen begierig. Sie hatten alles an sich gerissen; man schwor nur bey Roms Schlüssen, bey Spaniens Doublonen, und bey Lothringens Kreuzen. In den Versammlungen der Nation führten Ausländer den Vorsitz; und statt jener für Frankreich so wichtigen Namen eines Bourbon, eines Montmorency, eines d' Aumond, eines Rochefoucaud, eines Clermont-Tonnerre, eines d' Estaing, eines la Fayette u. s. hörte man nur von Monsignor Legat, Don Ibarra, Feria, Mendoza, Zuniga, — und weis der Himmel, von was sonst noch für Spaniern, deren Namen ein so widriges Ansehen haben, daß unsre Jahrbücher sie nur mit Widerwillen aufbewahren. In einer fremden Sprache hörte man in Frankreichs Nationalversammlungen, mitten im Louvre heftige Schmähreden gegen das salische Gesetz, dieses Palladium der Franzosen; zum Hohne des Bourbonschen Geblütes stritt sich ein Haufen von Ausländern um einen Scepter, den Franzosen weder geben, noch vertheidigen konnten.

Alle Gemüther waren von diesem Gifte angesteckt. Rosieres, Priester und Lothringer, ver-

fälschte Titel, um das Haus Lothringen in gra-
der und männlicher Linie von Karl dem Gros-
sen abzuleiten, und ihm auf diese Art den Vor-
zug über den Stamm des Thronräubers, Hugo
Capet, zu versichern. — Guise war es, der,
um einem Schattenkönige zu schmeicheln, von dem
er wußte daß er sich desselben nach Gutbefinden
entledigen könnte, — von dem Italiäner Zam-
pini de Recanati, eine gelehrte Abhandlung ver-
fertigen ließ, um zu beweisen, daß ein Priester
der erste Prinz vom Geblüte ist, und den Vor-
zug vor einem Helden, seinem Neffen, verdienet,
den doch schon so oft die Hand des Sieges ge-
krönt hatte. — Der Portugiesische Mönch Texera
läßt in Paris eine Stammtafel des französischen
Hauses drucken, in welcher er, nach den Aussprü-
chen Roms und der Sorbonne, den König von
Navarra und den Prinzen von Condé weglässt,
als zwey abgestorbene Sprößlinge, die auf ewig
von diesem blühenden Stamme getrennt wären.
— Der Schottländer Bethuny, Bischof von
Glasgow, verbreitete Spanisches Gold, und Rö-
mischen Fanatism, und erhitzte dadurch die An-
hänger der Guisen, Oncle's seiner Gebieterin. —
Der Italiänische Jesuit Bellarmin suchte Rom
und Philippen sich dadurch gefällig zu machen,
daß er Schmähschriften gegen Frankreichs Hein-
rich den Vierten verfertigte. Schon fanden
seine Mitbrüder, größtentheils Ausländer, wie er,
Italiäner, Spanier, Schottländer, ein Mariana,

ein Maltonnat, ein Lainez, ein Hayus, ein Tyrius, ein Matthei u. a. Eingang zu den Höfen; schon bemächtigten sie sich des Gewissens der Könige und des Volksunterrichtes. Sie streuten den Saamen jener gefährlichen Lehre, welche damals allen Mönchen und allen Liguisten gemein war, aber deren blos für sie unglückliches Andenken zwey Jahrhunderte später das Rachfeuer in den Händen dererjenigen wieder anfachte, welche damals weit sträflicher als sie in demselben Zeitraume waren, und einer eben so ungerechten als grausamen Verbannung zum Vorwande diente, da sie schon seit langer Zeit nicht mehr in dem Grade schuldig waren. —

Wie viele andre, weit gefährlichere Urheber unsers Unglücks und Anführer der Ligue, wie viele blutgierige Geier stürzten von der Höhe der Alpen, oder der Pirenäen, zu gleicher Zeit auf uns in dieser traurigen Epoche! — Der fürchterliche Besme, Coligny's Mörder, war es nicht ein elender Glücksjäger, der aus den Höhlen des Nordens hervortrat, und in dem Guisischen Hause war gepfleget worden? — Achilles, oder wie er richtiger genannt werden sollte, Thersites Petrucci, Besme's würdiger Mitbewerber, und einer der hitzigsten Henker bey der Begebenheit des vier und zwanzigsten Augusts, war er nicht ein Italiäner, aus der Stadt Sienna gebürtig? — und jener Coconas, dessen verfeinerte Grausamkeit alles übertrifft, was man uns von einem Busiris und von den verabscheuungs-

würdigsten Tyrannen erzählt, war er nicht aus Piemont? — der Mailänder, Bianchi, setzte selbst seine Landsleute durch die Menge und Abscheulichkeit seiner Verbrechen in Erstaunen. — Ein Savoier Mönch singt ein Triumphlied zum Ruhme der unpartheiischen Gerechtigkeit, welche seine Majestät vor und an dem Bartholomäustage an Rebellen erzeigte. — Aus eben dieser Nation war jener schwärmerische Prediger, Pierre Christin, dem seine heftigen Schmähreden gegen Valois und Bourbons den Beynamen des Demosthenes der Ligue verschafften. — Hamilton, Pfarrer zu Saint-Come, der wüthendste Liguiste, eben derselbe, welcher in Henkersgestalt den Tempel der Gerechtigkeit durch Ermordung der obrigkeitlichen Personen entweihte, war ein Schottländer; — der wilde Wincestre, oder Lincestre, Pfarrer zu Saint-Gervais, welcher von seinen Zuhörern verlangte, daß sie vor den Altären schwören sollten, „bis auf den letzten Tropfen von ihrem Blute und bis auf den letzten Pfennig in ihrem Beutel, alles anzuwenden, um ihre Könige zu entthronen," — war aus eben diesem Lande. — Jener Panigarole, dieser streitsüchtige Franziskaner, der den Harlekin mit dem Wüterich vereinigte, um das Volk desto besser zu gewinnen, und zum Texte seiner Predigten diese Worte nahm: Guerra, Guerra, von welchen sein Hörsaal widerhallte, war ein Italiäner, und wurde noch zu den gemässigtesten gerechnet; — der Pater Mathieu, dieser unermüdete Eilbote der

Ligue, welcher die Wuth der Sechzehner von Rom nach Spanien herüberbrachte, und welcher Spaniens mordbrennerische Anstalten und Roms Schlüsse in Paris bekannt machte, war geborner Unterthan des Herzogs von Lothringen. Jener Guarinus endlich, oder Guarini, der vor allen andern sich den gewaltthätigsten Ausschweifungen überließ, war ein Unterthan des Hauses Savoien. Er war es, der in der Mitte einer seiner Predigten, vor den Altären seinen Zuhörern den Eid abnahm, Heinrich den Vierten niemals anzuerkennen, selbst wenn er katholisch werden sollte. Er war es, dieser Wüterich, der in dem Augenblicke, da Paris seine Thore diesem Prinzen öffnete, seine Zuhörer im Namen des Himmels aufforderte, ohne Schonung alle diejenigen zu morden, welche den Ketzer herein lassen würden. Er starb endlich vor Wuth und unter der Last seiner Verzeihung.

Und wie viele andre sind noch übrig, die dem, Auge des Geschichtschreibers entgehen! damit soll nicht gesagt seyn, daß nicht auch Franzosen eben so wüthend, eben so sträflich gehandelt hätten; sie waren ohne Zweifel viel strafwürdiger, eben weil sie Franzosen waren; aber die meisten waren betrogen, verführt durch Italiänischen Aberglauben; ohne es zu merken, folgten sie einem Stosse, der aus einer viel grössern Entfernung herkam; sie folgten dem Strome, der sie mit fortriß. Sie waren blos die blinden Werkzeuge und die Puppen des Ehrgeizes der Ausländer. Bey welcher Nation finden sich nicht Menschen, die

sich leicht verführen lassen! und wie strafwürdig sind jene Verkehrten, welche auf eine so unverschämte Weise mit dem Zutrauen und mit der Leichtgläubigkeit des Volkes ihr Spiel haben!

Die heftigen Reden dieser Fremden, ihre hitzigen Schriften, ihre verführenden Beyspiele, ihre beredten Vorstellungen, ihr treuloser Unterricht, ihre Aufforderungen zu Mord und Brand, — dies waren die Mittel, wodurch die Gemüther zur Empörung gebracht und mit fortgerissen wurden. Alle Quellen des öffentlichen Unterrichts waren vergiftet; Schulen, Kanzeln, Beichtstühle, alles ertönte von ihren mörderischen Grundsätzen; diese Aussaat keimte in jugendlichen Herzen, in schwachen Köpfen, in überspannter Einbildung; dies war die Gewissensfolter junger Einsiedler, die sich von Enthaltsamkeit und von Vorurtheilen nährten; dies war das Zeughaus, wo künftige Königsmörder ihre Dolche spitzten; hier bildete sich ein Clement, ein de Lisle, ein Barriere, ein Chatel.

Alle Arten der Verführung wurden mit einem male angewendet. Alles was die Gemüther des Volks lebhaft rühret, — einnehmende religiöse Schauspiele, prachtvolle Feierlichkeiten, geheimnißvolle Weihen, Brüderschaften, Bußumgänge, fromme Maskeraden, — lauter Gegenstände, welche die Augen des gemeinen Mannes blenden, und welche alle nach einem und demselben Ziele gerichtet wurden. Jener Haufen von Klosterbewohnern ohne Vaterland, oder vielmehr, die kein

anders auffer Rom kannten; jene furchtbare Miliz der Päbste, die sich in wahre Soldaten umwandelte, lieferte in Paris jenen ärgerlichen Aufzug von Mönchen, die mit Küraſſen über ihren Kutten bewaffnet waren, einen Helm über ihre Kapuze setzten, ihren Gurt mit Rosenkränzen und Dolchen behingen, in der einen Hand ein Crucifix, in der andern eine Muskete führten. Ein seltsamer, lächerlicher Anblick, wenn es anders möglich wäre, den Unwillen zurücke zu halten, bey Erinnerung an die fürchterlichen Uebel, welche davon die Folgen waren!

Man denke sich solche Menschen, die noch ferner die Häupter und die berühmteſten Schönheiten dieſes Jahrhunderts zu ihren Füſſen liegen sahen! denn niemand würde damals von dieſer strengen Pflicht sich los zu sagen gewagt haben, welche verlangte, daß man vor einem Mönche die Knie beugte. Wie tyranniſch mißbrauchten ſie die Gewalt, welche der Aberglauben über ſchwache und gefühlvolle Seelen ſich zu verſchaffen weiß! mit welchem Glücke machten ſie Neubekehrte, welche die Fürſprecher ihrer Sache wurden! Underdeſſen, daß ſie in der geheimen Beichte die Gewiſſen in Furcht und Unruhe ſetzten, wurde zweymal am Tage von eben dieſen Menſchen öffentlich das Gift des Fanatism verarbeitet. Durch ihren Stand, ihren Nutzen, ihre Vorurtheile von Rom abhängig, — mit Spaniſchem Golde theuer bezahlte Werkzeuge zur Ausbreitung von Irrthümern, waren ſie blos der Widerhall jener lügenhaften Machtſprüche, welche

man ihnen in den Mund legte. — Man schickte ihnen am Abend zuvor, was sie am folgenden Tage predigen sollten. Sie redeten im Namen Gottes, und redeten zu einer rohen, unwissenden, abergläubigen Menge; sie entweiheten den Namen der Religion, durch welche sie ihre Wuth mit Gewalt zu rechtfertigen suchten; sie beriefen sich auf Beyspiele scheinbarer Heiliger, und die Kanzeln des Gottes des Friedens waren eben so viele Rednerbühnen, von welchen diese Aufrührer gegen die Valois und Bourbons herab donnerten, über Tyranney und Tyrannen schrieen, und zu Morde und Verrätherey ein Volk aufforderten, welches Empörung und Neuerungen wünschte.

Ist es befremdend, daß dieses arme Volk getäuscht wurde? daß es den vielen künstlichen Fallen nicht entging, welche man ihm gestellt hatte? Was hätte es thun können, zumal da zu so vielen Mitteln der Verführung noch Gewaltthätigkeit hinzu kam? In der That, sobald einige gute Bürger sich erinnerten, daß sie Franzosen wären, sobald sahen sie sich von einem Haufen Räuber angegriffen, den Spanien und Italien zusammen gebracht hatte. Man sahe dort noch Albanier, Griechen, sogar Mohren und Afrikaner, lauter Geier, die nach Frankreichs Blute dursteten, um dessen Raub sie sich stritten. Indessen wagten diese Schlachtopfer kaum frey zu athmen, noch weniger sich zu beklagen. Jede Gebehrde, jeder Blick erhielt seine Auslegung, ihre Thränen wurden belauert. Man sahe diesen frechen Trupp

stolz auf den wüsten und einsamen Strassen der Hauptstadt hin und her gehen; hörte, wie er mit wildem Stolze der Betrübniß des friedlichen Bürgers spottete. Frankreichs Hauptstadt war zur Citadelle des Königs von Spanien geworden. Das stolze Paris war einer eroberten Stadt ähnlich; Unkraut und Dornen wuchsen auf den Strassen und man hörte auf denselben das Zischen der Schlangen. Bey dieser allgemeinen Verwüstung, mitten unter den fürchterlichsten Drangsalen des Krieges, war nicht einmal der Wunsch nach dem Frieden verstattet. In ein schwarzes Gefängniß warf man einen Franzosen, den man einst mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit antraf, und der ohne weitere Absicht, indem er von Heinrich dem Vierten sprach, ihn schlechthin König nannte, ohne hinzu zu setzen, von Navarra, oder von Bearn. Gleich gefährlich war es, Thränen fliessen zu lassen, und sie zurücke zu halten. Schon ein Seufzer war ofte ein Verbrechen, welches mit der härtesten Strafe belegt wurde. Tausend Schwerde schwebten an einem Faden über dem Haupte der guten Bürger. Wirkliche Obrigkeiten wurden in Gefängnisse geschleppt; Galgen errichtete man selbst in dem Tempel der Gerechtigkeit; und viele büßten hier das Verbrechen, daß sie Wünsche für das Vaterland und für ihren König sich erlaubt hatten.

Dieses verfluchte Auflauren füllte die Familien mit Mißtrauen und Unruhe. Ein düsterer, finsterer Blick trat an die Stelle der französischen Munterkeit; Furcht erstarrte alle Gemüther; Be-

stürzung las man auf allen Gesichtern; im Innern des Herzens erstickt, seufzte die Liebe zum Vaterlande. Ueberall erblickt man neue Sitten, fremde Meynungen, aus einem andern Clima herüber verpflanzte Laster, und Verbrechen, von welchen das unsrige bisher nichts gewußt hatte. Ah! könnten wir es nur vergessen, könnten wir ohne Schaudern uns zurücke erinnern, daß ein Spanischer Gesandte jenes schreckliche Nahrungsmittel, aus der Asche der Toden zusammen geknetet, vorzuschlagen wagte! Er glaubte, dieser Unmensch, daß die Kinder ohne Abscheu die geräderten Gebeine ihrer Väter unter ihren Zähnen zermalmen könnten! Eine Ausländerin war es, welche für Franzosen dieses Nahrungsmittel sich gefallen ließ, welche nur eine Ausländerin ersinnen konnte; man nannte es auch — Brod der Frau von Montpensier. —

Ein solches Gemälde lieferte der Anblick von Frankreich, von einem Ende des Königreichs bis zum andern. Nirgends findet man mehr Spuren von Nationalcharakter; er ist durch das Zusammenreiben von Ausländern ganz verwischt. Franzosen sind nicht mehr Franzosen; und nie konnte man mit mehrerem Grunde ausrufen: „Ich suche Rom in Rom, und finde es nicht wieder.“ —

Was sage ich? trotz aller dieser Blitze und Dolche, fanden sich gleichwohl Männer, welche

dem allgemeinen Verderben entgegen kämpften. Wundern sollte man sich nicht darüber, daß Franzosen im Kampfe erlagen, sondern daß dennoch einige sich fanden, die dem Strome sich widersetzten; deren reine und muthvolle Seelen sich von Ansteckung frey hielten. Und wo war eine Zeit, da man größere Charaktere, größere Namen in Frankreichs Jahrbüchern glänzen sahe? Wenn zählte man wohl mehrere Thaten des Eifers für Vaterland, mehrere edelmüthige Aufopferungen, die zwar schmerzhaft, aber gleichwohl freywillig waren. Eben bey solchen grossen Erschütterungen zeigen sich die Seelen in ihrer ganzen Thatkraft; und es ist der Natur des menschlichen Herzens gemäß, daß auf den Stoß oft der schändlichsten Leidenschaften jener heilige Eifer zum Vorscheine kommt, welcher uns über uns selbst empor hebet; — daß aus dem unreinen Feuer bürgerlicher Uneinigkeiten die himmlische Flamme der Vaterlandsliebe hervorlodert, und daß neben den wildesten Handlungen auch die vollkommensten Muster von Erhabenheit, Heldenmuth und Tugenden glänzen.

Und um mit dem größten Manne dieses Jahrhunderts und mehrerer anderer anzufangen — wo findet man einen zweyten Heinrich den Vierten? Oh! guter König, sanfte, erhabene Seele, welch ein Gegenbild liefertest du zu dem Gemälde deiner Feinde! und mit welchen Männern sehen wir dich umgeben! Wir wollen sie hier nicht wiederholen, die Namen derer, welche bey deiner Hochzeit umkamen; sie alle waren

deine Freunde, waren alle Franzosen; wiederholen wollen wir nicht die Namen derer, welche den Befehlen der Tyrannen Trotz boten; auch diese alle waren Franzosen. Nur von jenen wollen wir reden, welche dem Schwerde der Ausländer entkamen, und ihr Schicksal mit dem deinigen verbanden. Da erblicken wir jene tapfere Krieger, jene muthigen Beschützer des Vaterlandes, einen Turenne, Biron, les Diguieres, Montmorency, Nerestang, d' Aumont, den weisen la Noue, Sancy, den tapfern Crillon, d' Aubigné, diesen warmen Freund der Freyheit, de Rieux, Givry, Longueville, Clermont-Tonnerre, de Batz, Mesplez, d' Harambures, Rastignac, Vic-d' Ermenonville, den weisen und edelmüthigen Souvré u. a., die sich um Heinrich herum drängen, und nach der Ehre geizen, vor seinen Augen den letzten Pfennig ihres Beutels, und den letzten Tropfen ihres Blutes hin zu opfern. Im Kriege, bey den Unterhandlungen, und bey der Staatsregierung finden wir einen Sully, Freund des Königs und des Vaterlandes, einen Mornay, d' Angennes, Bongars u. m., welche ihm mit ihrer Feder, wie mit ihrem Degen dienen; einen Ossat, Jeannin, welche zuerst die Freymüthigkeit und Redlichkeit an die Stelle jener schlangenartigen Staatsklugheit setzten, von welcher Machiavel und die Italiäner die Grundsätze und das Beyspiel geliefert hatten. Unter den obrigkeitlichen Personen erblicken wir den grossen L' Hopital, der an Ein-

sichten, an Duldsamkeit, an Tugenden noch von niemanden übertroffen worden; — den unsterblichen de Thou, welcher das Opfer seiner Liebe für Frankreich und für die Wahrheit wurde; einen Harlay, Le Maitre, Bellievre, Potier, Servin, Duvair u. a.

Selbst unter der Geistlichkeit, — nicht jener, welche sich an Rom verkaufte, und von Rom abhing, sondern unter der wahren französischen Geistlichkeit, unter Pfarrern und Bischöfen, — finden wir grosse und vortrefliche Patrioten, von dem tugendhaften Hennuyer an, und dem beredten und muthvollen de Baum-Semblancay, Bürgerprälaten, bis zu einem Morenne, Benoit und Chavagnac, diesen ehrwürdigen Pfarrern der Hauptstadt, welche mitten unter dem Geschrey des Fanatism, Eintracht und Verträglichkeit predigten. Männer, welche desto größere Achtung verdienen, je mehrere Hindernisse, je mehrere Vorurtheile sie zu bekämpfen hatten. War es doch in eben diesem Zeitraume, da Amyot, Montagne und Charron ihrem und dem folgenden Jahrhunderte durch ihre Sittenlehren und übrige Schriften ein Licht aufsteckten! Wie viele haben ihre Federn und ihre Talente der Vertheidigung des Vaterlandes gewidmet! Wie viele haben, mit Gefahr ihres Vermögens, ihrer Freyheit und selbst ihres Lebens, die Stimme der Gerechtigkeit und der Menschenliebe hören lassen, welche seit so langer Zeit durch das Geschrey der Ausländer war übertäubt worden! Wie viele haben die edelmü-

chigsten Versuche gewagt, um mit den Waffen der Vernunft zu streiten, ihre Zeitgenossen aufzuklären, und aus dem Irrthume zu ziehen! Wer vergißt die Namen eines Pithon, Du Montin, Ste. Marthe, Savaron, Hubert Languet, Pasquier, Bodin diesen Vorläufer von Montesquieu u. a., lauter edelmüthige Vertheidiger der Rechte und Freyheiten ihres Vaterlandes. Selbst unter den gemeinen Bürgern, wie viele verliessen nicht ihre Güter, ihre Familien, ihr Vaterland, alles was ihnen das theuerste war, nur um nicht ihren Nacken unter das Joch dieser Ausländer zu beugen, nur um nicht Italiänische Götzen anzubeten; und seit dieser Zeit wurde die Pfalz, England, Genf mit französischen Flüchtlingen bevölkert, welche dem Fanatism und der Tyranney zu entgehen suchten. Sogar Frauenzimmer, Zierden eines zarten und schwachen, aber desto mehr der Begeisterung fähigen Geschlechts, wurden oft Muster von Vaterlandsliebe. Einige verkleideten sich, um unter den Fahnen Heinrichs des Vierten zu fechten. Die jungen Heldinnen von Saint-Malo stürzten sich lieber in die Wellen, als daß sie einen jungen Lothringschen Prinzen, Mercoeur, in Bretagne regieren sehen wollten. Unsterbliche Constantia Cezelli! warum hat man noch nicht auf dem Nationaltheater deine erhabene Vaterlandsliebe verewiget, welche deinem Geschlechte, deinem Jahrhunderte, deinem Vaterlande so sehr zur Ehre gereichet! Wie viele Handlungen des Heldenmuthes erblickt

man, welche der entferntesten Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen, und welche unsre Geschichtschreiber kaum zu sammeln der Mühe werth gehalten haben! Griechen und Römer können keine grössere, oder nur gleiche Aufopferungen aufweisen. Ludwig der Zwölfte sagte es: „Franzosen, ihr wisset grosse Thaten zu unternehmen, aber ihr wisset sie nicht zu besingen.“ — Warum vernachlässigen wir solche Menschen? Was veranlaßt unsre Geschichtschreiber, daß sie, gleich den Eroberern, die nur nach Blut und Schlachten dursten, Tugenden und patriotische Handlungen des gemeinen Mannes in unbilliger Vergessenheit lassen? woher kommt dieses? weil sie keine Plutarche sind. Kaum ist ein Libertat und Saint-Aune's noch in diesen letzten Zeiten bekannt worden, und blieb nicht unter unsern Augen ein d' Assas zehn Jahre lang im verborgensten Dunkel! Wo sind die Nationaldenkmahle zur Verewigung eines d' Aubray, Langlois, Roussat, Beausset, de Sevres, de Vente, und aller jener Helden aus dem Volke, welche Haß gegen Sklaverey, Liebe für ihr Vaterland, und für ihren König, aus friedlichen Bürgern in unüberwindliche Krieger verwandelte? Wer unter uns kennt die bescheidenen Namen eines Parchappe, Grollot, d' Aiguyeres, de Blanchet, de Vignolles, de Vernes, und jener Menge gemeiner Bürger, neuer Decius, die durch eine freiwillige Aufopferung ihre Anhänglichkeit an das Vaterland mit dem Leben büßten?

Oh!

Oh! wenn es so süß, wenn es so schön ist, für das Vaterland zu sterben, so sollte doch auch dieses sich solcher Männer erinnern! Heinrich der Vierte, welcher nach Geist und Denkart immer seinem Jahrhunderte zuvor war, vergoß oft Thränen über ihr Schicksal. Er nannte diese edelmüthigen Bürger, Staatsmärtyrer. Ihm verdanket man diesen schönen Ausdruck, der so richtig ihr Opfer und seine Erkenntlichkeit schildert. —

Endlich sahe man niemals besser als in diesem Zeitraume, was vereinigte Kräfte der Vaterlandsliebe im Kampfe gegen Bedrückung von Ausländern vermögen. Der Muth aller dieser Bürger, ihre Standhaftigkeit, ihre edelmüthige Aufopferung, ihre Anhänglichkeit an ihren König, an die Grundsätze des Staats, an die Gesetze des Königreichs, — und vorzüglich das Beyspiel des großen Heinrichs, siegte über alle diese zusammen verschworne Feinde. Nicht Ausländer waren es, welche Heinrich den Vierten auf den Thron setzten, die Schlacht bey Ivri gewonnen, die Ligue zerstreuten, einen Sully uns gaben und Frankreichs Wunden überheilten.

Dies war das Werk der Nation; Heinrich der Vierte und seine getreuen Franzosen schlugen dies hundertköpfige Ungeheuer. Auf wen sich auch seine Siege nicht erstreckten, auf den erstreckte sich doch seine Gelindigkeit, seine Wohlthätigkeit. Heinrich wurde Frankreichs Schutzgottheit, der Abgott des

Vaterlandes, der Schiedsrichter von Europa; ihn beschäftigte nichts als das Glück seines Volks.

Indessen sahe man mit jedem Jahre einige neue Verschwörungen gegen ihn ausbrechen. Man suchte ihm seine Tage zu verkürzen; man trachtete nach seinem Leben. Wie soll man sich diesen Widerspruch erklären? und woher kamen diese Stöße? Von lauter solchen, die wegen ihrer sklavischen Ergebenheit gegen die Päbste, wegen ihrer Gelübde, ihres Standes, ihrer Geburt, wegen ihrer Anhänglichkeit an ultramontanische Grundsätze, und wegen ihrer Verblendung durch Vorurtheile auser Stande waren, von den Tugenden des besten, des größten unter den Franzosen gerührt zu werden. Ihm verdankten sie ihre Freyheit, ihr Leben; beydes brauchten sie, um ihm zu schaden. Die meisten waren schwärmerische Mönche, Italiäner, Fläminger, Lothringer, welche in Verbindung mit einigen elenden, unreinen Ueberresten der Ligue, sich nach den Spanischen Niederlanden begeben hatten. Es waren Söldner von Philipp. Brüssel, Löwen waren ihre Räuberhölen. Dort war der Mittelpunkt des Aberglaubens und des Fanatism, hier drängte er sich recht zusammen, und erhielt so viele größere Thätigkeit. Dort verarbeiteten jene Unglücklichen, welche seine Gnade geschont hatte, in aller Sicherheit das Gift, welches heimlich nach Frankreich abfloß; dorthin brachten sie den Sauerteig der Ligue zur Gährung. Von dorther kamen die verleumderischen Schriften, die Vorhersagungen, die Kundschafter,

die Verführer und die Schwärmer. Um die eifrigen Katholiken in Aufruhr zu bringen, sagten sie öffentlich, — die Bekehrung des Königs sey nicht aufrichtig; und zwar deswegen, weil er nicht nach ihrem Wunsche die Protestanten verfolgte, weil er Franzosenblut schonte. — Man kann daher mit Wahrheit sagen, daß seine Gelindigkeit, seine Duldsamkeit ihm das Leben gekostet habe. Oh! Tugend, Tugend! man muß dich um dein selbst willen lieben!

Solche Reden, und solche Grundsätze waren es, welche so viele Schwärmer zu Verschwörungen gegen sein Leben veranlaßten. Ihr letzter Versuch war die Verbreitung des Gerüchts, — — Heinrich wollte Krieg gegen den Pabst führen; und Krieg gegen den Pabst führen, sagten sie, heißt, — Krieg gegen Gott selber führen. Endlich schrieen sie so stark, wiederholten diese Reden so oft, daß sie, nach vergeblicher Bewaffnung von zwanzig Meuchelmördern, endlich einen fanden, der — — — — doch Thränen entfliessen hier meinen Augen, und die Feder entfällt meinen Händen. —

Ohne zu tief in dieses schreckliche Geheimniß zu dringen, und die Möglichkeit eines Einverständnisses auszuspähen zwischen dem Spanischen Rathe, und der Italiänischen Committee, welche in Frankreich gehalten wurde, — zwischen dem Spanischen Jesuiten, Alagona, dem Beichtvater Philipps des Zweyten, und dem Italiänischen

Jesuiten, Turicella, dem Beichtvater der Königin von Frankreich; wer weis denn nicht, welchen grausamen Verdruß der Italiäner, Concini und sein Weib, Leonora, dem guten Heinrich dem Vierten verursachten? mit welcher treulosen Geschicklichkeit sie es dahin brachten, daß der Charakter und das Herz ihrer Gebieterin ganz erbittert wurde? Rom hatte er besiegt, Spanien, die Guisen, die Ligue; und dennoch konnte dieser Held eine Marie von Medicis nicht besiegen; konnte von seiner Gemahlin nicht so viel erhalten, daß sie diese beyden öffentlichen Unholde nach Italien zurücke geschickt hätte. Umsonst mochte Sully, umsonst mochte Frankreich sich das als Gnade von ihr ausbitten, was der König befehlen konnte; Concini und Galigai siegten bey der Königin über den König, über den Helden, über den Gatten, über ganz Frankreich; und der Sieger bey Ivri mußte dem Geschreye und dem Starrsinne eines Weibes nachgeben.

In seiner Seelenbeklemmung beklagte sich Heinrich bisweilen darüber gegen seinen Freund Sully; in seinen Schooß schüttete er seinen Kummer aus. „Mein Herz sagt es mir — sprach er einst im vertrautesten Umgange unter Seufzern, — mein Herz sagt es mir, daß dieser Mann und diese Frau mir einmal viel Böses thun werden.“ — Und als eine traurige Begebenheit das ganze Frankreich in Trauer versetzt hatte, so weiß man nur zu gut, wie leicht es diesen elenden Ita-

länern wurde, die Thränen einer Italiänischen Königin zu trocknen.

Welche Meynung man denn endlich auch will gelten lassen, so kann man nicht leugnen, daß nicht ausländische, von der Nation verabscheute Grundsätze die Hand des Mörders geführt, und den Dolch in die Brust des besten Königs gestossen hatten; dies war der letzte Streich des Italiänischen Aberglaubens. Heinrich war das letzte Opfer desselben. Mit dieser letzten Katastrophe endigte sich die Verschwörung der Ausländer gegen die Franzosen; eine Verschwörung, welche, seit dem Eintritte der Catharine von Medicis in Frankreich alle Unruhen, und alles Uebel des Vaterlandes in Gährung erhielt, und welche ihre Vollständigkeit unter einer andern Medicis erhielt, welche Heinrich unvorsichtig genug war, wider den Wunsch seines Herzens und wider seine Abneigungen, zur Gemahlin zu nehmen.

Was nun der Schluß aus allem diesen? Nimmermehr kann unsre Absicht gewesen seyn, gehässige Eindrücke von Nationen zu veranlassen, die ausserdem so viele Achtung verdienen; bey welchen jene schädlichen Vorurtheile und jene eben so schädlichen Grundsätze von Staatsklugheit mit jedem Tage abnehmen; sie beleidigen, konnten wir nicht gewollt haben; wir sind bereit, ihre Talente

zu bewundern, und ihren Tugenden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Dies bezeuge ich bey der Asche eines Berwick, eines Marschall von Sachsen, eines Löwendal, Helden, welche durch ihre Siege einheimisch in Frankreich wurden; ihr alle, die ihr eure Statuen bey uns habet! und du, der du eine haben solltest, berühmter Ausländer, zweyter Sully, eines neuen Heinrichs würdig! Nein, niemals werden wir es vergessen, daß keiner sich um das Vaterland mehr verdient gemacht hatte. Die Tugenden sind nirgends fremde, und am wenigsten in Frankreich; nein, wir sind nicht undankbar. — —

Wir haben blos zeigen wollen, daß die Vorwürfe, welche man Frankreich gemacht hat, nicht auf dieses Land fallen; daß sie nicht die Franzosen, sondern die Zeiten treffen; es war eine allgemeine Gedankenirre, an welcher Ausländer nicht minder Theil hatten, als Einheimische; und vielleicht müssen jene deswegen langsamer zu unserm Verdammungsurtheile schreiten, wenn sie von unsern Fehlern und von unserm Unglücke sprechen; und vielleicht ist keiner unter ihnen berechtiget, uns Vorwürfe zu machen. Ohne Zweifel werden sie es unsrer Vaterlandsliebe verzeihen, daß wir den Versuch wagten, den Ruhm des französischen Namens wieder herzustellen, welcher so lange Zeit bey eben diesen Ausländern an Ansehen verlohren hatte; — daß wir, soviel uns möglich war, die geheiligten Rechte der Nation vertheidigten; die den Franzosen gemachten Be-

schuldigungen zwar nicht rechtfertigten, aber doch nach Möglichkeit milderten; daß ich die Wahrheit aufsuchte, mitten unter dem Gewölke des Aberglaubens und der Vorurtheile, der ersten Ursache aller Bedrängnisse dieses traurigen Zeitraums. Habe ich sie gefunden, habe ich den Wunsch meiner Mitbürger befriediget; so will ich ruhig sterben; ich habe meinem Vaterlande meine Schuld abgetragen.

Hier wäre also das, was ein, ohne Zweifel, unbekannter, aber von Eifer für sein Vaterland glühender Bürger, vor sieben Jahren zu Papiere brachte. Man wird ihn keiner Uebereilung beschuldigen; er hat sein Werk reifen lassen. Er hatte es sogar, aus Furcht, ein zu schmerzhaftes Andenken wieder aufzuwecken, er hatte es gewissermaassen zur Vergessenheit verurtheilt; es waren neue Umstände erforderlich, um es aus derselben hervor zu ziehen. — — So beschäftigte ich mich in der Stille mit dem Ruhme des französischen Namens. Unwillig wurde ich, wenn ich an die Fesseln dachte, welche fremde Hände ihm hatten anlegen wollen, und an den Vorwurf, dessen allein seine Tyrannen sich schuldig gemacht hatten. Ich wollte dieses gute Volk rächen, und zwar zu einer Zeit, da niemand an dasselbe dachte; zu einer Zeit, da Freyheit blos Bedürfniß

meines Herzens wurde; nur meine Seele war frey, Frankreich war es noch nicht.

Es ist es jetzt! Unsterblicher Dank, Euch, weisen Vertretern der Nation, die ihr, mitten unter Stürmen, mitten unter den Fallen, die man euren Füssen gelegt hatte, muthig an dem grossen Werke der allgemeinen Wiederherstellung fortfuhret, an dieser einfachen und neuen Verfassung, welche dem Menschen seine Würde, den Franzosen die ganze Thatkraft ihres Charakters, dem Reiche seine innere Stärke, und in seinem äussern Verhältnisse ihm die Stelle wiedergeben wird, welche demselben in Europa gebühret. Beehrt mit der Stimme des Volkes, werdet ihr zur Belohnung seines Zutrauens ihm sein Glück wiedergeben; und wir werden, gerührt von Erkenntlichkeit für so grosse, so erhabene Arbeiten, wir werden Eure Namen auf dem unsterblichen Denkmahle der Freyheit eingraben. —

Und Dir, glorreiches Haupt dieser Nation, welcher Du niemals theurer warst, guter Fürst, tugendhafter Mann, angebeteter Monarch, Du, der beste Freund deines Volkes, — denn entfuhr deinem Herzen nicht selber dieser Ausdruck, dieser eines Heinrichs des Vierten so würdige Ausdruck? — unsterblicher Dank auch Dir, theurer Fürst, der Du, mit Ränken, mit Vorurtheilen, mit Verführungen aller Art umgeben, stark durch dein schuldloses Gewissen, eine ruhige und muthvolle Seele, jene unerschrockene Liebe zum Gu-

ten beybehielt ſt, welche alle Anlagen und alle Hoffnungen der Feinde der allgemeinen Wohlfahrt zerſtörte. Nur noch einige Augenblicke, dann wirſt Du die Früchte deines Ruhmes vollkommen genieſſen; wirſt den Lohn Deines Muthes, Deiner Wohlthaten, Deiner Tugenden einerndten.

Dein guter und erhabener Großvater hat ein Jahrhundert von Unglück wieder eingebracht; Du wirſt mehr für Dein Volk gethan haben, als Heinrich der Vierte ſelbſt thun konnte; und dies iſt nicht Läſterung. Du wirſt ihm eine freye Verfaſſung hinterlaſſen haben. Ein guter König kann nicht beſtändig die Erde ſchmücken; eine gute Verfaſſung iſt unſterblich.

Verfolge ſie, tugendhafter Fürſt, verfolge ſie, Deine edle Laufbahn! ſey eben ſo glücklich, als Du zu ſeyn verdienſt, als wir Dir wünſchen; dann wirſt Du lange Deine Wohlthaten und unſre Liebe genieſſen. Schon hat unſre Erkenntlichkeit, voll Ungeduld ſich hervorzuthun, nach Titeln geſucht, um Dich damit zu überdecken; und dies ſind keine Titel, welche die Schmeicheley verſchwendet. Welcher reinere Weihrauch für einen guten König, als wenn ein ganzes ſtolzes und gefühlvolles Volk ihm ein freywilliges Opfer der Huldigung darbringet!

So erhielt der gute Ludwig der Zwölfte, welcher unſre Verehrung mit Heinrich dem Vierten theilt, von der verſammelten Nation den Namen — Vater des Volkes. Auch hier hat

ebenfalls die versammelte Nation, Dein Volk selber, voll von Erkenntlichkeit, Dir den ruhmvollen Titel eines Wiederherstellers der Freyheit gegeben, den Karl der Grosse, und Du allein verdient habt; Dein Volk, wir alle bestätigten mit Thränen der innigsten Rührung, den Namen des besten Freundes Deines Volkes, den Namen, dessen Du Dich würdig fühltest.

Siehe, mit welcher Liebe es sich um Dich herum dränget; siehe es, und geniesse Dein Werk. Kein wahrer Franzose wird in diesem Augenblicke sich weigern, willig seine Tage zu verkürzen, um die Deinigen zu verlängern. Was kann einem Volke fehlen, welches seinen König so liebet? einem Könige, welcher sein Volk so liebet? wenn keine Sperrung sie länger von einander trennet, wenn keine Mittelspersonen zwischen beyde treten! Welcher mächtigere Monarch, ausser demjenigen, der im Namen des Gesetzes, vor welchem sich jede Macht beuget, fünf und zwanzig Millionen freyer Menschen gebietet, die alle bereit sind, für die Freyheit, für ihren Fürsten, für ihr Vaterland zu sterben!

Nein, nichts kann von nun an der reinen Glückseligkeit abgehen, deren Du so würdig bist, und die für uns eine heilige Schuld wird, deren wir uns entledigen müssen. — Und auch Deine Gefärthin wird Deine Tage und die unsrigen verschönern helfen. Die Königin der Franzosen wird sich erinnern, daß auch sie Enkelin ist von

Heinrich dem Vierten. Wachen wird sie über die nicht minder kostbaren Tage des Sprößlings von so vielen Königen, des herrlichen Kindes des Vaterlandes! Dies wird das liebenswürdige Band seyn, welches so viele Liebe zusammen kettet! Dies das rührende Gemälde, bey dessen Betrachtung wir so gerne verweilen, und bey welchem wir jene Zeiten der Unruhe auf ewig vergessen werden!

Schnell war er freylich, der Uebergang vom Despotism zur Freyheit; Stürme hatten ihn begleitet; wilde Ströme hatten alles mit fortgerissen; uns hatte das Wetter getroffen. Aber schon erhebet sich über Frankreich ein heiterer Himmel; das Gewölke ist zerstreuet, Windstille erfolget von neuem; Muth und Zutrauen zeiget sich wieder; der durch so viele grosse Beyspiele erhöhete Patriotism häufet seine freywilligen Opfer, das Vaterland tritt in einer weit glänzenderen und schöneren Gestalt wieder hervor. Wir berühren den Hafen; das Andenken jener sturmvollen Tage wird verschwinden; und Freyheit, die unschätzbare Freyheit wird unter uns ihre Wohnung aufschlagen.

Wir haben ehemals weit grössere Uebel erlitten; unsre Vorfahren sahen die Monarchie in Gefahr, unter ihren eigenen Trümmern zu versinken, und blos um elender Streitigkeiten, um ausländischer Vortheile willen; der Geist Heinrichs des Vierten und seine Franzosen haben darüber triumphiret. Jetzt war es der für Mens

schen wichtigste Gegenstand, der uns aus dem Schlafe weckte. Es kam auf die Entscheidung an: — ob wir ewig Sklaven bleiben, oder, ob wir endlich frey werden würden? Nur noch eine kleine Standhaftigkeit, so wird die Frage ohne Einspruch entschieden seyn.

Nein, der Himmel wird nicht zugeben, daß Frankreich, das schöne Frankreich dem Geiste der Zwietracht überlassen bleibe. Oh! meine Mitbürger, meine Brüder, meine Freunde, ihr alle, die ihr jetzt die Ehre habet, Franzosen zu seyn, vereiniget euch mit eurem Könige, so wie er sich innig mit euch verbunden hat! haltet einander fest umschlungen; pflanzet die Liebe für eure Könige auf Liebe zum Vaterlande! Dann werdet ihr über eure gemeinschaftlichen Feinde triumphiren, und nichts wird euch jemals widerstehen können. Ein Schutzgott wachet noch über unsre Schicksale; er wird unsern Uebeln ein Ende machen; und die zahllosen Wohlthaten der Freyheit werden balde das Andenken an jene vertilget haben. —

Ende des historischen Berichts und der ersten Abtheilung.

Zweyte Abtheilung.

Erläuterungen und Beweise des historischen Berichts.

Bey der kurzen Uebersicht, welche wir von den Ursachen und Wirkungen des Bartholomäus-Blutbades gaben, hatten wir das ganze Gemälde der Verschwörung und des Plans der Ausländer gegen Frankreich zusammengestellt; aber die einzelnen Gegenstände konnten wir nur blos anzeigen. Bey einer so wichtigen Sache ist es indessen nothwendig, auf einige umständlichere Erörterungen sich einzulassen, und diejenigen Entwickelungen beyzufügen, welche die Begebenheiten und Beweise, auf welche sich unsre Behauptung stützet, in ihr volles Licht stellen. Es ist ein großer und wichtiger Prozeß, wovon man die Akten dem Publikum, welches Richter seyn muß, vor Augen zu legen verbunden ist.

Erstes Kapitel.

War das Blutbad am Bartholomäustage ein vorher überlegter Plan?

(Seite 7 und 8 des historischen Berichts).

Man hat vorgegeben, der Untergang der Protestanten sey schon im Jahre 1565, seit den geheimen Konferenzen in Bayonne eidlich zwischen Alba und Medicis beschlossen wodren. Adriani, ein Italiänischer Geschichtschreiber, welcher ihnen natürlich günstig ist, glaubte es gleichfalls; Herr von Thou scheint es zu bezweifeln; aber dieser weise Geschichtschreiber, und alle andre Schriftsteller nach ihm behaupten doch einmüthig, daß dieses große Verbrechen wenigstens mehrere Jahre zuvor sey beschlossen gewesen.

Und wirklich waren die Protestanten, nach manchen verlornen Treffen und häufigen Veränderungen des Glücks, immer noch in den Augen ihrer Feinde zu furchtbar. Die ungewisse Entscheidung der Schlachten befriedigte nicht schnell genug ihre Rache. Plötzlich verwilliget man ihnen einen leichten Frieden und unerwartete Vortheile. Alle mögliche Arten von Vorschub und Freundschaft bietet der König der Königin von Navarra, seinem Sohne, und dem Admiral Coligny. Zur Befestigung des Zutrauens der Prinzen, des Admirals, der ganzen Partey spricht man von einem baldigen Kriege gegen Spanien,

diesem unversöhnlichen Feinde der Protestanten; man thut den Vorschlag zu einer Heirath des jungen Prinzen von Navarra mit der Schwester Karls des Neunten. Johanne von Albret, ihre Mutter, äussert einige Abneigung. — Um den Admiral zu gewinnen, schrieb ihm der König mit eigener Hand verschiedene dringende Briefe; man schickt an ihn seinen besten Freund, Cossé, der, selbst getäuscht, endlich dessen Widerwillen besieget. Bey seiner Ankunft am Hofe, empfängt ihn der König mit allen Arten von Liebkosungen, giebt ihm alle seine Würden wieder, nennt ihn verschiedenemale seinen Vater, und betheuert, daß er von nun an blos nach seinem Rathe handeln wolle. — „Jetzt, sagte er mehrere male zu ihm, — jetzt haben wir Sie, jetzt sind Sie unser, und Sie sollen uns nicht wieder entwischen.“ —

Johanne von Albret war noch nicht entschlossen; so viele Anerbietungen, so viele Liebkosungen waren ihr verdächtig; sie fürchtete Paris und diese Verbindung. Coligny, auf den sie ihr ganzes Vertrauen setzte, Coligny wurde angestellt, um sie in das Netz zu locken. Der König giebt dem Admiral Auftrag, an diese Prinzessin zu schreiben, um sie zu bewegen, mit den protestantischen Herren, welche sie bey sich hatte, an Hof zu kommen. Karl der Neunte machte die Treulosigkeit recht vollständig, indem er den Admiral selbst zum Werkzeuge des Untergangs aller seiner Freunde brauchte.

Die Königin erscheint endlich; man beschleuniget die Vorbereitungen zur Heirath; Rom geräth endlich in Unruhe wegen der den Protestanten bewilligten Vortheile; man beruhiget den Pabst; — Spanien schöpft Argwohn; man macht den Spanier zum Mitvertrauten; — der Nuncius thut Vorstellungen wegen der Gefahr, welche der katholischen Religion drohet; der König beschwöret ihn, er solle dem heiligen Vater seinen kindlichen Gehorsam und die schnelle Ausführung seines Entwurfs gegen die Ketzer und Gottlosen versichern; er werde zufrieden mit ihm seyn; hierauf nimmt er die Hand des Prälaten, drückt sie mit der seinigen und spricht: „Oh! dürfte ich mich deutlicher erklären!“ —

Die Vermählung einer Katholikin mit einem Protestanten hatte ihre Schwierigkeiten; der Erlaubnißschein wurde von Rom erwartet; der Kardinal von Bourbon trug Bedenken; Johanne von Albret ihrerseits wollte nicht zugeben, daß diese Vermählung nach den Gebräuchen der Römischen Kirche vollzogen werde. „Tante, — sagte der König zu ihr — verlassen Sie sich darauf, daß diese Vermählung vor sich gehen werde; ich ehre Sie mehr als den Pabst; ich bin kein Huguenotte, aber ich bin auch kein Narr; und wenn der Pabst zu dumm thun sollte, so nehme ich Gretchen selber bey der Hand, und führe sie in voller Kirche zur Trauung.“ —

Während dieser Unterhandlungen stirbt die Königin von Navarra; man setzt alles in Bewegung, um den Verdacht zu unterdrücken, der sich über diesem plötzlichen Todesfalle erhoben hatte; man legt Trauer an; man unterläßt keine Merkmahle der allgemeinen Betrübniß, damit ja nicht durch diesen Vorfall jener Entwurf in der Ausführung verzögert werde, zu welchem die Anstalten mit jedem Tage immer weiter vorrückten.

Der junge Heinrich, welcher bey aller Unbefangenheit seiner Jugend und seines Charakters, dennoch durch eine frühzeitige Erfahrung, durch den Unterricht seiner Mutter, durch den unvermutheten Verlust dieser geliebten Mutter, durch Warnungen, welche er von allen Orten her erhielt, gelernt hatte, kein grosses Vertrauen auf den Hof zu setzen, — Heinrich findet noch Bedenken. Coligny, durch falsche Liebkosungen betrogen, und durch seinen eigenen Biedersinn verleitet, beruhiget seinen Freund, verbürget sich für die guten Absichten des Königs. — Heinrich begiebt sich endlich nach Paris, in Begleitung der Vornehmsten unter den Protestanten. Man eilet, um zum Schlusse zu kommen; man erdichtet einen Erlaubnißschein von Rom, auf welchen man zu lange warten mußte; alle Schwierigkeiten verschwinden. Die Heirath wird mit einer Pracht und mit einer Feierlichkeit vollzogen, wie man sie bisher nie gesehen hatte; Feste folgen ununterbrochen auf einander. — Coligny will den König über

Staatsangelegenheiten unterhalten. „Mein Vater, sagt dieser zu ihm, ich bitte Sie, mir nur drey bis vier Tage Zeit zur Erholung zu lassen; alsdann versprecke ich Ihnen, auf Königsehre, daß ich Sie befriedigen werde, Sie, und alle, die zu Ihrer Religion gehören.“ — Und die Befriedigung, welche er ihnen gab, war diese, daß er am folgenden Sonntage sie alle ermorden ließ.

Dies waren die ersten Faden, welche jenem höllischen Gewebe zur Unterlage dienten. Nach Vollziehung des Blutbades am Bartholomäustage sagte der König mit Lachen, mit einem Schwure bey Gott, nach seiner gewöhnlichen Art, und mit Ausdrücken, welche man aus Schaam verschweigen sollte, — „seine fette Grete habe bey ihrer Heirath zugleich alle rebellische Huguenotten mit erhaschet!“ —

Wir werden hierüber neue Beweise in dem folgenden Kapitel sehen.

Zweytes Kapitel.

Wer waren die Schlachtopfer desselben?

(Seite 10 und folgende.)

Waren es Ausländer? Nein! nur Franzosen verloren dabey ihr Leben; lauter Freunde, Verwandte, Diener Heinrichs des Vierten. Es

war eine angelegte Verschwörung gegen die Häuser Bourbon, Albret und Condé, gegen Männer, welche für die tapfersten, für die tugendhaftesten in ganz Frankreich gehalten wurden.

Der König von Navarra war in Begleitung von achthundert Edelknaben an den Hof gekommen. Es war der Kern seines Adels, und unter diesen viele hitzige und unbefangene Jünglinge, welche hingeeilt waren, um an den Vergnügungen Theil zu nehmen, welche man sich bey diesem Feste versprach. Die vor einigen Tagen gefeyerte Hochzeit des Prinzen von Condé hatte die Anzahl derselben noch vergrößert; sie hatten ihre Weiber, Schwestern, Verwandte und Freundinnen mitgenommen, um an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Die vornehmsten Krieger unter den Protestanten hingen an Coligny, wie an ihren Herrn und Lehrer; aber jene sowohl, als diese, waren in der Stadt zerstreut, und man wollte sie alle in ein einziges Netz verwickeln.

Um sie zusammen zu bringen, wurde vorgegeben, — die mißvergnügten Guisen wären gesonnen, einen Volksaufruhr gegen die Häupter der Partey zu veranlassen. Man ließ daher einige von ihnen am vorhergehenden Abende in den Louvre kommen; andern weiset man ihre Wohnung in der Nähe an, um ihnen im Falle eines Angriffs zu Hülfe zu eilen; man rückt sie immer näher zusammen, man versperrt sie von allen Sei-

ten, wie der gierige Jäger thut, welcher fürchtet, daß seine Beute ihm entwischen möchte. Nachdem man sie in den möglichst kleinen Raum zusammen gedränget hatte, läßt man sie heimlich von bewaffneten Henkern umringen, die auf das erste Zeichen bereit stehen, in demselben Augenblicke über diese unschuldigen Schlachtopfer herzufallen.

Der Admiral war noch übrig, den man wegen seiner Verwundung nicht in den Louvre hatte bringen können; man schickt an ihn einige Gardisten, welche man gewonnen hatte, um ihn, wie man sagte, gegen die Wuth der Guisen zu schützen. Zu gleicher Zeit giebt man Befehl, daß alle katholische Officiers sich aus seiner Wohnung entfernen sollten, unter dem Vorwande, daß sie ihm Verdacht erwecken könnten, eigentlich aber aus Besorgniß, sie möchten, wider die Absicht, ihr Leben mit einbüssen. Endlich sucht man alle diejenigen Protestanten um ihn herum zu versammeln, welche man nicht auf den Louvre hatte bringen können; und nachdem man auf diese Weise mit höllischer Vorsicht alles angeordnet hatte, so wartete man ganz gelassen, bis der Schlaf, die Stille und die Nacht sie wehrlos und ohne Widerstand dem Schwerde ihrer Mörder überliefern würde.

Wir wollen uns jetzt auf einige umständlichere Nachrichten von jenen unglücklichen Schlachtopfern einlassen, deren wir in dem vorhergehenden historischen Berichte Erwähnung gethan haben.

Der erste und vornehmste unter ihnen war der Admiral Coligny; wir können aber unsern Lesern über das Schicksal dieses berühmten und grossen Mannes nichts bestimmtes sagen. Meuchelmörder wurden bis nach Chatillon = sur = Loing abgeschickt, um seine Witwe, seine Söhne und seine Neffen wegzuholen, welche der ersten Gefahr durch die Flucht entgangen waren. Hierauf wurde der eine von Coligny's Söhnen in ein enges Gefängniß eingeschlossen, aus welchem er, nach Verlaufe von drey Jahren, nur unter der Bedingung entlassen wurde, daß er mit den Mördern seines Vaters in die Messe gehen sollte. Wir werden an einem andern Orte, (im dreyzehnten Kapitel) von der schrecklichen Verfolgung reden, welche seine Witwe zu leiden hatte, die ihrer Güter beraubt, zur Flucht genöthiget, dem Ketzergerichte überliefert, und in ein Gefängniß geworfen wurde, in welchem sie, nach funfzehn quaalvollen Jahren, vor Elend und Betrübniß den Geist aufgab.

Hier mag es mit der Bemerkung genug seyn, daß Coligny erst seit einem Jahre zum zweytenmale sich vermählt gehabt hatte; daß seine Gattin schwanger war, und daß er sieben Tage vor jenem Unglückstage ihr folgendes schrieb:

„Theurestes, liebstes Weib,

Heute feiert man die Hochzeit der Schwester des Königs, und des Königs von Navarra, und die drey oder vier folgenden Tage werden mit Spielen, Ban-

leis, und Masceraden verbracht werden. — — Wenn ich blos auf mich Bedacht nähme, so würde ich lieber bey Dir seyn, als noch länger hier bleiben wollen, aus Gründen, welche ich Dir mündlich sagen werde; aber das allgemeine Beste muß man höher schätzen, als unser eigenes Wohl. Ich habe Dir noch manches andere zu sagen, sobald ich Gelegenheit haben werde, Dich zu sehen, und dies ist Tag und Nacht mein Verlangen. — — Sey von mir versichert, daß ich während dieser Feste und Zeitvertreibe niemanden zu Verdrusse Anlaß geben werde. Nochmals lebe wohl. Dein Dich liebender Gatte,

Chastillon,
aus Paris, am 18ten August, 1572." —

Karl von Teligny, Eidam des Admirals, war eben nicht sehr mit Glücksgütern gesegnet; aber desto reichlicher hatte ihn die Natur mit ihren Gaben versehen, welche er noch mit allem dem geschmückt hatte, was die gebildetste Erziehung nur dazu beytragen konnte. Coligny selber hatte dafür gesorget, und da er mehr auf seine Vollkommenheiten, als auf seine Mittel sahe, so bot er ihm seine älteste Tochter, an welche er nicht einmal zu denken gewagt haben würde. Ein Ehemann von wenigen Monaten, schön, geistvoll, tapfer bis zum Uebermaaße, aber von einem Muthe, den Feinheit und Lebensart mäßigte, von einem sanften Wesen, welches ihn zum Abgotte aller

derer machte, die ihn kannten; kurz, man konnte ihn nicht sehen, ohne ihn zu lieben; Heinrich der Vierte liebte ihn, wie seinen Bruder. Als vollkommnem Manne endlich, fehlte ihm nichts, als ein längeres Leben, um dem berühmtesten in Frankreich an die Seite gestellt zu werden. Er war der Stolz und die Hoffnung der Reformirten; und eben bey ihm suchte Karl der Neunte die meisten Mittel zur Verführung anzuwenden; er behandelte ihn wie seinen Freund. Teligny's große Seele war weit von jedem Verdachte einer Treulosigkeit entfernt. Seiner bediente man sich am meisten, um den Protestanten ihre Furcht zu benehmen. Zuviel Vertrauen und Sorglosigkeit machte ihn unglücklich. Bey dem ersten Ueberfalle rettete er sich im Hemde über das Dach in einen benachbarten Kornboden; aber auch da hin verfolgten ihn die Meuchelmörder. Er hatte ein so angenehmes und sanftes Gesicht, sagt Herr von Voltaire, daß die ersten, welche hinkamen, um ihn zu tödten, sich von seinem Anblick erweichen liessen; aber andre fühllosere ermordeten ihn.

Dem Baron von Beauvoir hatte die Königin von Navarra ihren Sohn ganz vorzüglich empfohlen. Der Muth, welchen er im Kriege gezeigt hatte, sein fester und nachdenkender Charakter, sein Geschmack an den Wissenschaften, und hauptsächlich seine Rechtschaffenheit, hatte diese vorsichtige Mutter veranlaßt, ihn zu Heinrichs Führer seit dem Jahre 1564 zu wählen. Er sollte über seine Jugend an einem treulosen Hofe

wachen. Er that sein Aeusserstes aus Eifer für das Wohl seines Zöglings; denn schon seit langer Zeit war er von einer abzehrenden Krankheit befallen worden; und schwach und wehrlos wurde er in seinem Bette ermordet.

Francourt war Kanzler des Königs von Navarra, und verdankte diese Stelle blos seinen Verdiensten. Johanne von Albret hatte ihn hervor gezogen, und bey ihrem Sohne angestellt, um einen Führer seiner Jugend abzugeben. Als Obrigkeit, als Gelehrter, als Freund der Verträglichkeit, hatte er verschiedenemale in den Nationalversammlungen seine Stimme gegen die Verfolger hören lassen, und starb als ein Opfer der Verfolgung. Der junge Heinrich wurde mit einemmale aller seiner Führer beraubt.

Karl Macrin, Lehrer bey Katharina von Navarra, Heinrichs Schwester, ein in Sprachen sehr geschickter Mann, ein geschätzter Dichter, ein sanfter und friedlicher Bürger, wurde mit in diese Verfolgung verwickelt. Seine Anhänglichkeit an die Familie Heinrichs des Vierten war sein einziges Verbrechen; sie kostete ihm sein Leben.

Drey Segur's waren damals bey dem Könige von Navarra. Der eine von ihnen, Baron von Pardaillan, war Page bey diesem Prinzen gewesen; er war hernach bey ihm geblieben. Mitten in der Nacht wird er auf Befehl des Königs aufgesucht; man läßt ihn in den Hof des Louvre herunter kommen, und nachdem

man ihm seinen Degen am Eingange abgenommen hatte, stößt man ihn hinaus, und so geräth er ohne Waffen in die Hände der Mörder, welche ihn am Thore erwarteten. — Der jüngere Segur war so glücklich, daß er dem Blutbade entging, und wurde in der Folge von Heinrich dem Vierten bey verschiedenen Gesandschaften gebraucht.

Segur de Sainte Aulaye, ihr Vetter, war Kammerherr bey diesem Prinzen; wir haben zwanzig Briefe von Heinrich dem Vierten an Sainte-Aulaye, voller Beweise von Hochachtung und Vertrauen.

Franz von Moneins, Sohn jenes unglücklichen Tristan von Moneins, Statthalter des Königs von Navarra in Guyenne, welcher einige Zeit früher war ermordet worden, hatte den Admiral Coligny seit dessen Verwundung nicht verlassen; er war es, der ihn in seinen Armen hielt, als man ihn verband. Er konnte so wenig, wie die übrigen Officiers, welche ihn umringten, sich der Thränen über das Schicksal dieses Helden enthalten. „Meine Freunde, — sagte Coligny zu ihnen, indem er sie tröstete, — warum weinet ihr? ich schätze mich glücklich, für eine so rühmliche Sache, für Gott und mein Vaterland, eine Wunde empfangen zu haben.“ — Aber einige Tage später hatte Moneins über sich selber zu weinen. Umsonst warf sich Fervaques dem königlichen Tyrannen zu Füssen, um sein Leben zu erbitten; er beging die Unvorsichtigkeit, daß

er den Zufluchtsort seines Freundes nannte; man beantwortete seine Bitten dadurch, daß man Befehl ertheilte, diesen unglücklichen Freund zu ermorden.

Clermont de Piles konnte sein Unglück gar nicht voraus wissen; und zwar um so viel weniger, da der König zwey Tage früher ihm die Ehre erwies, daß er ihm Befehl ertheilte, mit ihm nach der Insel Louviers zu schwimmen, ihn zurechte zu weisen, und ihm das Kinn zu halten. Warum ließ er ihn nicht lieber in den Wellen ersäufen? — Unter allen denen, welche an jenem unglücklichen Tage das Leben verloren, wurde keiner so allgemein bedauert und beweint, als de Piles, welcher ein Muster aller Tugenden war. Er hatte Ruhm im Kriege erworben, und schien zu den größten Lieblingen des Königs zu gehören. Mit Genehmigung und auf Befehl seiner Majestät hatte der König von Navarra ihm für diese Nacht sein Schlafgemach nebst Leran in seiner Kleiderkammer angewiesen. Bey dem Getöse des Schreyens und Seufzens stehen sie eilig auf; man befiehlt ihnen im Namen des Königs, in den Hof des Louvre hinunter zu gehen, ihr Gewehr abzulegen, und das Schloß zu verlassen. Sobald de Piles sich mitten unter Mördern siehet und die Körper derer erblickt, welche schon ermordet da lagen, ruft er so laut, daß ihn der König hören konnte, fordert ihn auf, sein Versprechen zu halten, und verflucht seine niederträchtige Treulosigkeit; wirft hierauf den reichen Mantel ab, mit welchem er bekleidet war, hält ihn einem

seiner Bekannten hin und sagt: „Nimm diesen als ein Geschenk aus der Hand des de Piles, den man so niederträchtig ermordet.“ — — „Piles, mein Freund, — erwiederte der andre — ich gehöre nicht zu diesen;“ — er nimmt den Mantel nicht; aber plötzlich wird er durch und durch mit einer Picke von einem königlichen Gardisten gestossen, und fällt tod zur Erde. Dies war das Ende dieses großmüthigen blühenden Jünglings.

Guerchy's Schicksal war nicht minder rührend; er war ein Officier von geprüfter Tapferkeit, Lieutenant und Busenfreund von Coligny. Den Tag zuvor hatte er, wegen einigen Argwohns, den Admiral um Erlaubniß gebeten, die Nacht in seinem Hause verbringen zu dürfen; weil er diese nicht erhalten konnte, so blieb er bey ihm bis gegen Mitternacht. Hier wurde er überfallen, und da er den Mördern nicht entgehen konnte, so hüllte er sich in seinen Mantel; und weil er kein anders Gewehr hatte, als einen Dolch, so vertheidigte er lange Zeit sein Leben gegen sie; aber vergeblich waren seine Stösse; die eben so feigen als grausamen Mörder waren alle mit Küraſſen bewaffnet; der edelmüthige Guerchy wurde von der Menge überwältiget, und starb unter ihren Stichen.

Unter diesen beklagenswerthen Schlachtopfern wurde fast niemand so sehr bedauert, als La Rochefoucaud; er war einer der mächtigsten Herren Frankreichs, und einer der vertrautesten Freunde

Heinrichs des Vierten. Er hatte sich durch tausend tapfere Thaten ausgezeichnet, und war mit dem Könige von Navarra nach Paris gekommen, um bey seiner Hochzeit gegenwärtig zu seyn. Seine lebhafte Freymüthigkeit und sein anmuthiger Witz machte ihn sogar am Hofe beliebt; er hatte einen Theil der Nacht bey Karl dem Neunten zubringen müssen, der an seinem Umgange ein vorzügliches Vergnügen fand. Einigemal kam diesem Fürsten die Lust an, ihn zu retten; er hatte ihm sogar gerathen, im Louvre sich schlafen zu legen; aber endlich ließ er ihn gehen und sagte: „Ich sehe deutlich, Gott will, er soll sterben.“ — La Chatre : Nancay weigert sich, Hand an ihn zu legen; ein Elender erbietet sich dem Könige zur Vollziehung seines Willens, unter der Bedingung, daß man ihm die Kompagnie desjenigen gäbe, den er ermorden sollte; er ließ sich also sein Verbrechen voraus bezahlen. In der Mitte der Nacht meldet man sich an seiner Thüre, und verlangt auf Befehl des Königs hereingelassen zu werden; halb im Schlafe öffnet Rochefaucaud dieselbe, und indem er verschiedene verlarvte Personen hereintreten siehet, so glaubt er zuversichtlich, dies sey ein scherzhafter Einfall von seiner Majestät, dem Könige, den er kaum verlassen hatte, und den er sogar unter den Masken zu erkennen glaubte. Da er halb entblößt war, so bittet er um Schonung. Der Unglückliche! nicht eher kam er aus seinem traurigen Irrthum, als bis er von tausend Stichen durchbohrt hinfiel.

Clermont = Renel war auch mit dem Könige von Navarra in der Hoffnung nach Paris gekommen, einen Prozeß balde beendiget zu sehen, welchen er mit seinem Vetter, Bussy d' Amboise hatte. In dem ersten Augenblicke der Unruhe, und erschreckt durch das Geschrey, welches von allen Seiten sich erhob, rettete er sich im Hemde in die benachbarten Häuser; er fällt Bussy in die Hände, der ihn suchte, und unbarmherzig mordete, nicht so sehr wegen seiner Religion, sondern um ohne Hinderniß sich seines ganzen Vermögens zu bemächtigen.

De Beaumanoir de Lavardin war einige Zeit Gouverneur des Königs von Navarra gewesen, welchen er nach Paris begleiten wollte. Als er sahe, daß man Heinrichs Freunden nach dem Leben trachtete, verbarg er sich in dem Hause eines Sachwalters, welcher Mittel gefunden hatte, ihn gegen die Wuth der ersten Meuchelmörder zu schützen; aber es kamen bald andre aus dem Louvre, und verlangten auf Befehl des Königs von seinem Wirthe seine Auslieferung; sie entrissen den unglücklichen Lavardin seiner Freystätte, und nachdem sie ihm unterwegs verschiedene Dolchstiche gegeben hatten, schleppten sie ihn halbtod an die Mühlbrücke, von welcher sie ihn in den Fluß stürzten.

Wir könnten dieses traurige Verzeichniß von Heinrichs Freunden noch mit so manchen Namen von Helden vergrössern, welche alle hundertmal dem Tode auf dem Schlachtfelde getrotzt hatten,

und jetzt niederträchtig in ihren Betten ermordet wurden; aber es ist schon groß genug. Doch unter jenen, welche das Opfer ihrer Anhänglichkeit an die Häuser Albret und Bourbon wurden, verdienen zwey noch eine besondere Aufmerksamkeit.

Der erste ist Brion, Gouverneur des Marquis von Conti, Geschwisterkind mit Heinrich dem Vierten, und Bruder von Condé, den schon sein Alter ehrwürdig machte. Er nahm zu den Armen seines Zöglings seine Zuflucht; der junge Prinz vertheidigte ihn mit eigener Hand, bot seinen Körper den Dolchen der Mörder, aber mitten in seinen Umarmungen wurde er erstochen, und starb, sein Herz gegen das Herz seines Zöglings gedrückt, der mit seinem Blute bedeckt wurde. Bey diesem Anblicke wurde der junge Prinz von einem solchen Grausen ergriffen, welches in seinen Sinnwerkzeugen eine Zerrüttung verursachte, von welcher er sein ganzes Leben hindurch Spuren beybehielt; er blieb stumm, stotternd, schwachgeistig, er verlohr andre Fähigkeiten, ohne welche der Mensch nur ein Gespenst, ein Schatten ist.

Der zweyte ist Martial de Lomenie, geheimer Sekretär, der im Gefängnisse unter den fürchterlichsten Umständen ermordet wurde, von welchen wir an einem andern Orte zu reden Gelegenheit haben werden. Heinrich der Vierte, welcher es wußte, daß Lomenie das Opfer seiner Anhänglichkeit an ihn und der Vertheidigung seiner Sache geworden war, nahm dessen Sohn ge-

wissermassen an Kindesstatt an, und schenkte ihm fast sein ganzes Vertrauen.

Einige von Heinrichs Freunden oder Dienern entkamen nur durch ein Wunder; zum Beyspiel, der junge Caumont, Segur und Lavardin, von denen wir schon geredet haben; Rohan de Frontenai, Vetter dieses Prinzen; de Foix, sein Anverwandter; Heinrich von Albret, Baron von Miossans, auch sein naher Anverwandter, Fähndrich bey seiner Kompagnie Gens d' Armes, und erster Kammerherr; Anton von Gratmont, aus einem berühmten Navarrschen Hause, mit welchem er seit seiner zartesten Kindheit in Verbindung gestanden hatte; Mornay, welcher sich über die Dächer flüchtete, und in dem Studirzimmer eines Sachwalters verborgen blieb; d' Aubigne', unter dem Schutze der Tochter Ludwigs des Zwölften; auch Sully, damals zwölf Jahre alt, wurde zum Glücke für Frankreich am Leben erhalten, die Montmorency's, die Cosse's, die Biron's standen so gut, wie die andern, auf der Liste der Geächteten, ob sie gleich Katholiken waren; ihr ganzes Verbrechen bestand darinne, daß sie gute Bürger und dem Bourbonschen Hause ergeben waren. —

Einen Augenzeugen müssen wir noch hören, der nicht verdächtig ist, weil er zu der Familie der Mörder gehörte. Seine Erzählung wird uns einigen Begriff von jener grausenvollen Nacht geben können. Es ist das Zeugniß der Königin Margaretha, Gemahlin Heinrichs des

Vierten. Sie war bekanntlich erst seit acht Tagen vermählt.

„Als ich im besten Schlafe war, stößt jemand mit Händen und Füssen an die Thüre und ruft: Navarra! Navarra! Weil meine Wärterin glaubte, es sey der König, so läuft mein Mann geschwind an die Thüre; es war ein Page, ein Herr von Leiran, der einen Degenhieb in den Ellenbogen, und einen Hellebardenstoß in den Arm erhalten hatte, und noch jetzt von vier Bogenschützen verfolgt wurde, welche gleich hinter ihm in mein Zimmer traten; er wollte sich verbergen, und warf sich auf mein Bette. Da ich mich von den Leuten gefaßt fühlte, so stürzte ich mich in den Alkoven und er hinter mir, und noch immer hielt er mich fest um den Leib geschlungen. Ich kannte diesen Menschen nicht, und wußte nicht, ob er gekommen wäre, um mich zu beleidigen, oder ob die Schützen ihm oder mir an das Leben wollten. Wir schrieen alle beyde, und einer war so erschrocken, wie der andre. Endlich fügte Gott, daß Herr von Nancay, Gardehauptmann, dazu kam, und mir das Leben dieses armen Menschen schenkte, der mich umfaßt hielt, und den ich in meinem Kabinette ausruhen und verbinden ließ, bis er fast völlig geheilt war. Nachdem ich mein Hemd gewechselt hatte, welches ganz mit seinem Blute bedeckt war, erzählte mir Herr von Nancay alles, was vorgegangen war, und versicherte, daß der König, mein Gemahl, im Zimmer des

Königs

Königs sey, und nichts gelitten habe; er beredete mich, einen Nachtmantel umzunehmen, und führte mich in das Zimmer meiner Schwester, wo ich mehr tod als lebendig ankam. Indem ich in das Vorzimmer trat, zu welchem die Thüren ganz offen standen, wurde ein Page, mit Namen Bourse, der den Schützen, welche ihn verfolgten, zu entfliehen suchte, drey Schritte von mir, mit einer Hellebarde durchstossen. Ich fiel auf die andre Seite fast ohnmächtig in die Arme des Herrn von Nancay, und glaubte, der Stoß habe uns alle beyde darnieder geworfen. Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, ging ich in das kleine Zimmer, in welchem meine Schwester schlief. Kaum war ich da, so kam Herr von Miossans erster Kammerherr des Königs, mein Gemahl, und Armagnac, sein erster Kammerdiener, auf mich zu, und baten mich, ihnen das Leben zu retten. Ich fiel vor dem Könige und der Königin, meiner Mutter, auf die Knie nieder, um dieses von ihnen zu erbitten; und sie gewährten mir dieses endlich.

Denenjenigen, welche im Louvre waren, ließ der König sagen, sie sollten das Zimmer ihres Herrn verlassen, und in den Hof herunter gehen, wo sie alle ermordet wurden. Die andern, alle diejenigen, welche in ihrem Gefolge waren, ihre Kammerdiener, ihre Haushofmeister und Kinderlehrer, welche laut schrieen, und die Barmherzigkeit des Königs anflehten, und ihn an seine Ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

sprechungen erinnerten, wurden vor seinen Augen und in seiner Gegenwart aus den Fenstern hinunter geworfen, und hierauf von den Schweizern in Stücke zerhauen.“ —

Wenn Heinrich der Vierte selber nicht mit in die Gefahr verflochten wurde, so geschah es ohne Zweifel nur deswegen, weil die Vorsehung durch ihn so viele Uebel wieder gut machen wollte. Sein Name, und der Name seines Vetters, Condé, standen auf der Liste der Geächteten; aber in dem Augenblicke der Vollstreckung überlegte man, ob es nicht rathsamer sey, sie zu schonen.

Bey dem Könige von Navarra war es sein Stand, als ersten Prinzen vom Geblüte, die königliche Majestät, mit welcher er bekleidet war, die Ruchlosigkeit, ihn mitten im Louvre, fast in den Armen seiner jungen Gemahlin, der Schwester des Monarchen, zu ermorden, und vielleicht die Furcht, ein so großes Verbrechen nicht hinlänglich entschuldigen zu können, — alles dieses war Ursache, daß man in dem Augenblicke, da man es begehen wollte, davor zurücke schauderte. Die meisten waren der Meynung, man sollte bey ihm eine Ausnahme machen.

Bey Condé fanden sich mehrere Schwierigkeiten; er hatte wider sich seinen Namen und seinen unbiegsamen Charakter; auf Bitte seines Schwagers, des Herzogs von Nevers, welcher sich für seine Unterwerfung verbürgte, wurde auch sein

Name auf der Liste derer getilget, welche ermordet werden sollten.

Der König von Navarra, Katharine von Bourbon, seine Schwester, — die Prinzessin, seine Gemahlin, wurden in die Hände von Mönchen, Theologen, Rechtslehrern, Abgeordneten des Pabstes übergeben; man predigte ihnen; man hielt ihnen Ermahnungsreden; endlich wirkte der starke Beweis, des Todes oder der Bastille; sie gingen in die Messe; waren bey den Processionen; sie schrieben an den Pabst; und dies entschied ihre Berufung zur römischen Kirche, aber dies auch hauptsächlich rettete ihnen das Leben, und sicherte sie gegen das Loos ihrer Verwandten und ihrer Freunde, welche sie vor ihren Augen hinrichten sahen.

Es ist also klar, daß Franzosen, und nur Franzosen die Opfer bey diesem blutigen Auftritte waren; und wir werden balde die Urheber und die Personen kennen lernen, welche Hauptrollen dabey spielten.

Drittes Kapitel.

Fürchterliche Politik; Ergötzungen, Feste, Danksagungen, Münzen, Vertheidigungen der Bartholomäusnacht.

(Seite 10 und folgende.)

Was die Abscheulichkeit vermehrte, sind die Umstände, welche auf jene Unglücksnacht folgten; und ich weiß nicht, ob die kalte Klugheit, mit welcher man diese schändliche Handlung zu rechtfertigen suchte, nicht noch größeren, oder wenigstens gleichen Unwillen erregt, als die tiefe Vorstellung, mit welcher man sie vorbereitet hatte, und der Frevel, mit welchem sie vollzogen wurde.

Nach dem Beyspiele der Hauptstadt wurden alle Provinzen mit Franzosenblute überschwemmt; überall wurden Katholiken mit Protestanten vermischt; unter den Schlachtopfern fanden sich obrigkeitliche Personen, Gelehrte, sogar Priester, Weiber, gemeine Bürger, gute Katholiken, ruhige und bescheidene Männer. „Aber man war schon Huguenott, sagt Mezerai, wenn man Geld hatte, oder beneidete Aemter, oder rachsüchtige Feinde oder hungrige Erben.“ — Einige Schriftsteller setzen die Anzahl der blos in Paris ermordeten auf mehr als zehntausend; und beynahe hunderttausend in allen übrigen Städten des Königreichs. Sully setzt die Anzahl auf vierzigtausend; andre

bestimmen sie noch mäßiger, auf etwas weniger als dreyssigtausend; und gewiß ist dies schon mehr als genug, um die Klagen selbst derjenigen zu rechtfertigen, welche mit der größten Leidenschaft davon geredet haben. „Abscheuliche Handlung, ruft Perefixe, die niemals ihres gleichen gehabt hat, auch, so Gott will, nie haben wird!“ —

In dem ersten Augenblicke wollte der König, vielleicht aus Schrecken über die Größe und Folgen seines Verbrechens, die Ursache dazu den Guisen zuschieben; aber diese, welche die Früchte von dieser Schandthat freylich gerne erndten, aber nicht alleine den gehässigen Vorwurf tragen wollten, wußten diesem Streiche geschickt genug auszuweichen. Karl der Neunte bleibt einige Zeit unentschieden; man bringt ihn auf einen weit kühneren Gedanken; mit einemmale ist nicht mehr Guise, sondern Coligny der Schuldige; man hat eine Entschwörung entdeckt gegen das Leben des Monarchen, und sogar gegen das Leben des Königs von Navarra. — Eine Verschwörung Coligny's gegen Heinrich den Vierten! scheint es doch, als ob der Himmel absichtlich die Frevler verblendet hätte!! Man treibt den Widerspruch so weit, daß man vorgiebt, der Admiral habe von den Anhängern seiner Partey sich zum Könige erklären lassen.

Zufolge dieser herrlichen Entdeckung werden die ersten Briefe nicht nach ihrer Aufschrift abgeschickt; man verfertiget neue, in welchen der König ausdrücklich sagt, — auf seinen sehr bestimm-

ten Befehl sey die Ermordung des Admirals, seiner Anhänger und Mitschuldigen geschehen. Man äussert die unvernünftigste Freude über die Errettung aus einer eingebildeten Gefahr. Die Gesandten erhalten Auftrag, den ganzen Vorgang zu rechtfertigen; man schickt ihnen falsche Nachrichten und Berichte zu; dem Körper des Admirals wird der Prozeß gemacht; man schleppt ihn auf einer Schleife. Aber dies ist noch nicht genug; um dieser aus der Luft gegriffenen Verschwörung zum wenigsten einigen Schatten von Wahrscheinlichkeit zu geben, ist weiter nichts nöthig, als daß noch einige Unschuldige mehr mit dem Leben büssen; darüber gilt kein Bedenken. Man verletzt das Völkerrecht; man erbricht die Thüren des englischen Gesandten; man nimmt mit Gewalt zwey alte Freunde von Coligny aus dem Hause, welche hieher, als an einen Zufluchtsort, den sie für heilig hielten, sich geflüchtet hatten; der eine, ein würdiger Greis, ein rechtschaffner Mann, guter Franzose, tapferer Krieger, und geschickter Geschäftführer; der andre, eine untadelhafte obrigkeitliche Person, von eben so großen Talenten, als Redlichkeit; Briquenaut und Cavagnes hatten den letzten Frieden vermittelt; gegen sie hatte der treulose Hof die meisten Liebkosungen, die meisten Beweise von Freundschaft verschwendet.

Einige Tage zuvor sagte der König zu Cavagnes, — er wünsche nicht, daß er ihn verliesse, und er wolle nach seinem Rathe dem Frieden, welchen er so glücklich vermittelt habe, Dauer

verschaffen. Ueberreden wollte man Briquenaut, diesen unglücklichen Alten, den Jahre und Widerwärtigkeiten schon geschwächt hatten, daß man ihn mit dem Leben begnadigen werde, wenn er sich und Coligny für schuldig angäbe. Sein Muth verließ ihn einen Augenblick mitten unter den Foltern. Aber sein Freund gab ihm einen Blick und sagte zu ihm: „Waffne dein Herz mit jener Standhaftigkeit, welche du im Kriege seit so vielen Jahren gezeigt hast.“ — Bey diesen Worten nimmt der bejahrte Krieger seine erste Gesinnung wieder zurücke, und mit einem Muthe, welcher ein besseres Loos verdiente, gab er denen, welche ihm zusetzten, er sollte beym Könige Verzeihung suchen, und seine Fehler bekennen, zur Antwort: „Nicht ich, sondern der König hat wegen einer solchen Beleidigung Verzeihung zu suchen; könnte ihm nur der Himmel ein so großes Verbrechen verzeihen!“ —

Jetzt ermuntern sich die beyden Freunde gegenseitig, wie Orestes und Pylades, den Tod mit Standhaftigkeit zu ertragen; unerschrocken sahen sie demselben entgegen. Nur als man dem Krieger diejenige Stelle in seinem Urtheile vorlas, in welcher von seinen Kindern die Rede war, welche man ihres Standes entsetzte, und für unehrlich erklärte, nur dann rief er: „Meine Kinder, meine Kinder, was haben die gethan, um mit einer solchen Härte behandelt zu werden?“ — Endlich reißt sie der Henker aus ihren gegenseitigen Umarmungen, und sie werden gehängt in Gegen-

wart des Königs, seiner Brüder, der Königin und des schändlichen Hofes, der an den Fenstern des Rathhauses ihrer Hinrichtung und ihren Seufzern mit Vergnügen zusahe.

Diese letzte Treulosigkeit war gleichsam die Krone aller übrigen, ohne daß die Urheber derselben die davon erwarteten Vortheile ärndteten; sie wurden nur so viel verhaßter, und fanden bey niemanden Glauben.

Ein Zeitgenosse, der von dieser Begebenheit und von der gegen den Admiral angeführten eingebildeten Verschwörung redet, thut die Frage: „konnte man ihm nicht seinen Prozeß machen, wenn die Beschuldigung Grund hatte? und mußten statt dessen so viele Unschuldige, so viele verheirathete Frauenzimmer, so viele schöne und tugendhafte Mädchen, welche die Pracht bey der Hochzeit mit anzusehen gekommen waren, so viele schwangere Weiber, so viele arme Greise, und so viele bettlägerige Kranke, verrathen und ermordet werden?' —

„Der König, — fährt eben dieser Schriftsteller fort, — welchen man künstlich genug in diese Wuth zu verflechten gewußt hatte, wohnte einer feierlichen Messe bey, welche zur Danksagung für den über die Huguenotten gewonnenen Sieg gehalten wurde. Es wurde ein ausserordentliches Jubelfest mit allgemeinen Prozessionen angesetzt, welchem der König, die Königin, seine Mutter, seine Brüder und der ganze Hof in grossem Gepränge beywohnten; nicht, um Gott we-

gen solcher Mordthaten um Verzeihung zu bitten, sondern ihm dafür zu danken, als wenn sie auf seine Eingebung, oder zu seinem Dienste geschehen wären.“ —

Es wurde verordnet, daß alle Jahre an demselben Tage ein ähnlicher Umgang gehalten werden sollte, und ein feierliches Fest wurde angesetzt, um das Andenken dieser Begebenheit zu verewigen. Erst nach zwanzig Jahren, das heißt, nachdem Heinrich der Vierte von der Hauptstadt Meister war, fing man an, sich solcher abscheulichen Ausschweifungen zu schämen, — jene entehrenden Berathschlagungen aus den Registern heraus zu reissen, in welchen sie versiegelt waren, — und jene schaudervollen Feste, welche nur Kannibalen würdig sind, abzuschaffen.

Noch am Bartholomäustage selber gingen der König und seine Brüder, die drey Königinnen, nämlich, Katharine von Medicis, die Königin von Navarra, ihre Tochter, und Elisabeth von Oesterreich, Gemahlin Karl des Neunten, nebst allen Hofdamen auf den Kirchhof der Unschuldigen, um einen Weißdorn zu sehen, der an diesem Tage geblüht hatte, als wenn dieses ein so grosses Wunder im Monate August gewesen wäre! Man schreit von ausserordentlichen Zeichen; der Himmel, sagte man, schien durch seine Heiterkeit seine Freude über den Tod der Protestanten, seiner größten Feinde, zu äussern. Er zeigte dadurch, daß ihm das dargebrachte Opfer angenehm gewesen. Das Gerücht von diesem

vermeynten Wunder und die erkünstelte Aufmerksamkeit, welche der Hof auf diesen Umstand blicken ließ, vermehrte noch die Wuth des Volkes. Fünfhundert Degen werden gezogen, um nur Zweige von dem kostbaren Strauche zu bekommen, aus welchen die Unwissenheit, der Wahnsinn und der Aberglaube eben so viele Heiligthümer machte! So war ist es, daß wenn die Gemüther einmal erhitzt sind, die geringfügigsten Umstände hinreichen, um dem Aberglauben und dem Fanatism neue Waffen in die Hände zu liefern!

Eben nach der Rücklehr von diesem wundervollen Weißdornstrauche geschahe es, daß die Hofdamen der Medicis, mit Beyseitsetzung der ihrem Geschlechte so natürlichen Schaam und Mitleidigkeit, sich den schändlichsten Ausschweifungen überliessen, die man kaum zu nennen waget. Man weis, daß verschiedene Tage später eben dieser Trupp nach dem Richtplatze hinging, um den entstellten Leichnam des Admirals zu besehen; und daß der König einigen seiner Hofleute, welche wegen des schlechten Geruchs sich die Nase zuhielten, und nicht näher treten wollten, im Scherze jene bekannten Worte Vitells zurief: „Ein toder Feind riecht niemals schlecht.“ —

Dies waren die grossen Thaten, deren Andenken man durch öffentliche Denkmahle und Münzen heiligen wollte. Eine dieser Münzen stellte den König auf seinem Throne sitzend vor, in der rechten Hand einen blossen Degen, in der linken einen Scepter der Gerechtigkeit, mit den Füssen

trat er auf Rebellen; und die Umschrift: Virtus in rebelles. — Auf der Kehrseite standen zwey Säulen, das Bild der Redlichkeit, welches von dem falschen Menschen, der je gelebt hatte, geführt wurde, mit diesen Worten: Pietas excitavit justitiam. — Man prägte noch andre, auf welche man, um von dem großen Haufen besser verstanden zu werden, wider die Gewohnheit, eine französische Inschrift setzte. Um das Bildniß des Königs standen folgende Worte: Charles IX. dompteur des Rebelles. Die Kehrseite stellte einen Herkules vor, der mit der einen Hand eine Fackel, mit der andern eine Keule hielt, und mit dem hundertköpfigen Ungeheuer kämpfte. Verschiedene dieser Münzen haben sich bis auf unsre Zeiten erhalten; das sträflichste, vielleicht schimpflichste Denkmal, welches jemals die Schmeicheley schlechten Königen gesetzt hat.

Um endlich die betrügerische Rolle vollends auszuspielen, kaufte der Hof feile Federn, wie sie sich zu allen Zeiten finden, die immer bereit sind, ihre Galle und ihre Wuth für irgend einen Preis ab zu lassen. Man ließ ministerielle Vertheidigungen des Blutbades verfertigen; man stellte Schriftsteller an, welche desto strafwürdiger sind, jemehr Talente sie besassen, je mehr sie ihre Verleumdungen mit Kunst und Geschicklichkeit ausarbeiten, und mit dem glänzendsten und verführendsten Schmucke der Beredsamkeit auszierten.

Aber alle diese Beweise täuschten niemanden, und ihre so treulosen Urheber wurden nur desto verhaßter; die ganze Nation schauderte vor

denselben zurücke. Damals schon und in allen folgenden Zeiten verabscheuten gute Franzosen diese Begebenheit und beweinten das Andenken an dieselbe; und bis zu unsern Tagen hat es die Nation sich so sehr zur Angelegenheit gemacht, ihre Gesinnungen hierüber öffentlich zu äussern, daß sie sogar jeden Versuch, den Abscheu zu schwächen, welchen dieses Blutbad erwecken muß, für ein Zeichen sträflicher Theilnahme ansahe, — daß sie einen Mann beschimpfte, der zwey Jahrhunderte später, nur den Gedanken der Möglichkeit wagte, — und daß sie bey einem solchen Gegenstande lieber ungerecht als gleichgültig erscheinen wollte. Man wird merken, daß ich von der Abhandlung des Abte' Caveyrac über die Bartholomäusnacht rede. Da diese mit der Vertheidigung der Aufhebung des Edikts von Nantes, von demselben Verfasser zugleich gedruckt wurde, so war es nicht anders, als ob man diese beyden Titel schlechterdings verwechseln müßte. Voltaire, welcher in der Abhandlung sehr artig behandelt wurde, beging zuerst dieses Mißverständniß; wenige Menschen lieben Wahrheit so sehr, daß sie dieselbe sogar auf Kosten ihres Vergnügens aufsuchen sollten. Immer noch glaubte man lieber dem berühmten Verfasser der Henriade, dessen Schriften in jedermanns Händen sind, als daß man das Werk eines in der gelehrten Welt unbekannten Mannes las, welches noch überdies sehr selten war. Man sagte es also, man wiederholte es, man druckte es — der Abbe' Ca-

veyrac habe eine Vertheidigung des Bartholomäusblutbades geschrieben; kaum wagte man, seinen Namen auszusprechen, bis Herr Linguet, mit seinem gewöhnlichen Muthe und Feuer der Beredsamkeit, bewies, daß die Schrift des Abre' keine förmliche Vertheidigung sey; und in der That, man durfte nur lesen, um sich zu überzeugen; aber daran schien man nicht einmal zu denken. Folgendes ist der Eingang jener vorgeblichen Vertheidigung.

„Wenn man von der Begebenheit am Bartholomäustage drey Viertheile jener fürchterlichen Ausschweifungen wegnähme, welche dieselbe begleitet hatten, so würde noch immer so viel schauderns volles übrig bleiben, daß sie von allen denen verabscheuet werden müßte, bey welchen die Gefühle der Menschheit noch nicht ganz erstickt sind.“ —

Auf Treu und Glauben einiger einzelner und ausländischer Geschichtschreiber, und durch eine Reihe von sehr verfänglichen Schlußfolgen, setzt der Verfasser die Anzahl derer, die bey diesem blutigen Vorfalle ein Opfer wurden, auf höchstens zweytausend herunter; er schwächt, so viel als ihm möglich ist, das Zeugniß unsrer achtungswürdigsten Geschichtschreiber; er behandelt unsern de Thou sehr flüchtig, und Mornay mit der äussersten Verachtung.

Uebrigens ist die Abhandlung gut geschrieben, und die Schlußfolgen sind mit einer oft sehr verführerischen Kunst an einander gereihet; zum Beyspiele, wenn er sagt: „Der Krieg, die Rache,

vielleicht selbst die Sicherheit der Prinzen, vereinigte sich, um den Untergang der Rebellen anzurathen.“ — Eben diese falschen Wendungen, diese weiche Herablassung, diese Schonung gegen die Strafwürdigen, waren Ursache, daß die Philosophen und die guten Franzosen ihm billige Vorwürfe wegen seiner Schrift machten, und der Verfasser hat nur allzuoft es sich angelegen seyn lassen, ihre Klagen und ihre Vorwürfe zu rechtfertigen.

Wenn die Nation ihre Gesinnungen und Grundsätze in dieser Rücksicht niemals geändert hatte, von wem kam denn die Veranstaltung jener Feste, jener Ergötzungen, jener Vertheidigungsschriften? dies wird sich in den folgenden Kapiteln sehr leichte aufklären. —

Viertes Kapitel.

Karl der Neunte und sein Bruder, der Herzog von Anjou, nachheriger König Heinrich der Dritte.

(Seite 23).

Als Kinder einer Italiänischen Mutter, genährt mit der Milch einer Italiänischen Amme, von ihrer Wiege an mit Italiänern umgeben, waren die letzten Valois, ihren Neigungen nach, mehr ihrer Mutter ähnlich als ihrem Vater; sie waren minder Franzosen als Italiäner.

Karl der Neunte war erst zehn Jahre alt, als er zur Krone gelangte. In diesem zarten Alter blieb der junge Monarch ganz und gar dem Unterrichte seiner Mutter überlassen. Er war mit vielem Geiste und mit einem Hange zur Zärtlichkeit gebohren; er hatte Anlagen zur Tugend; er hätte ein guter König werden können. Aber unaufhörlich von einer Medicis belagert, umringt von Verführern, welche sie um ihn herum stellte, genährt mit dem Gifte ihrer Grundsätze, mußte seine weiche Seele sehr leichte die Eindrücke aufnehmen, welche man ihr absichtlich zu geben bemüht war. Katharine machte ihn sehr zeitig mit Blute vertraut, sie gewöhnte ihn, Blut der Thiere fliessen zu sehen; sie brachte ihm Fleischerneigungen bey, um desto eher zu Henkersgefühlen zu kommen. Zu seinen Vergnügungen gehörte, Thieren, welchen er begegnete, mit einem einzigen Hiebe den Kopf abzuschlagen; ein schönes Vorspiel, auch seiner Unterthanen Köpfe zu fällen. Keine merkwürdige Hinrichtung fiel vor, zu welcher diese unwürdige Mutter ihre Söhne nicht geführt hätte; und unterdessen, daß sie auf diese Weise ihren Charakter wild machte, suchte sie durch Feste, bey welchen die verliebten Spiele oft bis zum Aergernisse getrieben wurden, ihre Sitten zu verzärteln, ihre Seelen zu erschlaffen, und sie den wollüstigen Empfindungen zu öffnen. Gefällig gegen ihre Schwächen, sahe diese treulose Mutter mit der größten Nachsicht zu, wenn ihre Söhne ohne den geringsten Rück-

halt sich allen Arten der Verführung Preis gaben. Alles, was in der Folge vorfiel, waren lauter nothwendige Wirkungen dieser verkehrten Erziehung. Von der Kunst zu regieren, gab sie ihm weiter keinen Unterricht, als in der Kunst der Verstellung und Falschheit; während der vierzehn Jahre, da er auf dem Throne saß, hielt Medicis ihn beständig unter ihrer Vormundschaft; sie verlängerte seine Kindheit; sie unterjochte ihn. Sie war es, die unter seinem Namen regierte; auch ihr vielmehr, als diesem Unglücklichen, muß man das Elend dieser fürchterlichen Regierung zuschreiben. So erzählt der wahrheitliebende Herr von Thou.

Sie hatte ihn so ganz an der Kette, sagt der Kanzler Hopital, daß er gar keine Gewalt hatte, daß er nicht einmal sagen durfte, was er dachte. Nicht gleich anfangs machte sie ihn zum Vertrauten ihres unglücklichen Geheimnisses; sie kannte seine Hitze, seinen Ungestüm; sie wußte, wie unfähig er war, zu einer langsamen Rache den Plan anzulegen und gut zu heissen; nur dafür sorgte sie, daß ihm ein starker Haß gegen die Protestanten eingeflößt wurde. In den Anwandlungen seiner Hitze sprach er von nichts anderm, als ihnen den Krieg anzukündigen; sie brachte ihn davon ab, sie hielt ihn zurücke, und endlich entdeckte sie ihm die geheimen Mittel, welche sie anwenden wollte, um die Rebellen zu zerstören.

Aber sie hatte bereits ihre Maaßregeln zur Ausführung genommen. Unterdessen, daß Karl der Neunte seine Zeit auf der Jagd oder in seiner Schmiede verbrachte, hielt Medicis häufige Konferenzen mit ihren Vertrauten. Karl hatte eine so starke Leidenschaft für die Jagd, daß er Essen, Trinken, oft sogar den Schlaf darüber vergaß. In Ansehung der Neigungen dieses Schmiedekönigs wollen wir einige, noch wenig bekannte Umstände aus Favyn's Geschichte von Navarra anführen.

„E hatte eine recht brennende Liebe für das Schlosserhandwerk. — Einen Ring um eine Flinte oder Pistole, einen Schlüssel, ein Schloß, ein Hufeisen, wußte er so gut, wo nicht noch besser zu verfertigen, als die geschicktesten Meister in dieser Kunst. Im Louvre hatte er unter seinen Zimmern eine Schmiede anlegen lassen, in welcher er alle Tage arbeitete; er warf über seine Kleidung einen Kittel von schwarzem Tuche, arbeitete aber auch ofte im blossen Hemde; so eifrig war er auf seine Arbeit. . . Am Sonnabend am drey und zwanzigsten August 1572. nach dem Abendessen, gegen eilf Uhr, geht der König mit dem Könige von Navarra, mit dem Prinzen von Condé und den übrigen, in seine Schmiede herunter, stellt sich nach seiner gewöhnlichen Weise an die Arbeit läßt seine Hammer schlagen, und beschäftiget hier bey sich die Prinzen und Herrn von seinem Gefolge; indessen wird zwischen ein und

zwey Uhr nach Mitternacht am Bartholomäus-sonntage die Sturmglocke gezogen — — u. s. w.“ —

Schon im Jahre 1571 hielt Medicis zu Blois eine solche Konferenz, zu welcher der Herzog von Anjou, der Kardinal von Lothringen, der Herzog von Aumale, sein Bruder, der Herzog von Guise, Birague, die drey Gebrüder Gondi, Gonzaga, Herzog von Nevers, berufen wurden; — und zwar in demselben Zimmer, in welchem siebenzehn Jahre später, eben dieser Herzog von Guise auf Befehl eben desselben Herzogs von Anjou, nunmehrigen Königs Heinrich des Dritten, ermordet wurde. — In diesem Rathe von Italiänern, bey welchen wir keinen Franzosen erblicken, wurde jenes Blutbad beschlossen.

Glaubwürdige Geschichtschreiber, Herr von Thou unter andern, welcher alle Ausländer nennet, sagen, daß viele glaubten, — der König habe niemals darüber berathschlaget, und habe schlechterdings nichts von dem Plane gewußt, welchen seine Mutter, sein Bruder und deren Mitschuldige entworfen gehabt hätten.

Sechs Monate später, — war der König wirklich nur noch stummes Werkzeug der Rache seiner Mutter? oder war der Unmensch nun völlig in ihm ausgebildet? — sechs Monate später rühmte er sich ohne Scheu gegen Coligny seines offenen und freymüthigen Wesens.

„Ich, sagte er zu ihm, ich bin denn doch Franzos; aber mein Bruder, der Herzog von

Anjou, spricht fast nicht anders, als mit dem Kopfe, mit den Augen und mit den Schultern; das ist ein Italiäner.“ — Soviel ist indessen gewiß, daß alle jene Treulosigkeiten, welche er häufte, um nur die Protestanten an den Hof zu locken, blos Wirkung der Eingebung der Medicis waren.

„Meine Mutter, habe ich mein Rollgen nicht gut gespielt? — fragte er sie, gleichsam um ihrem Unterrichte Ehre zu machen. „Ja, mein Sohn, — antwortete Katharine, aber anfangen, ohne zu vollenden, ist so gut als nichts gethan haben.“ —

Endlich beredete man ihn, er müsse einen entscheidenden Schluß fassen; man schilderte ihm Gefahren und Verschwörungen, welche mit jedem Augenblicke zum Ausbruche reif wären. Seine Schwester, die Königin Margarete, versichert in ihren Memoiren, daß es diesem Fürsten sehr schwer geworden, seine Einwilligung zu dem Blutbade zu geben, und daß er sie niemals würde gegeben haben, wenn man ihm nicht zu verstehen gegeben hätte, daß sein Leben und sein Land auf dem Spiele stünden. Einen Tag früher hielt man einen neuen Rath in den Tuilerien, um hier die letzten Maaßregeln zur Vollziehung des Plans zu nehmen. Medicis, Anjou, Birague, Gondi, Nevers und Tavanne mit ihnen, bestürmten jetzt den König von neuem, setzten ihn in Hitze und befeuerten ihn durch die Vorstellung seines so

nahen Verderbens. Ermüdet, überwältiget von diesen unglücklichen Rathgebern, verspricht er alles. Welchen Vortheil hatten nicht diese Frevler über einen König von zwey und zwanzig Jahren, und den sie seit mehr als zwölf Jahren unaufhörlich belagert hielten? Indessen zeigte der junge Fürst immer noch Unentschlossenheit; er hatte Furcht und Gewissensbisse blicken lassen; je näher der Augenblick zur Vollziehung heran rückte, desto größere Unruhe fühlte er in seiner Seele, so daß ihm der Schweiß vor der Stirne stand, und fieberhafte Bewegungen sich einstellten.

Medicis ging in Begleitung einer einzigen Kammerfrau in das Zimmer ihres Sohnes herunter, wo Guise, Aumale, und ihre Italiäner noch versammelt waren und ihr äusserstes thaten, um sein noch wankendes Gemüth zum Entschlusse zu bringen. — „Ist es nicht besser, — fragte die fromme Medicis, — diese schadhaften Glieder zu zerstören, als den Schooß der Kirche, der Braut unsers Herrn?“ — und setzte folgende Worte eines Italiänischen Predigers hinzu: „Che pietà los ses crudele; che crudeltà los ses pietosa.“ —

Endlich, sagt Mezerai, endlich gelang es ihnen nach vieler Mühe, ihm seine bestimmte Einwilligung abzudrängen. Aber kaum hatten sie diese, so ließ die Königin Mutter mehr als eine Stunde früher das Zeichen mit der Glocke zu St. Germain L'Auxerrois geben, welches mit der Glocke in der heiligen Kapelle hatte gegeben wer-

den sollen. Als der König dieses hörte, nebst einigen Pistolenschüssen, welche zu gleicher Zeit gethan wurden, so gerieth er in eine so heftige Unruhe, daß er Befehl gab, man sollte nur noch ein wenig verziehen; aber man brachte ihm die Nachricht, man sey schon zu weit gegangen. — Nun war es nicht mehr Zeit.

„Gut dann! — rief er, ganz von Sinnen, — so mögen sie denn alle umkommen; ich will nicht, daß ein einziger übrig bleibe, der mir es vorwerfen könne.“ —

So weit gieng die Verschlimmerung, zu welcher Medicis und ihre Landsleute führten. Aber nachdem das Verbrechen vollzogen war, blieb nichts übrig, als laut es zu gestehen; und dies erhielt auch die Königin und der Herzog von Anjou vom Könige; sie brachten ihn dahin, daß er den ganzen verhaßten Vorwurf dieser schrecklichen Begebenheit ganz allein auf sich nahm. Endlich schleppte sie ihn auf die Strassen von Paris, um hier sein Werk zu beschauen, und seines fürchterlichen Triumphes sich zu freuen; an der Spitze ihrer Weiber gab sie ihm ein Beyspiel von Wildheit und anstössigen Sitten; zuletzt führte sie ihre Söhne, und sogar ihre Tochter, und ihren ganzen Hof, bis nach Montfaucon, um hier die verstümmelten Ueberreste des Admirals mit aller Muße zu betrachten.

Erst im Tode erkannte Karl der Neunte seine Mutter! leider! war es zu spät. Sie konnte ihn wenigstens nicht von Gewissensvorwürfen

befreyen, dieser letzten Tugend strafwürdiger Menschen. Seit dem Tage des Blutbades, und noch an demselben Abende, wurde er ganz verwirrt; er sahe nichts als Gespenster und blutige Schatten; zwey Jahre lang wurde er von Furien geqvält, und starb in der Verzweiflung. — Wir werden hiervon noch weiter unten im letzten Kapitel reden, wo wir die Wirkungen der göttlichen Rache an allen denjenigen, welche an dem Bartholomäusblutbade Theil hatten, bemerklich machen werden.

Was wir von Karl dem Neunten gesagt haben, das muß man, und zwar mit noch mehrerem Grunde, von seinem Bruder, dem Herzoge von Anjou, sagen. Nahrung und Erziehung war bey ihnen beyden dieselbe gewesen. Der letztere war mit schönen Anlagen geboren; und bey eben so vielem Geiste, hatte er mehr Sanftheit und Anmuth, als sein Bruder. Er war nur acht Jahre alt, als er ganz der Führung seiner Mutter überlassen wurde. Sie hatte recht volle Zeit, dieses weiche, geschmeidige Wachs zu bilden, und da er eine noch gelehrigere Seele zu ihrem Unterrichte mitbrachte, so hatte sie für ihn jederzeit eine ausgezeichnete Vorliebe, welche mit seiner Ergebenheit gegen sie im Verhältnisse stand; er war ihr Lieblingssohn. Er erweckte sogar mehr als einmal die Eifersucht Karls des Neunten; er war vielleicht mehr als dieser Monarch selber, mit dem Geheimnisse der Bartholomäusnacht bekannt, und einige Tage früher hatte er geheime Konferenzen mit Coligny's Mörder.

Daß er um jenen Höllenplan wußte, ist nicht eine bloße Vermuthung. Man findet in den Memoiren von Villeroi eine Erklärung Heinrichs des Dritten, in welcher er sich selber, so gut wie seine Mutter, anklaget, in welcher er gestehet, daß Karl der Neunte durch das Zureden der Königin und durch das seinige sich habe überwältigen lassen; und könnte man auch an der Aechtheit dieses Stückes zweifeln, so ist es doch nicht weniger wahr, daß der Herzog von Anjou jenen geheimen Ueberlegungen mit beywohnte, von welchen der Monarch selber ausgeschlossen wurde; daß dies die allgemeine Meynung war, und daß dieser Umstand eines der größten Hindernisse war, welches er bey seiner Erwählung zum Könige von Polen vorfand. Medicis mußte eine Vertheidigungsschrift für ihren Sohn verfertigen lassen, um den Abscheu zu mindern, den er erweckte. Sie benutzte alle ihre Unterhändler, um ihre künftigen Unterthanen zu betrügen; sie bediente sich vorzüglich mit grossem Nutzen eines Polnischen Edelmanns, mit Namen Johann Crasocki, der wegen seines Geistes und seiner witzigen Einfälle sehr beliebt war, der hauptsächlich bey ihr und bey Karl dem Neunten, als Zwerg und Hofnarr in grosser Gunst gestanden hatte. Sie schickte ihn mit Geschenken überhäuft in sein Land zurücke, um daselbst das Lob ihres Sohnes öffentlich zu verkündigen; ein Zwerg war es, welcher den Herzog von Anjou zum Könige von Polen machte!!

Die Königin hatte ihn verhaßt gemacht; sie machte ihn endlich auch noch verdächtlich; sie erstickte die schönen Hoffnungen, welche er in seiner Jugend gegeben hatte; sie entnervte seinen Muth, verärtelte seinen Charakter, und dem anstößigen Betragen seiner Günstlinge winkte sie Beyfall zu. Sie nährte ihn mit Vorurtheilen und Aberglauben. Er verließ die Arme der weichen Wollust, nur um sich allen den Kleinheiten einer mönchischen Andacht zu überlassen, und unterdessen ließ er ihr das Ruder der Regierung. So wollte sie es; dies war eben alles, was sie verlangte, und indem Heinrich durch seine seltsamen Einfälle, durch seine Kleinheiten, Verkehrtheiten, fromme Maskeraden, unanständige Verkleidungen — da er bald in dem Anzuge eines Frauenzimmers, bald in der Kutte eines Mönchs erschien, — den Franzosen nur einen unwürdigen Monarchen zeigte, setzte Medicis die Krone auf ihr Haupt. Erst bey dem Tode dieser Königin schien er auf Zureden Heinrichs des Vierten, auf einen Augenblick aus seinem Schlafe zu erwachen; aber er starb nach wenigen Monaten, als ein Opfer seiner falschen Politik, durch ein Verbrechen, zu welchem er das Beyspiel gegeben hatte; ein Beyspiel, welches er in dem verabscheuungswürdigen Unterrichte seiner Mutter gelernt hatte.

So mußten also die Söhne der Medicis, bey welchen beständig das Italiänische Blut vorzuwalten schien, die drey letzten Valois, gekrönte Schattenbilder, unter einer langen Vormundschaft

schmachten, und statt ihrer ausgearteten Namen könnte man die dreissig Jahre, seit dem Tode Heinrichs des Zweyten, bis zur Thronbesteigung Heinrichs des Vierten, mit diesen einzigen Worten anzeigen: „Die blutigen Jahrbücher des Königs Medicis.

Fünftes Kapitel.

Katharine von Medicis.

(Seite 28.)

Dies ist die erste und eigentliche Quelle von Frankreichs ganzem Unglücke. Einen ganzen Band müßten wir anfüllen, wenn wir alle die Verbrechen aufzeichnen wollten, deren sich diese Ausländerin gegen die Nation schuldig gemacht hat. Zu dieser Unternehmung fehlt es uns sowohl an Zeit als an Muth; wir wollen blos jenen Zügen noch einige beyfügen, die wir bereits schon entworfen haben.

Katharine von Medicis war in der Schule eines Alexanders des Sechsten, eines Borgia, und aller jener kleinen Tyrannen Italiens erzogen worden, bey welchen sie ihren Unterricht aus den Werken ihres Landsmanns, Machiavel, geschöpft hatte, durch den sie zu Staatsgrundsätzen erhoben worden waren. Machiavel war das

Modebuch am französischen Hofe geworden; es war Katharinens Vater, Lorenz von Medicis, dedicirt. Medicis studirte dasselbe; aus ihm wählte sie ihre Muster, welche sie ihren Söhnen zur Nachahmung vorstellte. Karl der Neunte machte es zu seiner Lieblingslektüre. Heinrich der Dritte verschloß sich alle Tage mit Gondi, d' Elbenne und Corbinelli, lauter Florentiner, um den Florentiner Machiavel lesen und erklären zu hören; er weidete sich an dieser unglücklichen Lektüre; er sog ihr Gift in sich, machte sich ihre Grundsätze eigen; und aus ihr lernte er, so wie sein Bruder, sich verstellen, den Heuchler spielen, den Schurken, den Treulosen, den Blutdürstigen.

Herr von Thou erzählt, daß man sich unter andern folgender Gründe bedient habe, um den Admiral von dem Gedanken abzubringen, an den Hof zu kommen; man sagte ihm:

„Bedenken Sie, daß eine Ausländerin, eine Italiänerin, aus einer päbstlichen Familie, mit welcher die Protestanten in Krieg verwickelt sind, eine Florentinerin, ein von Natur betrügerisches Frauenzimmer, ganz unfehlbar das äusserste wagen wird; überlegen Sie ferner, in welcher Schule der König erzogen worden, und was er unter diesen schönen Lehrern, die er hatte, gelernt hat; schwören, falsch schwören, den Namen Gottes lästern, Mädchen und Weiber verführen; Versprechungen, Religion, Absichten bemänteln, sein Gesicht in Falten legen; — alles dieses hat man

ihn bey guter Zeit als ein blosses Spiel zu betrachten gelehret; und um ihn an den Anblick zu gewöhnen, Blut seiner Unterthanen vergiessen zu sehen, hat man ihm seit seiner Kindheit die Freude gemacht, Thiere zu sehen, zu betrachten und zu zerstücken; ein treuer Schüler Machiavels, seines Lehrers." —

Medicis gab ihnen Vorschrift und Beyspiel; ihre ultramontanische Politik ging niemals andre, als krumme Wege. Sie hatte, sagt Mezerai, zur Richtschnur ihres Verhaltens jenen Grundsatz ihres Hauses angenommen: divide & impera — Trennung und dann Herrschaft. Diesem Grundsatz zufolge begünstigte sie die Protestanten, so ofte sie die Guisen demüthigen wollte. Sie erlaubte ihnen unter der Hand Predigten zu halten; und öffentlich schien sie darüber Klage zu führen. Sie gab zuerst Edikte zu ihrem Vortheile; das erste vom Januar 1562; und unterdessen sann sie auf ihr Verderben. — Wenn sie sahe, daß die Lothringschen Prinzen die Oberhand hatten, so schrieb sie an Condé, — er solle den Staat in Schutz nehmen, und Mutter und Kind retten; und dieser Brief war die Ursache des ersten innerlichen Krieges. — Als die Nachricht von der Schlacht bey Dreux, welche die Katholiken verloren haben sollten, an den Hof kam, so sagte sie ganz kalt: „Nun gut! so wird man eben französisch zu Gott beten müssen," — und gleich fing sie an, die Protestanten zu liebkosen; als aber am folgenden Morgen eine widersprechende Nachricht ankam, welche die erste aufhob, so ließ sie Freudenfeuer veranstalten, und übergab dem Herzoge von

Guise, den sie nicht liebte, die Befehlhaberschaft über die Kriegsheere. — Voll Eifersucht gegen beyde Partheyen suchte sie bey den Protestanten ein Gegengewicht gegen die Ueberwucht der Guisen; und bey den Guisen einen Damm gegen die Protestanten; ganz entschlossen, zwar ihren Glauben, aber nicht den Scepter dem Zufalle des Treffens zu überlassen; katholisch oder kalvinisch, — gleichviel; sie wollte eigentlich nur über die beyden unterdrückten Partheyen herrschen.

Dies, sagt man, war ihr Plan, von welchem niemand etwas wußte, als Gondi, ihr innigster Vertrauter; selbst die übrigen Mitschuldigen waren ganz unwissend. Wenn dann, am Tage des Blutbades, Katholiken und Protestanten einander in den Haaren seyn würden, wenn die tapfersten beyder Partheyen gefallen, und Sieger und Besiegte gleich geschwächt seyn würden; dann würde, mitten in der Verwirrung, mitten unter dem Geschrey und Lermen der König, den sie nach ihrer Willkühr lenkte, wenn er aus dem Louvre herauskäme, an der Spitze seiner Garden, über die einen wie über die andern hergefallen seyn, und sie alle als Aufrührer vertilgt haben. Auf diese Weise würde er sich der Guisen, des Admirals und ihrer Anhänger entlediget haben, und als unumschränkter Herr übrig geblieben seyn; oder vielmehr, die Ausländerin würde nach ihrem Eigensinn, ohne Furcht vor Widerspruch, vor ohnmächtigen Klagen, vor dem Murren des Unwillens, ohne Furcht vor Gesetzen, regiert haben. —

Leider! würde sie nur über Gräber geherrscht haben! ein solcher Plan war einer Medicis würdig; und dies gab vielleicht zu seiner spätern Erfindung Anlaß

Uebrigens hatte sie bey ihren Verbrechen ganz jene Kälte der Seele, welche ihr alle Freyheit des Geistes ließ, die sie nöthig hatte, um das Gewebe ihrer Schandthaten so recht mit Muse einzufädeln; recht absichtlich verbarg sie ihre Entwürfe unter dem Gepränge von Festen; und niemals war sie ernsthafter beschäftiget, als wenn sie sich ganz mit Kleinigkeiten abzugeben schien, und mit den Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen des Hofes. So verbrachte sie zu Bayonne die Tage mit Zeichnungen zu Ballets, und die Nächte in Konferenzen mit Alba. Der Glanz, die Pracht, der Geschmack, die Liebeleyen, welche bey diesen Festen herrschten, übertrafen alles, was man bisher gesehen hatte; und man bedenke, sagt Brantome, daß alle diese Erfindungen aus keiner andern Werkstätte, als aus dem Gehirne der Königin kamen; und damals eben überlegte sie so recht nach den kleinsten Umständen den Plan zur Ermordung von zweyhunderttausend Franzosen.

Die glänzenden Feste, welche Medicis bey der Hochzeit des Königs von Navarra, vier Tage vor der Bartholomäusnacht, veranstaltete, waren also das Vorspiel zu jener blutigen Tragödie. Unter den Ballets, welche dabey getanzt wurden, sagt Mezerai, befand sich eins, welches man nothwendig als eine vorläufige Abbildung des Unglücks sich erklären mußte, welches den Huguenotten bevorstand; der König

und seine Brüder vertheidigten das Paradies gegen den König von Navarra und die seinigen, welche zurücke getrieben und in die Hölle verstossen wurden. Dies war eine sinnbildliche Vorstellung, oder, wenn man will, ein Räthsel, dessen wahren Sinn vielleicht noch niemand ausser ihr wußte, und von welchem sie balde hernach die Auflösung gab.

Man kann die umständliche Erzählung dieser fürchterlichen Feste beym Saint-Foix nachlesen, welcher seine Nachricht mit diesen Worten schliesset: „Kann man, ohne vor Wuth zu knirschen, sich ein Weib denken, welche sich mit dem Gedanken, mit dem Plane, mit den Vorbereitungen zu einer Feyerlichkeit wegen des Blutbades beschäftiget, welches vier Tage später über einen Theil der Nation, welche sie regieret, ergehen soll? die ihren Schlachtopfern zulächelt, die mit Fleischereyen ihr Spiel hat, die Amor und die Nymphen an den Ufern eines Blutstroms tanzen läßt, und die den Reiz der Musik mit den Seufzern von hunderttausend Unglücklichen paaret, welche sie ermordet?“ — Bey einer dieser veranstalteten Feyerlichkeiten, im Jahre 1571. erscheinen die Huguenotten, unter dem Namen der Titanen, unterdessen daß Karl der neunte unter dem Sinnbilde Jupiters vorgestellt wird, welcher jene bedonnert.

Aber ihr waren alle Mittel gut genug, durch welche sie ihre Rache befriedigen, und ihren Zweck erreichen konnte. Die Geschichten sind voll von kleinen ärgerlichen Erzählungen, und von Nachrichten, über die Fallen, welche Medicis den Häuptern

der Protestanten durch die Weiber legen ließ, die sie in ihrem Gefolge hatte, und derer, nach Brantome, wenigstens dreyhundert, theils verheyrathete, theils unverheyrathete, waren. Der vorige Schriftsteller erzählt weiter:

„Wohin sie ging, nahm sie jederzeit alle Lockmittel zu den wohlthätigsten Ergötzungen mit sich, und vorzüglich zwey bis dreyhundert der schönsten Hofdamen, welche zum wenigsten noch zweymal so viele Freudenmädchen mitbrachten. In dem grösten Gedränge des Krieges und der Geschäfte mußte der Ball jederzeit seinen Fortgang haben; der Ton der Geigen wurde niemals von dem Tone der Feldtrompeten überstimmt; einerley Geyäcke führte die Balletmaschinen und die Maschinen des Krieges; und zu derselben Zeit sahe man Gefechte, in welchen Franzosen einander würgten, und Carousselsz um Vergnügen der Damen.“ —

Eben dieser Schriftsteller spricht von einer Mahlzeit, welche Medicis gab, bey welcher die Damen in grüner Mannskleidung die Tafel bedienten; — und von dem berüchtigten Festin, welches sie dem Bruder des Königs zu Chenonceaux gab, wobey sie zeigen wollte, daß er von ihr die Verschwendung gelernt habe; denn sie verthat dabey mehr als hunderttausend Livres; und die schönsten Hofdamen wurden angestellt, um den Dienst zu verrichten, mit entblößtem Busen und fliegenden Haaren, wie Bräute.“ —

Sie nahm sie gleich mit ihrem vierzehnten Jahre; eine reizende Gestalt gab den Vorzug, und

sie kleidete dieselben nach ihren Absichten; auch wurden sie fast alle durch ihre verliebten Spiele berühmt; und wenn gleich die Königin bisweilen zum Scheine sich streng stellte, wenn nämlich der Unfug zu weit getrieben wurde, — so war dies doch nur ein Kunstgrif ihrer Politik, und im geheimen bewies sie gegen ihre Schwachheiten jedesmal die größte Nachsicht. Sie hatte den Versuch von dieser übertriebenen Nachsicht bey den Maitressen ihres Gemahls gemacht, wenn sie zu ihren Absichten nützlich waren. Fräulein von Leviston, eine Schottländerin, welche aus ihrer Liebschaft kein Geheimniß machte, und welche Heinrich der Zweyte zur Mutter des Herzogs von Angouleme machte, war ein solches Staatsfräulein der Katharine von Medicis. Katharine wurde die Vertraute und die Freundin der Diane von Poitiers, ihrer Mitbewerberin.

Dieser Harem des Hofes wurde mehr als einem Krieger nachtheilig; unter dem Namen von Staatsfräulein gewonnen sie die Anführer durch ihr zuvorkommendes Betragen, entlockten ihnen ihre Geheimnisse, und entdeckten diese augenblicklich ihrer Gebieterin; auf diese Weise ließ Anton von Bourbon sich durch die junge Beraudiere von der protestantischen Parthey abbringen, in ihren Armen wurde er ein guter Katholik, und durch sie der Vater des Kardinals von Bourbon. — Man kann im Bayle lesen, mit welcher Geschicklichkeit die schöne Limeuil, auf Befehl der Königin mit welcher sie verwandt war, den Prinzen von Condé zu verstricken

stricken wußte; wie sehr sie ihre Liebschaften begün-
stigte, und welches ärgerliche Aufsehen seine Schwä-
chen machten. — Die stolze Chateauneuf war zu
gleicher Zeit erklärte Beyschläferin Heinrichs des
Dritten, damaligen Herzogs von Anjou, und Staats-
fräulein seiner Mutter. Trotz ihrer Abentheuer
heyrathete sie endlich doch den Italiäner Antinotti,
den sie mit eigener Hand tödete. — Mit Katharis-
nens Einwilligung stritt Ayele, die schöne Grie-
chin, die junge Fosseuse, Atry, Montigny, Re-
bours, nicht ohne Erfolg, um das Herz ihres jüng-
sten Sohnes, des Herzogs von Alençon, des Kö-
nigs von Navarra und der ersten am Hofe. Man
behauptet sogar, sie habe die Marie Touchet, öf-
fentliche Beyschläferin Karls des Neunten, mit
in ihr Gefolge genommen, um diesen wüthenden
Löwen desto besser an der Kette zu halten, und dem
Garne nicht entgehen zu lassen. —

Am besten aber diente zu ihren Absichten die
schöne Sauves, welche in den Jahrbüchern dieser
Zeit so berühmt ist. Ihr Mann, Fizes, war der
einzige Staatssekretair, welchem man das Geheim-
niß der Bartholomäusnacht anvertrauet hatte. Sie
war Kammerfrau bey der Medicis. Ihr Witz,
ihre Schönheit, ihre gefällige Anmuth, ihre Erfah-
renheit in der Verführungskunst machten sie vorzüg-
lich für junge Herzen gefährlich. Man nannte sie
mit Recht die Circe des Hofes. Diese Zauberey
brachte Heinrich den Vierten und viele andere in
ihre Fesseln; sie regierte über diese Heerde von Freu-

dentöchtern. Sie hatte den Vorsitz bey Bestimmung ihrer Reize; sie lenkte ihre Pfeile; sie bestimmte ihnen ihre Schlachtopfer. — In dieser Schule bildete sich Diane und Gabriele von Estrees, Katharinens eigene Tochter, Margarete von Valois, welche diesen Unterricht sehr gut benutzte.

Alle diese um den Preis wetteifernde Schönheiten säeten Zwietracht und Eifersucht unter die Anführer beyder Partheyen. Wenige Herzen waren gegen ihre Verführungen gesichert; sie vergassen nichts, um Proseliten zu machen, und an dem Bekehrungswerke zu arbeiten. Auch Johanne von Albret, Mutter Heinrichs des Vierten, fand bey ihrer Ankunft in Blois, die Verderbtheit, welche an dem Hofe der Valois herrschte, so auffallend, daß sie an ihren Sohn schrieb: „Ich hielt sie schon für groß, aber ich finde sie noch grösser; hier werben nicht Männer um Weiber, sondern Weiber um Männer.

Brantome, welcher den grösten Theil dieser Frauenzimmer persönlich gekannt hatte, sagte: „Die Zeit, in welcher sie Jungfern waren, war ihre beste Zeit; denn sie hatten ganz freyen Willen, ob sie Dienerinnen der Venus oder der Diane seyn wollten; sie besassen hinlängliche Einsichten, Geschicklichkeiten und Kenntnisse, um Schwangerschaft zu verhüten.“ —

Diejenigen, welche unaufhörlich die Sitten der guten alten Zeiten zurücke wünschen, werden doch wohl nicht von jenen reden, welche Katharine von Medicis und ihre Italiäner am Valesischen

Hofe einführten, die verderbtesten, die vielleicht je gewesen waren?

Und eben auf diese Verderbtheit, welche ihr Werk war, gründete Medicis den Erfolg ihrer Absichten: die Tugend war ihr überall lästig; sie verfolgte dieselbe im Kanzler Hopital, im Admiral Coligny; sie fürchtete dieselbe sogar an ihren eigenen Kindern. Wir haben gesehen, wie Karl der Neunte, Heinrich der Dritte und der Herzog von Alençon, durch sie verschlimmert wurden. Ihrer eigenen Tochter gab sie Unterricht in verliebten Spielen, und erbot sich, wenn sie ihr gewisse Geständnisse thun wollte, ihre Heyrath mit dem Könige von Navarra aufzuheben. Aus Besorgniß, die Schönheit möchte in Verbindung mit der Tugend bey der Königin, Gemahlin Heinrichs des Dritten, dieser zu viele Herrschaft über ihren Gemahl, und zu viel Eingang bey den Guisen verschaffen, stellte sie den Beichtvater dieser Königin an, ihr widrige Eindrücke gegen ihren Gemahl beyzubringen; und einige Günstlinge von diesen mußten eben solche Eindrücke ihm gegen die Königin beybringen.

So war die verabscheuungswürdige Kunst der Medicis beschaffen; auf diese Weise füllte sie ihren Hof und ihre Familie mit Zwietracht, mit Thränen und mit Schrecken; auf diese Weise machte sie Italiänische Tücke und Schlauheit hier einheimisch, und den hauptsächlichsten Gebrauch machte sie davon gegen die Prinzen vom französischen Geblüte, wel-

che sie als ihre Feinde betrachtete. So lange Medicis lebte, so lange verfolgte sie die Bourbons. Anton, König von Navarra, war zu jeder Zeit das Ziel ihrer Ungerechtigkeiten und der Gegenstand ihrer Verachtung; den tapfern Condé wollte sie auf dem Schafotte sterben lassen; und als dieser unglückliche Prinz war ermordet worden, so vereinigte sich alsdann ihr ganzer Haß gegen Heinrich den Vierten. Die besondere Veranlassung ihres Hasses gegen diesen Prinzen kam daher, daß ihre Italiänischen Sterndeutler ihr vorausgesagt hatten, er werde ihren Kindern auf dem Throne folgen. Deswegen hatte sie ihn von seiner Wiege an, fast noch in den Armen seiner Mutter, bey der Verschwörung im Jahre 1564, verfolget; sie war die Furie, welche jeden seiner Schritte begleitete, und nicht eher verließ sie ihn, als bis sie selber zum Grabe herabstieg. Sie hatte Heinrich den Dritten von der Heyrath mit Katharine, der Schwester des Königs von Navarra, abgehalten; denn sie fürchtete sich, diese als Königin von Frankreich zu sehen; aber sie gab ihm ihre Tochter, und wir haben gesehen, auf welche Art sie seine Hochzeit gefeyert hatte. Nach der Bartholomäusnacht behandelte sie ihn ganz verächtlich, ließ ihn wie einen Verbrecher verhören, verursachte ihm tausend Unannehmlichkeiten, und vier Jahre hindurch hielt sie ihn in enger Gefangenschaft, entweder zu Vicennes, oder am Hofe; sie erlaubte ihm bloß mit einer Treulosigkeit, die nur ihr würdig war, den Eingang in das Zimmer ihrer Staatsfräulein. Dadurch hofte sie seinen edeln Muth zu

erschlaffen, wie es ihr bey ihren übrigen Söhnen gelungen war; er entging ihr aber auch diesmal.

Aber hauptsächlich nach dem Tode des Herzogs von Alençon, da sie Heinrich den Dritten, ihren damals einzigen Sohn, ohne Kinder und ausser Stand sahe, welche zu bekommen, ließ sie alle ihre Maschinen spielen, um Heinrich den Vierten, ihren Schwiegersohn, von dem Throne zu entfernen, zu welchem seine Geburt und seine Tugend ihm das Recht gab. Sie ermunterte die Ansprüche aller Fremden auf die Krone; sie suchte dieselbe den Kindern der Herzogin von Lothringen, ihrer Tochter, zuzuwenden; sie wendete alles an, um die Grundlage des Salischen Gesetzes zu untergraben; so sehr fürchtete sie sich, die Bourbons regieren zu sehen.

Medicis haßte Heinrich den Vierten aus keiner andern Ursache, als weil sie ihn nicht hatte verführen können. Seine grossen Eigenschaften blendeten sie; immer verhinderte sie ihren unglücklichen Sohn, daß er sich nicht mit diesem Helden vereinigen konnte, der ihm die Arme entgegen reichte, der alleine im Stande war, ihn von dem Drucke der Ausländer zu befreyen.

Zu spät erkannt und verachtet, und von ihrem eigenen Sohn verabscheut, starb endlich diese Königin vor Verdruß, daß sie nichts mehr galt. Ihr Tod entfernte alle Hindernisse; die beyden Prinzen vereinigten sich wieder. Mit seiner gewohnten Freymüthigkeit ging Heinrich der Vierte ganz alleine zu Heinrich dem Dritten, welches er niemals ge-

than haben würde, wenn Katharine von Medicis noch fortgelebt hätte.

Heinrich der Vierte gestand hernach, daß Medicis das einzige Frauenzimmer sey, welches er jemals gehaßt habe; nothwendig mußte sie ihm sowohl, als dem ganzen Frankreich viel Böses gethan haben, da sein Herz zu dieser unangenehmen Empfindung gezwungen wurde, welche er niemals gekannt hatte; und lange Zeit hernach war, nach Sully's Erzählung, ein Hauptumstand, welcher diesen Fürsten von einer Vermählung mit einer Florentinerin abhielt, nicht so sehr dieser, daß sie aus einem der kleinsten Häuser der christlichen Welt war, sondern weil sie gleiche Abstammung mit Katharine von Medicis hatte, welche, Frankreich und mir insbesondere, sagte er, so viel Böses zugefügt hat. Ich scheue eine solche Verbindung, aus Furcht vor gleichen Uebeln für mich, für die Meinigen, und für den Staat."

Der Erfolg hat diese Furcht nur allzusehr gerechtfertiget.

Sechstes Kapitel.

Gondi, Birague, Gonzaga Nevers, Strozzi, Petrucci, und andre Italiäner, Katharinens Mitschuldige.

(Seite 30 u. f.)

Anstatt, bey dem Uebergange nach Frankreich, französische Sitten und Neigungen anzunehmen, die Nation lieb zu gewinnen, bey welcher sie Aufnahme und so gute Behandlung gefunden hatte, behielt Medicis ihr italiänisches Herz und ihre italiänischen Gesinnungen. Sie begünstigte ausschliessungsweise ihre Landsleute, und verschwendete an ihnen die Schätze Frankreichs.

Unter diesen Haufen von Italiänern, welche in ihrem Gefolge mit herüber kamen, wollen wir nur diejenigen etwas näher schildern, die den grösten Antheil an ihrer Gunst und an ihrem Vertrauen hatten.

1. Gondi.

Albert von Gondi war Katharinens innigster Vertrauter, ihr Rathgeber, und hatte eine Hauptrolle bey jenem Trauerspiele am vier und zwanzigsten August. Wegen seiner Ergebenheit gegen die Königin, wegen seiner Herrschaft über Karl den Neunten, und wegen seines Einflusses auf alle Begebenheiten dieses traurigen Zeitraums, kann man sagen — er war einer der schädlichsten Mens-

schen für Frankreich. Wir haben davon den Beweis gesehen.

Sein Vater war Gondi du Perron, Edelmann zu Florenz und Banquier zu Lyon. Die Frau des letztern, ebenfalls eine Italiänerin, hatte Mittel gefunden, bey Katharine von Medicis in Dienste zu kommen; sie erhielt in der Folge die Aufsicht über die Verpflegung ihrer Wickelkinder; sie hatte sogar, sagt man, dieser seit zehn Jahre verheyratheten, aber immer ohne Leibesfrucht gebliebenen Prinzessin, zu welcher verholfen; und eben dies war die Ursache, daß sie als Königin und Regentin des Reichs, alle Gondis zu Vermögen und zu Würden beförderte. — So hatten also Katharinens Kinder und dieses Gondi's Kinder dieselbe Milch eingesogen. Auch Retz hielt Karl den Neunten, seinen Milchbruder, von dem Augenblicke seiner Geburt an bis zu seinem Grabe beständig belagert.

Diese Ausländer hatten bey dem Tode Heinrichs des Zweyten, zusammen nur zweytausend Livres Einkünfte; aber niemals wurde ein reissenderes Glück gemacht. Albert wurde Ordensritter vom heiligen Michael und hernach vom heiligen Geiste, gleich bey der ersten Beförderung; erster Kammerjunker des Königs, alsdann Oberkammerherr, Staatsrath, General der Galeeren, Duc und Pair, Marschall von Frankreich, Gouverneur von Provence, vertrat die Stelle des Connetable bey der Salbung Heinrichs des Dritten, und wurde erster Hofkavallier bey Marie von Medicis. Er

besaß unermeßliche Ländereyen und Grundstücke. — Sein Bruder, Peter, war Kanzler bey der Königin, Fürstbischof von Langres, hernach seit 1570 von Paris; er war es zur Zeit des Blutbades; ein Umstand, welcher der Vollziehung desselben nicht hinderlich wurde; er war ferner Abbe von Saint Jean, von Saint Crespin in Soissons, von Saint Aubin in Angers, von Saint Martin in Pontoise, Commandeur des heiligen Geistordens, endlich Kardinal. — Ein dritter Bruder, Karl Gondi de la Tour, der schon in seiner Jugend starb, war schon Hauptmann über funfzig Mann, Ritter vom Königsorden, General der Galeeren, und stand bey der Königin in grossem Ansehen, aber in noch grösserem bey ihrem Sohne, denn er war Oberaufseher über seine Vergnügungen.

Die zurückgesetzten oder verfolgten Franzosen, welche zusehen mußten, wie das Königreich Ausländern und Glücksrittern zur Beute wurde, murrten; und in der That mußte bey der Gunst, welche ein Gondi und vorzüglich ein Retz erhielt, die Tugend erröthen. Man sahe ihn als Nachfolger des Grafen von Tende in der Befehlhaberschaft über Provence, nicht ohne den grösten Unwillen der Grossen, sagt Herr von Thou. Volk und Grosse empörten sich, aber vergeblich; für ihn bot die Königin allem Trotz; sie waren einander unentbehrlich geworden. Man nannte ihn den Liebling der Medicis; denn auch sie hatte ihre Lieblinge.

Als er das Gebiet von Versailles haben wollte, ließ sie den Besitzer desselben, Lomenie, im Ge-

fängnisse erdrosseln, und noch einige andere umbrin-
gen, um ihre Günstlinge und Landsleute zu berei-
chern. So war also eben dieses hernach so stolze Versailles, dieser Aufenthaltsort der Könige, welches aber damals nur ein kleines Dörfgen war, wie Nabans Weinberg die Belohnung für das schrecklichste Verbrechen. Dies war Gondi's Zeitvertreib. Er plünderte die Schwachen; er haßte die Großen; er hauchte der Königin den Geist der Zwietracht ein, und setzte alles in Bewegung, um sie zu dem Entschlusse zu bringen, sich der Vornehmsten am Hofe zu entledigen, und sein Ansehen dadurch zu erhöhen.

Da er einmal der Gegenstand des allgemeinen Unwillens war, so fand er freylich seine Sicherheit nur in den allgemeinen Bedrängnissen. Jedes Verdienst beleidigte ihn; aus Eifersucht gegen Coligny ließ er, sogar nach dessen Tode, — das heißt, in dem Augenblicke, in welchem gewöhnlich auch der wüthendste Neid sich entwafnen läßt, — die Denkschriften verbrennen, welche dieser Admiral aufgesetzt hatte, und welche diejenigen, welche davon Zeugen waren, vergebens seiner Wuth zu entreissen suchten. Als ob er das Recht gehabt hatte, auf einen großen Mann eifersüchtig zu seyn!!

Endlich rechtfertigte sich der Himmel; er starb, als ein Spiegel der Gerechtigkeit Gottes; und in einem an grossen Verbrechern so fruchtbaren Jahrhunderte, ist er vielleicht der einzige, auf dessen Grab man, ohne einen Vorwurf der Ungerechtigkeit zu fürchten, die Worte setzen könnte:

Monstrum nulla virtute redemptum. — Ueber seinen Tod noch etwas im letzten Kapitel. —

2. Kanzler Birague.

Rinato Birague war aus Mayland. Frühzeitig kam er nach Frankreich, und die Pforten der Ehre standen ihm offen. Sein doppelter Charakter eines Ausländers und Italiäners war für ihn eine starke Empfehlung; er stieg von einer Stufe zur andern, war Krieger, Kammerherr, Hofmann, verheyrathet, Priester, Kanzler, Kardinal; man kannte ihn unter allen Gestalten und Namen. Er hatte alles, was ein Glücksritter nöthig hat; viel Dreistigkeit und noch mehr Geschmeidigkeit, Ehrgeiz und keine Gewissenhaftigkeit, Talente zur Arbeit, aber hauptsächlich zu verdeckten Spielen; ein wenig Witz und viel Unwissenheit; nach Nation und Religion ein Italiäner; übrigens freygebig, wohllüstig, ein Mann nach den Umständen, vollkommener Diener des Willens des Königs; ohne Gelehrsamkeit und Wissenschaften; ein Rohr, welches jedem Winde des Hofes nachgab, der für einen begünstigten Kammerdiener mehr Achtung hatte, als für alle Gesetze des Königreichs. — Ein solcher Mann war der Nachfolger des grossen Hopital, des gelehrtesten Franzosen, des grösten Freundes des Vaterlandes.

Um dem Hofe zu gefallen, mußte man verfolgen, und Birague verfolgte; er hatte schon die Lehrjahre bestanden. Als Medicis ihn wählte, ging sie schon mit ihrem grossen Vorhaben schwan-

ger; aber noch hatte sie nicht gewagt, mit ihrem Sohne darüber zu sprechen. Ihrem Vertrauten entdeckte sie sich, und dieser übernahm es, das erste Wort davon an den König zu bringen. Herr von Thou glaubt, Birague sey der erste, und eine Zeit lang nebst Gondi der einzige gewesen, welcher um das Geheimniß der Bartholomäusnacht gewußt habe; blos dieses Italiänische Triumvirat knüpfte das ganze Gewebe, und entwarf nach den kleinsten Umständen die Achtserklärung von hunderttausend Franzosen. Birague hatte seit 1570 die Siegel, aber erst nach Hopital's Tode, im Jahre 1573, erhielt er den Titel eines Kanzlers, zur Belohnung des Dienstes, welchen er ein Jahr früher geleistet hatte. Um der Königin seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, wollte er Montmorenci umbringen lassen. Er ließ den Marschall von Cossé-Brisac in der Bastille, Heinrich den Vierten in Vincennes einsperren; er verfolgte die guten Bürger mit dem Schwerde der Gesetze. Als Kanzler eröfnete er den Reichstag zu Blois im Jahre 1576; er machte ein langes Gerede über die Macht des Königs, und ermüdete alle Zuhörer mit den Lobeserhebungen der Königin Mutter; er schloß endlich mit einer Geldforderung. Seine Rede war langweilig aber auch lächerlich; er entschuldigte seine Unwissenheit in den französischen Staatssachen damit, daß er ein Ausländer wäre. Was bemengte er sich also damit?

Endlich wollte er, nach seiner Frauen Tode, Kardinal werden, und er wurde es; seine Auffüh-

rung sprach zu seinem Vortheile. Auf dem Wege zur Liebenfrauenkirche, wo er die Zeichen dieser ausländischen Würde empfangen sollte, wurde er von zweyhundert Reutern, gröstentheils Italiäner, begleitet. Heinrich der Dritte machte ihn zum Commandeur seines Ordens vom heiligen Geiste, gleich bey der zweyten Beförderung. Er war zu gleicher Zeit Bischof von Lavaur, Abbe von Flavigny Longpont, Saint Pierre in Sens, Prior von Sauvigny ꝛc.

Er starb 1583.

3. Herzog von Nevers.

Ludwig Gonzaga, Herzog von Nevers, aus dem fürstlichen Hause Mantua, war bey allen geheimen Unterredungen, welche vor dem Bartholomäusblutbade vorangingen und darauf vorbereiteten; er behielt für sich einen großen Theil der Ausführung. Aber voll Unwillen darüber, daß die unglücklichen Protestanten, welche in der Vorstadt Saint-Germain sich befanden, dem Blutbade entgehen könnten, verlangte er dringend vom Könige und von dessen Mutter die Erlaubniß, an der Spitze eines Trupps Reuter sie zu verfolgen und niederzuhauen, sie verweigerten ihm dieselbe bloß deswegen, weil sie bey dem grossen Auflaufe ihn in ihrer Nähe nöthig hatten. Ein Italiäner von seiner Garde war es, welcher dem Admiral den Kopf abschlug, und ihn, wenn man dem Verfasser des Discours simple & véritable glauben darf, einbalsamirt nach Rom an den Pabst und an den Kardinal von Lothringen schickte. Unterdessen daß dieser ul-

tramontanische Herzog sich in Paris auszeichnete, folgte seine Kompagnie Gens d'Armes seinem Beyspiele zu Charité sur Loire.

Er hatte einen großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte, welche damals alle in den Konferenzen der Königin verhandelt wurden; denn unter Heinrich dem Dritten, wenigstens im Jahre 1574, führte die Königin Mutter, der Kardinal von Lothringen, die Herzoge von Guise und von Nevers, der Marschall von Gondi, Retz und der Kanzler Birague, alle Kabinetsangelegenheiten nach Willkühr; der König überließ diese ganz ihrer Besorgung. — Uebrigens hatte dieser Mensch ein sehr schüchternes Gewissen. Nachdem er mit den Truppen des Herzogs Medicis von Florenz einen Versuch gegen Marseille gewagt hatte, so verlangte er, ehe er sich weiter in die Ligue einliesse, vor allen Dingen gründlich zu wissen, ob diese ein Werk Gottes sey; und um davon gewiß zu werden, ging er nach Avignon und von da nach Rom, um den Pabst zu befragen. Weil er aber sahe, daß er hier nicht die erste Rolle spielen, und vom Herzoge von Guise verdunkelt werden würde, so trat er von diesem Bündnisse ab, und nun hörte er nicht auf, den König gegen diesen Herzog aufzubringen, der sein Schwager war, und ruhte damit nicht eher, als bis zu jener fürchterlichen Katastrophe, welche seinem Leben ein Ende machte.

Entweder kannte ihn Heinrich der Dritte nicht, oder er fürchtete ihn, als er ihm schrieb: „Ich habe sie jederzeit von der Zahl jener Undankbaren aus-

genommen, welche sich als meine Feinde erkläret haben, und welche täglich an der Zerstörung des Hauses Valois arbeiten, welches sie doch zu dem, was sie sind, gemacht hat.“ — Seitdem blieb sein Betragen immer sehr zweydeutig; er hielt es eine Zeitlang mit keiner von beyden Partheyen, und blieb in seiner Stadt Nevers unabhängig. Man rühmt die Dienste, welche er Heinrich dem Vierten soll geleistet haben; aber ausserdem, daß man sie sehr übertrieben hat, mußte er sie auch sehr theuer von ihm kaufen. Er war so stolz auf seinen unermeßlichen Reichthum, auf seinen Rang, auf seine Würden, auf seine Geburt, — er hatte eine so hohe Meynung von seinen Verdiensten, daß Heinrich der Vierte von seiner eigensinnigen Laune und von seiner Eifersucht alles zu leiden hatte. Er war, sagt Sully, ein von Eitelkeit aufgeblasener Mensch, und ein für seinen Herrn äusserst lästiger Diener; dies beweisen seine eigenen Briefe.

Verschiedene Schriftsteller, welche aber wahrscheinlich die Bartholomäusnacht vergessen hatten, hielten ihm Lobreden; aber Heinrich der Vierte, der sich an dieselbe erinnerte, konnte ihn niemals lieben, und nur mit Widerwillen gehorchten ihm die französischen Kriegsheere.

Dieser Ausländer hatte in Frankreich Rang und Würde eines Prinzen; schon war er Herzog von Nevers und Pair des Königreichs durch seine Familienverbindung, als Heinrich der Dritte die Unvorsichtigkeit beging, für ihn eine zweyte herzogliche Pairie zu errichten. Er wurde erster Ritter

seines Ordens vom heiligen Geiste, gleich bey der ersten Beförderung, Hauptmann über eine Feldkompagnie von hundert Mann, Gouverneur der Provinzen Champagne und Brie. Er hatte verschiedenemale die Befehlhaberschaft über die Kriegsheere; unumschränkt war er in seiner Stadt Nivers und deren ganzem Gebiete; er hatte eine Kompagnie Italiäner zu seiner Wache.

War es denn den Franzosen nicht erlaubt, eifersüchtig gegen die Aufdringlinge zu seyn, welche ihnen trozten, sich mit ihren Gütern bereicherten, und sich in ihrem Blute badeten?

4. Strozzi.

Die Strozzi waren die vornehmsten Bürger in Florenz, und die reichsten Handelsleute in Italien, nächst den Medicis. Diese beyden Häuser standen mit einander in Verbindung und gegenseitigem Wetteifer. Die Strozzi, welche nur den zweyten Rang behaupteten, verliessen ihr Vaterland und folgten der Katharine von Medicis auf dem Fuße nach Frankreich, um sich hier niederzulassen.

Peter Strozzi, ein tapferer Soldat, aber der unglücklichste Feldherr seiner Zeit, wurde zum Marschall von Frankreich gemacht. Brantome hat ihm die Lobrede gehalten; sie ist fast ganz angefüllt mit Possen, in welchen dieser Marschall mit dem königlichen Hofnarren, Brusquet, wetteiferte; und wirklich scheint er ein vorzügliches Talent für diese Gattung von Verdiensten gehabt zu haben. —

Sein

Sein Bruder, Lorenz Strozzi, wurde hintereinander, auf Katharinens Betrieb, Bischof von Alby, von Beziers, Erzbischof von Aix, von Toulouse, und Kardinal. Er war es, welcher schon im Jahre 1563 den Entwurf zu dem ersten besondern Bündnisse in Frankreich machte, und welches allen übrigen ihr Daseyn gab; und da er zugleich Befehlhaber der Grafschaft Avignon für den Pabst war, so wurde sein kleiner Hof der Mittelpunkt aller der verdeckten Spiele und die Quelle der Uneinigkeiten, welche sich über die südlichen Provinzen verbreiteten.

Leo Strozzi, ihr dritter Bruder, war General der Galeeren Frankreichs; und ihre Nichte, die schöne Alphonsine, war erste Staatsdame bey Katharine von Medicis.

Philipp Strozzi, des Marschalls Sohn, wurde mit den königlichen Prinzen erzogen, mit denen er Geschwisterkind war, und bey welchen er den Pagen machte. Mit zwey und zwanzig Jahren wurde er Oberster des Regiments französischer Garde, welches damals errichtet wurde; bald hernach wurde er kommandirender Oberster des französischen Fußvolks, eine Stelle, welche ihm unbegrenzte Vollmacht gab, und welche bisher nie mit einem Ausländer war besetzt worden; hierauf Staatsrath, Ritter des heiligen Geistesorden, bey der ersten Beförderung. Mit Würden konnte ihn freylich die Königin überhäufen, aber keinen andern Feldherrn konnte sie aus ihm machen, als der noch weit un-

glücklicher war, als sein Vater. Bey dem Treffen bey Roche la Belle, im Jahre 1569, in welchem die Franzosen den tapfern Brissac beweinten, den sie eben verloren hatten, nannten sie seinen Namen einmal über das andre, und bey ihren Klagen bedienten sie sich beissender und harter Ausdrücke, als wenn sie es für schimpflich hielten, von einem Italiäner angeführt zu werden. Strozzi, den ihre Stichelreden beleidigten, befahl ihnen, ihm zu folgen; sie gehorchten; sie liessen sich niederhauen; der Oberste wurde gefangen genommen, und das Treffen ging verloren.

Eben dieser Strozzi war er, an welchen Katharine von Medicis im Jahr 1572 den Brief schrieb, welchen wir oben Seite 11 angeführt haben, in welchem sie ihm auftrug, die Huguenotten in Rochelle eben so zu behandeln, wie man die in Paris behandelt hätte; er suchte alle Gelegenheiten dazu auf; seine ganze italiänische List nahm er zu Hülfe, um sie zu überfallen; aber die Klugheit der Rocheller hinderte ihn, ein so schönes Vorhaben auszuführen. Unter dem Vorwande eines grossen Festins, welches ihm seine Freunde geben wollten, hatte er eine grosse Anzahl seiner Soldaten in die Stadt rücken lassen; als er aber sahe, daß die Einwohner auf ihrer Hut waren und die Waffen ergriffen hatten, so zog er sich zurücke, ohne irgend eine Unternehmung zu wagen.

Er hatte bereits bey mehr als einer Gelegenheit Beweise von seinem Eifer für die Religion und für die guten Sitten gegeben. Brantome sagt,

er habe einen Bürger, der ihm mißfiel, vor das Ketzergericht bringen lassen, welches damals in Frankreich aufzuleben anfing. Nach dem Treffen bey Moncontour tröstete er sich über sein schlechtes Glück dadurch, daß er alle Freudendienerinnen, welche im Gefolge des Kriegsheeres waren, in die Loire werfen ließ; er vollführte dieses Vorhaben auf der Brücke bey Ce, wo achthundert dieser unglücklichen Geschöpfe ganz unbarmherzig ersäuft wurden. Er sahe nicht voraus, daß ein ähnliches Schicksal auch auf ihn wartete. Katharine hatte ihn zum General eines Heeres Seesoldaten ernannt, welches gegen die Spanier bestimmt war; Strozzi verlor das Treffen, und wurde auf dem Admiralschiffe zum Gefangenen gemacht, welches damals ohne Beyspiel war, und Grasse war also nicht, wie man geglaubt hat, der erste französische Admiral, welcher mit seinem Schiffe vom Feinde gefangen genommen wurde. Strozzi wurde erstochen, und auf Befehl des spanischen Generals, noch lebendig in das Meer geworfen.

5. Petrucci und einige andere von Katharinens Mitschuldigen.

Achilles Petrucci war aus Siena, einer vom Herzogthum Toskana abhängigen Stadt, und folglich geborner Unterthan der Medicis. Er war einer von denen aus allen Ländern zusammengeraffren Glücksrittern, welche der Herzog von Guise für sein Gefolge unterhielt, die bey dem ersten Winke bereit waren, seine Befehle zu vollziehen; einer von jenen vermeintlichen Helden,

jener Vaglianten, welche ihre Tapferkeit und ihren Degen an den ersten vermietheten, der im Stande war Verbrechen für jeden Preis zu kaufen. Die Ermordung des Admirals wurde ihm anbefohlen; er folgte dem Besme, und versetzte dem schon sterbenden Greise die letzten Dolchstiche; diese beyden Bösewichter warfen seinen Körper aus dem Fenster hinunter, und nachdem Guise noch sein Gespötte mit Coligny's Leichname gehabt hatte, so hieb Petrucci ihm den Kopf ab, und brachte ihn der Medicis, welche ihn mit Freuden annahm, aber nicht nach Rom schickte, wie die Protestanten geschrieben haben. Ein Italiänischer Schriftsteller, Capilupi, nimmt für einen andern seiner Landsleute, mit Namen Tosinghi, die Ehre in Anspruch, einer von Coligny's Mördern gewesen zu seyn.

Renatus Bianchi, ein Mailänder, ist jener Parfumeur bey Katharine von Medicis, welcher unter dem Namen, Meister Renatus, bekannt war, ein großer Bösewicht im Gefolge des Hofes. Das allgemeine Gerücht beschuldiget ihn, die Königin von Navarra mit einem Paare wohlriechender Handschuhe vergiftet zu haben; es fanden sich keine Beweise für ein so grausames Verbrechen; aber so viel war vollkommen bewiesen, daß er dazu fähig und daß er ein großer Mörder war. Der Verfasser des Tagebuchs Heinrichs des Dritten, ein Augenzeuge, mag selber sprechen:

„Meister Renatus, ein Italiäner, war einer von den Henkern bey dem Bartholomäusblutbade, ein Mensch, der sich zu allen Arten von Grau-

samkeiten und Niederträchtigkeiten verstand, der in die Gefängnisse ging, um Huguenotten mit dem Dolche zu erstechen, der nur von Mord, Rauben und Vergiftungen lebte. Am folgenden Morgen nach dem Blutbade lockte er seinen besten Freund, einen reichen Juwelirer, unter dem Vorwande in sein Haus, ihm einen sichern Zufluchtsort anzubieten, und mit Hintansetzung der geheiligten Rechte der Natur, der Freundschaft, und Gastfreyheit, erwürgte er ihn mit seinen eigenen Händen, und schleppte seinen Körper in den Fluß.' — Seine beyden Söhne wurden im Jahre 1586 mit der härtesten Todesstrafe belegt. Er selber starb auf einem Misthaufen, und seine Frau an einem ehrlosen Orte.

Annibal, Graf von Coconas, Edelmann aus Piemont, erhielt im Jahre 1574 die verdiente Strafe für seine Verbrechen. Er war es, welcher am vier und zwanzigsten August über die Ermordung der beyden Caumont die Aufsicht führte, deren Umstände Grausen erregen, und über deren Schicksal der berühmte Verfasser der Henriade allen gefühlvollen Seelen so viele Thränen abgelockt hat.

Folgendes ist Karls des Neunten eigene Erklärung bey der Nachricht von seinem Tode: „Coconas war muthig und tapfer, aber ein schlechter Mensch, vielleicht einer der schlechtesten, die ich in meinem Königreiche zu finden glaube. Ich besinne mich, ihn unter andern sagen gehört zu haben, als er sich wegen der Bartholomäusnacht rühmte, er habe bis auf dreyssig Huguenotten den Händen des Volks entrissen, um die Freude zu haben, sie nach

seiner Art umzubringen, welche darinne bestand, daß er sie, unter dem Versprechen, ihnen das Leben zu retten, ihrer Religion entsagen ließ, und wenn dies geschehen war, so erstach er sie, und ließ sie auf die grausamste Weise unter lauter kleinen Stichen da in schmachten und sterben; seit dieser Zeit, setzte der König hinzu, habe ich Coconas nie lieben können, und ich habe ihn immer eines solchen Endes würdig gehalten, mit welchem er sein Leben beschliessen mußte.'c

Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, — die verfeinerte Grausamkeit dieses Unmenschen, oder die Art, mit welcher ein Mann davon spricht, dem er doch nur als elendes Werkzeug gedient hatte.

Von Besme, diesem letzten Meucheimörder Coligny's, ist es freylich richtig, daß er kein Italiäner war; auch erhielt er nicht von der Medicis, sondern von den Guisen seinen Auftrag. Der Name Besme, oder le Besme, ist ein Spottname, aus dem Worte Bohesmien, ein Böhme, weil dieser Elende in der That aus Böhmen war. Sein eigentlicher Name ist Dianowits; er war Bedienter beym Kardinal von Lothringen gewesen, und wurde hernach Stallbediente beym Herzoge von Guise. Am Bartholomäustage erhielt er von seinem Herrn einen ganz besondern Auftrag zu Coligny's Ermordung. Dieser Held war damals an einer Wunde krank, welche er acht Tage früher bekommen hatte. Besme geht zu ihm auf sein Zimmer, stößt die Thür auf und

ruft: „Bist du nicht der Admiral?“ — „Der bin ich!“ — antwortete Coligny mit unerschrockener Miene. Er betrachtete hierauf den Degen, dessen Spitze er ihm vorhielt, und sagte: „Junger Mann, du solltest Achtung haben für meine grauen Haare; thue indessen, wie du willst; du kannst mir mein Leben nur um einige Tage verkürzen.“ — In demselben Augenblicke stößt ihm Besme seinen Degen in die Brust; Petrucci vollendet das Werk, und alle beyde werfen den blutigen Leichnam zu dem Fenster in den Hof hinunter, wo Guise wartete. Dadurch, sagt d' Aubigne, machte er sich ausserordentlich bey dem Herzoge beliebt; und der Kardinal von Lothringen glaubte seine Erkenntlichkeit für diesen ausgezeichneten Dienst nicht besser beweisen zu können, als dadurch, daß er ihn in seine Familie aufnahm, und eine seiner unehelichen Töchter an ihn verheirathete. Zwey Jahre später schickte ihn der Herzog von Guise nach Spanien, um verdeckte Spiele zu betreiben; bey seiner Rückkehr wurde er von den Protestanten gefangen genommen. Die Rochelle wollten ihn für zweytausend Thaler kaufen, um ihn auf ihrem Marktplatze viertheilen zu lassen. Zu derselben Zeit war Clervant, ein tapferer französischer Edelmann, und Anhänger des Königs von Navarra, als Gefangener unter den Katholiken; diese erboten sich, ihn gegen Besme auszutauschen, und als sie ihm recht dringend zusetzten, dieses Anerbieten anzunehmen, rief der edelmüdige Clervant: „Und sollte ich tausendmal

umkommen, so werde ich niemals einwilligen, gegen einen solchen und so verabscheuungswürdigen Mörder ausgetauscht zu werden.“ — Kurze Zeit hernach wurde dieser Elende, als er aus seinem Gefängnisse flüchtete, durch einen Degenhieb getödtet; eine zu gelinde Züchtigung für einen solchen Uebelthäter.

Siebentes Kapitel.

Noch andre Italiäner in Katharinens Gefolge.

(Seite 26.)

Gleich mit Katharinens Eintritt in Frankreich waren die Italiäner ihr auf dem Fusse nachgelaufen, in der Hoffnung, hier ihr Glück zu machen. Sie überstiegen die Gebirge in grossen Wellen, und überschwemmten das Königreich wie ein Strom, der aus seinen Ufern tritt; für sie war dies ein erobertes Land, sie theilten sich in dessen Beute; sie füllten den Hof, den Rath, die Kirche, die Heere; sie regierten über die Finanz, wo sie rechte Verwüstungen anrichteten; sie brachten ihre Leidenschaften, ihre Neigungen, ihre Vorurtheile, nach Frankreich herüber; sie veränderten, sie verschlimmerten die Sitten der Nation.

1. Italiäner an der Kirche, im Rathe, am Hofe, bey den Kriegsheeren.

Wir haben schon ein Pröbgen gesehen; aber dies ist noch nichts.

Alle südlichen Provinzen Frankreichs waren unter den Regierungen Franz des Zweyten, Karls des Neunten und Heinrichs des Dritten, mit Italiänischen Bischöfen und Erzbischöfen angefüllt.

Wir finden Italiänische Erzbischöfe in Narbonne, Arles, Vienne, Tolouse, Auch, Lyon, Aix u. s. f.; Italiänische Bischöfe in Beziers, Carcassonne, Alby, Viviers, Lodeve, Saint Papoul, Agen, Sarlat, Lavaux, Agde u. s. f. Sie brachten Italiens ketzerrichterlichen Geist mit herüber; sie zeigten sich als die hitzigsten Verfolger der Reformirten, das heißt, der Franzosen, welche nicht so dachten, wie sie. Verschiedene von ihnen begnügten sich nicht mit den geistlichen Waffen, oder doch mit den Scheiterhaufen des Ketzergerichtes; sie behingen sich mit Kürassen, und um ihre verirrten Brüder zu bekehren, brauchten sie Bajonette und Kanonen.

Unter diesen kriegerischen Prälaten erblicken wir einen Medicis, aus Florenz, Bischof von Alby, an der Spitze aller Garnisonen seiner Dioces, um die Protestanten anzugreifen; einen Bonzi, florentinischer Priester, und Bischof von Beziers, der mit dem Degen in der Faust, die Protestanten seiner Stadt verjagte; einen Elbenne, ebenfalls Florentiner, und Bischof von Nismes, ein

grosser Verfolger, welcher sich so verhaßt machte, daß er auf dem Punkte stand, von den Reformirten, welche er quälte, in einen Brunnen geworfen zu werden. Nur mit vieler Mühe erhielt der Herr von Grille von ihnen, daß sie ihm Leben und Freyheit schenkten. Dieser Elbenne war ein sehr naher Anverwandter von jenem Blasio Elbenne, mit welchem und Corbinelli, Heinrich der Dritte sich täglich nach seiner Mittagstafel einschloß, um den Machiavel zu lesen.

Endlich erblicken wir einen Ruscellai, immer noch ein Florentiner, Bischof von Carcassonne, Katharinens Gesandter in Toskana, hernach in Rom, und von Rom in Avignon, wo er zwey Monate nach der Bartholomäusnacht ein Dankfest feierte; und der, nach gesuchter Erlaubniß beym Pabste, für funfzigtausend Thaler Kirchengüter zu verkaufen, im Jahre 1575 selbst den Küraß anlegte, um gegen die Huguenotten Krieg zu führen, welche er an verschiedenen Orten verfolgte, so wie dieses Cannegiani, Italiänischer Erzbischof zu Narbonne, ebenfalls in seinem Kirchensprengel that.

Ich übergehe jene untergeordnete Ränkenschmiede, jene Italiänischen Abbe's, Almoseniers, und Pfründenbesitzer, welche alle mit einander wetteiferten, Frankreich zu schaden, und dadurch bey Katharine von Medicis Gunst und Wohlthaten zu verdienen; das Verzeichniß dürfte zu lang werden. Folgen wir ihnen aus der Kirche

nach dem Hofe, in den Rath, zu den Kriegsheeren, überall finden wir sie wieder.

Ausser den schon bereits genannten sehen wir Italiäner auf allen Stufen der kriegerischen Ehre, als Hauptleute über funfzig, über hundert Feldsoldaten, Gouverneurs von Städten und Provinzen, Obersten, Hauptleute über Galeren und über Schiffe, Kammerherren, Ordensritter vom heiligen Michael und vom heiligen Geiste; endlich in allen Stellen, von der Stufe des Marschalls von Frankreich herunter bis zum dienenden Pagen und Kammerjunker; und bey den Hausämtern des Königs und der Prinzen, vom Haushofmeister bis zum letzten Kleiderbedienten. Die grösste Gefahr, und die grösste Unklugheit bestand aber darinne, daß sie in den Staatsrath und sogar zu den Nationalversammlungen gelassen wurden; und, um es im Vorbeygehen zu sagen, eben diese Zulassung und Vermischung von Ausländern bey den Reichsversammlungen war stets die Ursache zur Störung des Ganzen und der Eintracht; sie verhinderte die Entwickelung des Geistes der Nation und der Vaterlandsliebe, und war zum Theile die Veranlassung, daß diese Versammlungen nicht alles das Gute bewirkten, was man von ihnen zu erwarten berechtiget war.

Die Folgen von diesem Einbruche Italiens in Frankreich gingen so weit, daß im Jahre 1576 auf dem ersten Reichstage zu Blois, der freylich auch schon von dieser Mischung angesteckt war, verschiedene Abgeordnete der Meynung waren, man

sollte diese Italiänischen Fremden, und besonders die Biragues fortjagen; aber dieser Versuch war vergeblich; denn in dem Gefolge des Kanzlers dieses Namens finden wir noch ein Duzend aus dieser Familie, welche in diesen sturmvollen Zeiten eine Rolle spielen; unter andern einen Horatio di Birague, Bischof von Lavaux, Abgeordneter bey dem Reichstage im Jahre 1588; —

Einen Julio di Birague, Vertrauter des Herzogs von Anjou, Bruders von Heinrich den Dritten. Dieser Prinz, der treuloseste unter allen Menschen, der aber übrigens ein schüchternes und leichte zu beunruhigendes Gewissen hatte, verbot die Zahlung an seine Officiers, wenn sie kein Zeugniß mitbrächten, wie sie ihre Ostern gefeiert hatten; er schickte Julio Birague an den Pabst, um ihm diese gute Nachricht zu überbringen; —

Einen Flaminio di Birague, Neffe des Kardinal-Kanzlers, er war Kammerherr, schöner Geist am Hofe, Verfasser von Gesängen und Spottgedichten, welche von den Büchernarren sehr gesucht wurden; —

Einen Carlo di Birague, Hauptmann über funfzig Feldsoldaten, Staatsrath, Ritter vom heiligen Geistorden, bey der zweyten Beförderung im Jahre 1580; Statthalter des Königs in dem Markgrafthume Saluzzo, bey welcher Gelegenheit er grosse Streitigkeiten mit dem Marschall von Bellegarde hatte. Medicis wollte ihren Günstling hier behaupten, Bellegarde vertrieb ihn, indem er ihm versicherte, daß er als Franzose

und Kronbediente besser als diese Italiäner diese Provinz für den König und für Frankreich zu sichern wüßte; er würde sich an den Biragues rächen, die seine Todfeinde wären, und ihm nach dem Leben trachteten.

Auf eine solche Art erweckten diese Ausländer die Eifersucht der Franzosen, welche sich durch dieses ausschliessende Vertrauen erniedriget fühlten; und diese Eifersucht mußte endlich in Streitigkeiten ausarten, welche für Volk und Staat nachtheilig wurden.

Aber der berüchtigste unter diesen Biraguen ist derjenige, welcher sich unter den Namen, Hauptmann Sacremore bekannt machte; ein Name, welcher seinen Charakter und seine Thaten gut schildert. Dieser hatte sich an die Guisen verkauft. Der Herzog hatte ihn zum Obersten eines Regiments von zwölf Fahnen gemacht; er wurde Mayennes Liebling, welchem er wichtige Dienste leistete. Er nannte ihn gewöhnlich seinen guten Herrn, und sein guter Herr erstach ihn niederträchtigerweise mit eigener Hand, weil dieser Sacremore einen etwas allzu hohen Werth auf seine Dienste setzte. Mayenne hatte ihm nämlich seine Schwiegertochter versprochen, und Sacremore verlangte die Erfüllung seines Versprechens.

Die im Jahre 1576 versammelten Stände, welche die Italiäner hatten verbannen wollen, machten davon eine Ausnahme bey den Strozzi's und Fiesko's, aus Achtung für die Königin Medicis, mit welcher sie sehr nahe verwandt waren.

Von den ersteren haben wir bereits gesprochen, unter den Fiesko's hingegen zeichnete sich niemand von dieser zahlreichen Familie so sehr aus, als Scipio, Graf von Lavagne, Galeerenhauptmann, Staatsrath, Kammerherr des Königs, Hofkavallier bey den Königinnen, den Gemahlinnen Karls des Neunten und Heinrichs des Dritten, Ritter des heiligen Geistesorden, bey der ersten Beförderung, u. s. f. Wir wollen gerne glauben, daß seine persönlichen Eigenschaften einigen Antheil an dieser Auszeichnung hatten.

Aber für einen einzigen Ehrennamen, wie viele finden sich dagegen unter diesen Ausländern, die Katharinens Mitschuldige waren, ganz ihrem Eigensinne frohnten, heimliche oder öffentliche Werkzeuge zu Ausführung ihres Willens waren, die sie nach Willkühr billigte oder misbilligte, je nachdem es ihren Absichten und ihrem Nutzen gemäß war.

Ein solcher war, unter der Menge so vieler andrer, ein gewisser Graf Sciarra Martinengo von Brescia, der auf heimlichen Befehl von Katharine im Jahre 1569 sich der Wohnung des Admirals zu Chatillon sur Loing bemächtigte, sein Silbergeschirr und andres kostbares Geräthe, bis auf die Summe von vierhunderttausend Thalern plünderte, und endlich Feuer an das Haus legte, um das zu verbrennen, was er nicht mitnehmen konnte. Als er zur Belohnung für diese schöne That zum Ritter des Ordens des Königs ernennt war, gab ihm Katharine einen in ihren Augen nicht minder verdienstlichen, aber weit geheimeren Auftrag. Er

wurde im Jahre 1574 von dieser Königin abgeschickt, um Damville-Montmorenci zu ermorden, welcher dem Blutbade am vier und zwanzigsten August entgangen war.

Auf diese Weise that sich dieser Martinengo hervor, unterdessen daß sein sehr naher Anverwandter, Graf Mark Anton Martinengo von Villeclair, ebenfalls Ordensritter und Gouverneur von Avignon, mit aller Frömmigkeit einem feyerlichen Umgange im Jahre 1573 am Bartholomäustage mit beywohnte, zum Andenken der Niederlage der Huguenotten an demselben Tage des vorigen Jahres. Er machte einen Versuch, die südlichen Provinzen zur Empörung zu bringen; legte im Jahre 1575 eine italiänische Besatzung nach Oppede in Provence, ein Umstand, der bisher unerhört war, und noch eine andre nach Antibes, die aus Italiänern und Spaniern bestand; und gemeinschaftlich mit dem Grafen Sciarra warb er ein kleines Heer, mit welchem er das Land durchstreifte und verwüstete; und er würde sein Glück noch weiter getrieben haben, wenn er nicht mitten in seiner Laufbahn aufgehalten, und schon in seinem zwey und dreyßigsten Jahre getödet worden wäre.

Dies sind denn also die Thaten dieser großen Krieger in Frankreich; viele derselben waren von Martinengo's Gattung, welche durch überhäufte Verbrechen ihr Glück machten, und sich mit Frankreichs Elende und Gütern bereicherten. Man würde erstaunen, wenn wir sie alle nennen wollten;

wir könnten ein Verzeichniß von ihnen liefern, welches eben so genau, als lang und eckelhaft seyn würde; aber wir müssen Zeit und Geduld unsrer Leser schonen. Wir kennen sie alle, diese Italiäner, von dem Hofkavalier Katharinens herunter bis zu ihrem Gärtner Nonocisce, aus Kalabrien; von ihrer ersten Hofdame herunter bis zu der niedrigsten Kammerfrau; aber, noch einmal, der Leser muß uns für unsre Behutsamkeit Dank wissen, wenn wir sie ihm nicht nennen.

Uebrigens führten sie bedeutende Namen; sie nannten sich nicht geringer, als Julius Cäsar, Mark Antonin, Scipio, Paul Emil, Katilina, Pompejus, Marius, Herkules, Achilles, Annibal, Alexander, Belisaire u. s. f.; und weil sie die Helden und die Tugenden des alten Roms und Griechenlandes nicht wieder aufwecken konnten, so wählten sie doch wenigstens ihre Namen. Man würde haben zittern müssen, wenn man sie nicht gekannt hatte; und wenn diese, unter griechischen und römischen Namen versteckte Italiäner, einigen Schrecken, wie das Thier in der Fabel mit der Löwenhaut verursachten, so hatte man doch wenigstens nicht ihren Muth zu fürchten.

Wir wollen zu andern gehen, die einen stilleren Krieg führten, der aber im Grunde eben so verderblich, und nicht minder traurig für Frankreich wurde.

2. Italiänische Finanzbedienten und Pachter.

Man beklagte sich häufig in den allgemeinen Versammlungen der Stände über die Raubsucht der italiänischen Finanzbeamten. Ihr Geist war fruchtbar an verderblichen Erfindungen; aber eben dadurch thaten sie den Verschwendungen der Valois Vorschub. Seit 1560 widersetzten sich die Stellvertreter der Nation gegen diesen Misbrauch, und verlangten, daß die Finanzstellen und Wechslergeschäfte den Ausländern untersagt würden; aber durch Unterstützung der Königin wurden diese Misbräuche immer grösser; es war nicht einmal sicher, ihren Räubereyen sich offenbar zu widersetzen. Im Jahre 1566 wurde ein Parlamentsrath am hellen Tage in Paris von einem Italiäner ermordet, weil er eine Vorstellung gegen die Finanzbedienten eingereicht hatte. Im Jahre 1586 wurden sieben und zwanzig Verordnungen mit einemmale in das Parlament geschickt, lauter Hefen und Ausschuß von den Erfindungen, worüber diese italiänische Hofleute seit zwanzig Jahren gebrütet hatten. Sie wurden verworfen, aber die Urheber derselben wurden nicht gestraft; sie erhielten sich durch das Ansehen der Günstlinge und Lieblinge, mit welchen sie theilten; die geschmähte Nation trug sehr schwierig das Joch ihrer Tiranney.

Als die Stadt Lyon im Jahre 1594 sich an den König ergab, liessen die Einwohner von allen Orten her diese Ausdrücke der Fröhlichkeit hören:

„Es lebe die französische Freyheit! herunter mit der Tiranney der Italiäner!“ — Sie fanden bey Nemours in der Schatulle siebzehn neue Auflagen, nach Art der Italiäner, welche er zum Vorscheine gebracht haben würde, wenn die Lyoner ihn nicht zum Gefangenen gemacht hätten. Sie verordneten sehr weislich, in einer allgemeinen Versammlung auf ihrem Rathhause, und schworen alle, daß sie niemals irgend einen Fremden zu den öffentlichen Aemtern lassen würden.

Unter denenjenigen, welche Frankreich auf diese Art verheerten, wollen wir uns begnügen, nur einige der berüchtigtsten zu nennen.

An ihrer Spitze muß man eben jene Gondi's stellen, welche schon in so vieler andern Rücksicht für Frankreich nachtheilig wurden.

Johann Battista Gondi, der mit Katharine herüber kam, die ihn zu ihrem Haushofmeister machte, und der bey seiner Ankunft fast nichts hatte, starb im Jahre 1580, im Besitze von vierhunderttausend Thalern, nach dem allgemeinen Gerüchte; er gab sich für einen florentiner Edelmann aus, wiewohl man nach seinem Kleide und nach seiner ganzen Art ihn viel eher für einen Schweinehändler gehalten hätte.

Dieser Mensch, der Pachtungen, Pfründen und andere Güter im Besitze hatte, wußte mit seinem Gelde auf gut Florentinisch zu wuchern. — Er war der Aelteste seiner Familie, der Vater aller übrigen Gondi's, und Banquier zu Lyon. Gondi von Retz hielt selber Bank, ohnerachtet er Mars

schall von Frankreich, Duc und Pair war. — Jeremias Gondi, Stallbedienter bey Katharine von Medicis, hatte Frankreichs Salzwerke in Pacht für den Grosherzog von Toskana, einer der vornehmsten Pachter der Kroneinkünfte.

Scipio Sardini war aus Lukka in Italien, nach seiner Aussage von Adel; die Gunst der Königin Mutter lockte ihn nach Frankreich, und hier wurde er einer der reichsten Pachter des Königreichs. Katharine verheyrathete an ihn die schöne Limeuil, eine ihrer Hoffräulein, die zugleich ihre Verwandte und wegen ihrer verliebten Neigung und Schwachheiten gegen den Prinzen von Conde berühmt war. Das feine Gefühl des Italiäners ließ sich dadurch nicht irre machen, und diese Verbindung schützte ihn bey seinem Glücke und bey seinen Räubereyen. Sardini wurde gleichwohl im Jahre 1586 in das Parlamentsgefängniß gebracht, weil er auf seine eigene geheime Vollmacht die Verordnung wegen Verdoppelung der Steuern hatte drucken lassen. Doch blieb er nicht lange in demselben; denn auf Katharinens Bitte befahl der König dem ersten Präsidenten der Rechnungskammer, selber hinzugehen, um ihn aus dem Gefängnisse zu befreyen, und an der Hand in den Louvre zu führen.

Ludwig von Adjaceto, oder Ghiacetti, war Anfangs Kaufmann und Banquier in Florenz, seiner Vaterstadt; bey seiner Ankunft in Frankreich errichtete er einen Zoll in Marseille, wo er eine Empörung veranlaßte; durch Begünstigung der Kö-

nigin erwarb er sich unermeßliche Reichthümer, und kaufte für vierhunderttausend Livres die Grafschaft Chateau-Vilain. Er heyrathete die junge Neapolitanerin, Atry, eine von jenen schönen Mädchen, welche zu Katharinens Hofstaate gehörten. Als er sich mit einem französischen Hauptmanne geschlagen hatte, bat er diesen um sein Leben; dieser verwilligte ihm sehr edelmüthig seine Bitte; aber zur Belohnung that der Schurke, welcher mit zehen oder zwölf, vom Kopfe bis auf den Fuß bewafneten, Italiänern begleitet war, einen neuen Angrif auf seinen Wohlthäter, welcher sich mit seinem Bedienten allein befand, und ließ ihn für tod auf dem Platze liegen. Der Prozeß wurde ihm gemacht, er wurde zu einer Geldbuße von zweytausend fünfhundert Thalern an die Armen verurtheilt. Sein Verbrechen hatte den Tod verdient; aber seine Frau stand in Gunst bey der Königin. Er entging den Gesetzen, aber nicht der göttlichen Gerechtigkeit; er wurde im Jahre 1593 getödet.

Sebastian Zamet, war anfangs unter dem Namen des Bastianers bekannt; man behauptet, er selber sey noch Schuhmacher bey Heinrich dem Dritten gewesen. Es mag seyn; seit dem Jahre 1585 wenigstens war sein Pachtantheil an den Salzwerken, siebenzigtausend Thaler, und in kurzer Zeit wurde er der reichste Pachter im Königreiche. Seine großen Reichthümer erwarb er hauptsächlich dadurch, daß er bey allen Arten übertriebener Auflagen seinen Antheil hatte. Die Verwirrung der damaligen Zeiten und Mayennes Gunst

war für ihn eine ergiebige Fundgrube. Er blieb bey der Parthey der Ligue, bis dieser Prinz sich mit Heinrich dem Vierten verglichen hatte. Damals wußte er durch sein scherzhaftes und aufgewecktes Wesen, und hauptsächlich durch seine Gefälligkeiten, dem Könige sich angenehm zu machen. Dieser Prinz wählte gewöhnlich sein Haus zu seinen kleinen Abendmahlzeiten und zu seinem Freudengenusse. Die schöne Gabriele von Estrees, Heinrichs Geliebte, hatte noch an dem Tage ihres Todes, bey Zamet zu Mittage gespeiset. Die ersten Anfälle von Unpäßlichkeit bekam sie in der Kirche; man brachte sie zu eben diesem Hamet; ihre Schmerzen verdoppelten sich. „Man bringe mich aus diesem Hause, — rief sie, — ich bin vergiftet.“ — Ein allgemeines Geschrey erhob sich gegen diesen Italiäner; was ihn aber mehr als alles übrige rechtfertiget, ist der Umstand, daß Heinrich der Vierte ihn nicht für schuldig hielt, weil er seinen vertrauten Umgang mit ihm fortsetzte. — Er starb im Jahre 1614, als Oberaufseher bey Katharine von Medicis, Gouverneur von Fontainebleau, Baron von Murat, Rath des Königs, (ein Schuster Heinrichs des Dritten, Rath bey Heinrich dem Vierten!!); er hinterließ zwey Söhne; der älteste war Feldmarschall und ein großer Verfolger der Huguenotten, welche ihn nicht anders als, den großen Mahomed, nannten; der zweyte war erster Almosenier der Königin, Abbé von Saint-Arnoald, von Mez, Fürstbischof zu Langres u. s.

Ruscellai, florentinischer Edelmann und Salzpachter in Frankreich, stand in großem Ansehen am Hofe und besaß ein unermeßliches Vermögen. Er verschafte seinem Sohne, dem Abbé Ruscellai, für mehr als dreißigtausend Livres Pfründen, und gab ihm jährlich eine gleiche Summe aus seinem eigenen Vermögen. Im Jahre 1606 beging er die Verwegenheit, daß er die Diamanten der Krone an sich kaufte, welche Marie von Medicis unvorsichtigerweise verpfändet hatte. Heinrich der Vierte war berechtiget, ihn zu strafen; er verzieh ihm. Dieser Abbé wurde in der Folge der Vertraute der Königin während ihres Aufenthalts in Blois, aber endlich behandelte er sie, wie es gewöhnlich alle ränkhafte Menschen machen, das heißt, er verließ seine Wohlthäterin. — Als die Diamanten und der Schmuck der Krone an Ruscellai verpfändet wurde, lieh auch sein Anverwandter, jener kriegerische Bischof von Carcassonne, von dem wir oben geredet haben, auf Pfand. In einer schweren Geldnoth verpfändete ihm Heinrich der Vierte seinen mit Edelgestein besetzten Degen für achtzehntausend Livres. In dem Dictionnaire historique lieset man die Bemerkung, daß er zuerst die Mode der Vapeurs nach Frankreich brachte, und daß er der Vater von jener zahlreichen Familie Stuzzer Abbé's ist, welche seitdem so auffallend sich vermehrt hat.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn wir noch besonders von einem Cenami, Balbani, Vandini, Datisi, Guadagni, und andern reden wollten. In dem Verzeichnisse der bezahlten Schulden

des Königs vom Jahre 1607 findet sich folgender Artikel: „Bezahlt an die Herren Gondi, Zamet, Cenami und andere Theilhaber, an Schulden wegen Salz und Hauptpachtungen, die Summe von vier Millionen, dreyhunderttausend Livres.

Gegen alle diese Blutigel hatte Sully zu kämpfen. Man weiß, wie viele Mühe es ihm kostete, die Finanzen aus den Klauen dieser italiänischen Geier heraus zu reissen. Er schloß sie förmlich von allen öffentlichen Geschäften aus. Es glückte ihm zum Theil, Frankreich davon zu säubern, bis eine andre Medicis ihnen von neuem das Vermögen des Königreichs und der Bürger überließ.

Wir haben an einem andern Orte von den unverheyratheten und verheyratheten Frauenzimmern am Hofe der Katharine von Medicis geredet, welche eine zwar sanftere, aber darum nicht minder gefährliche Herrschaft über Geist und Sitten der Nation ausübten. —

Verfolg des siebenten Kapitels.

Einfluß dieser Ausländer auf die Sitten der Nation.

Welchen Einfluß hatten nicht diese Prälaten, diese Krieger, diese Hofleute, diese Weiber, diese Finanzbedienten, alle diese Italiäner, welche in Katharinens Gefolge, oder auf ihre Veranlassung

nach Frankreich kamen. Unvorsichtigerweise wurden sie zu allen Stellen gelassen; in ihren Händen waren alle Reichthümer, alle Belohnungen des Königreichs, und folglich alle Mittel der Verführung; sie brachten ihren Geschmack und ihre Laster zu uns herüber; italiänische Schlauheit verderbte die Offenheit der alten Sitten, und man bemerkte sehr balde eine beträchtliche Veränderung in dem Geist der Nation und ihrem Charakter.

I. Italiänische Schauspieler und Possenreisser.

Einer dieser italiänischen Prälaten, der Cardinal Ludwig von Est, aus Ferrara, Erzbischof von Lyon, war der erste, welcher mit grossen Kosten die vortreflichsten italiänischen Schauspieler kommen, und im Jahre 1548, eine Tragi-Komödie am Hofe aufführen ließ; für Frankreich etwas ganz neues, auch für Italien damals noch eine Seltenheit, sagt Brantome. Aber die ersten, welche bey unsern Vorfahren einen festen Aufenthalt bekamen, waren Gli Gelosi; sie gehören in den Zeitraum der Ligue. Heinrich der Dritte ließ sie im Jahre 1576 aus Venedig kommen. Sie wurden von den Huguenotten gefangen genommen, welche von Possenspielern keine Freunde waren; der König bezahlte für ihre Loslassung, und sie spielten auf dem Reichstage zu Blois, wo sich eben dieser Erzbischof, ihr Beschützer, befand. Sie liessen sich in Paris nieder, ohngeachtet eines Verbots vom Parlamente, welches nicht viel gefälliger war, als die Protestanten.

Mezerai drückt sich hierüber folgendermassen aus: „Der Luxus, welcher überall Ergötzungen suchte, lockte aus dem Innersten Italiens eine Bande von Schauspielern, deren Stücke voller Ränke, Liebeleyen und angenehmer Erfindungen, um die sanftesten Leidenschaften zu wecken und zu kitzeln, — die schändlichste Anweisung zur Unzucht waren; sie erhielten Freyheitsbriefe zu ihrer Niederlassung, als wenn es sonst irgend eine berühmte Gesellschaft gewesen wäre; das Parlament wies sie ab, als Leute, die den guten Sitten gefährlich wären, und verbot ihnen zu spielen. Sobald indessen der Hof von Poitiers wieder zurücke gekehrt war, so verlangte der König, daß sie ihre Bühne wieder eröfneten.“

2. Italiänische Sterndeutler und andere Tandkrämer.

Katharinens Neigung für die gerichtliche Sterndeuteley, und ihr entschiedener Geschmack an allem, was damals Zauberey genannt wurde, wird von allen Geschichtschreibern bestätiget; auch dies ist eine aus dem italiänischen Klima nach Frankreich herübergebrachte Pflanze, welche durch ihr Beyspiel, durch ihre Liebe zum Neuen, bey ihrer rastlosen Unwissenheit und ehrsüchtigen Neugierde, sehr schnell zur Frucht gedieh. Nie sahe man ein abergläubigeres Frauenzimmer. Kein Kind wurde ihr geboren, bey welchem sie nicht irgend einen Sterndeutler über dessen Schicksal befragte. Sie trug um den Unterleib ein Kalbfell, andre sagen, die Haut von einem ermordeten Kinde, welche mit Figuren, Buchstaben

und Zeichen von verschiedenen Farben überschet war; sie war überzeugt, daß diese Haut die Kraft besitze, sie gegen jeden Angrif auf ihre Person zu schützen.

Ohne eben jene Sorge von einem ermordeten Kinde gelten zu lassen, kann man sich gleichwohl nicht enthalten, über die Kleinheiten und über den rastlosen Aberglauben dieses Weibes zu seufzen.

Der Träumer, Nostradamus, war der Mann, welchen sie am meisten schätzte; sie nahm Karl den Neunten nach Provence mit, um ihn zu besuchen, und an ihrem Hofe überhäufte sie ihn mit Ehren. — Bis nach Italien schickte sie, um den Tandkrämer, Luc Gauric, zu befragen, der zu alt war, um selber nach Frankreich zu kommen, der ihr aber die herrlichsten Vorhersagungen für ihr Geld schickte. — Der Sterndeutler, Rissa Cazza, wurde stark gebraucht; Meister Bernard Abbatio, oder dell' Abbatia, ein andrer Italiäner führte sogar den Namen eines Sterndeuters des christlichsten Königs von Frankreich, Karl des Neunten; diese Benennung gab er sich selber, neben dem Titel eines Arztes, im Eingange seiner Weissagung über die Vermählung des Königs von Navarra mit Katharinens Tochter; er untersucht in derselben, ob der König von Navarra und seine Gemahlin einander lieben, ob sie lange leben, ob sie Kinder bekommen werden; unfehlbar fand er die glücklichsten Vorbedeutungszeichen, und doch, acht Tage später — — — —!! Unterdessen, daß Katharine ihm diese öffentliche Vorhersagung über diese Ehe auftrug, befragte sie sich heimlich bey Rug-

gieri, ob sie eben diesen König von Navarra, ihren jetzigen Schwiegersohn, und seinen Vetter, den Prinzen von Condé, mitten unter ihren Hochzeitfeyerlichkeiten, umbringen lassen sollte? dies ist das eigene Geständniß des Comus Ruggieri, welches er bey seinem Verhöre ablegte.

Dieser letztere war ebenfalls einer von jenen Florentinern, welche in Katharinens Gefolge nach Frankreich kamen, Priester, Sterndeuter, vermeinter Hexenmeister, Zauberer und vorzüglich ein grosser Marktschreyer, welcher allen jungen Herren am Hofe ihr Schicksal stellte, und Zaubermittel gebrauchte, um ihnen schöne Beyschläferinnen zu verschaffen; er war bey dem Frauenzimmer sehr beliebt. Wenige Menschen hatten mehrere Freunde und mehr Ansehen an diesem abergläubigen Hofe; Medicis befragte ihn oft, und brauchte ihn zu mehr als einem Geschäfte. Sie that ihn zu ihrem jüngsten Sohne, dem Herzoge von Alençon, unter dem Vorwande, daß er ihn in der italiänischen Sprache unterrichten sollte, eigentlich aber, um ihren Spion abzugeben. Er brachte ihr treulich Rechenschaft von den geringsten seiner Bewegungen. Er wurde wegen einer Verschwörung gegen das Leben Karl des Neunten angeklagt; schuldig war er wenigstens in so ferne, als er La Mole und Coconas mit seinen Thorheiten unterhalten hatte; den letztern hatte er überredet, er könne Bilder von Wachse machen, mit welchen er theils dem Frauenzimmer Reize erwecken, theils eine tödtliche Mattigkeit jedem, wem er wolle, verursachen könne. Er kam

mit den Galeeren davon; Medicis machte ihn frey, um sich seiner zu bedienen, und gab ihm eine Abtey.

Bedurfte es eines mehreren, um Verdacht zu erwecken? zumal an einem Hofe, wo das Verderben so weit ging, daß der elende Maurevert gewöhnlich schlechthin der Todschläger des Königs, oder der Todschläger im Solde des Königs genannt wurde, und den man ausdrücklich kommen ließ, um den Admiral Coligny zu ermorden.

Es sey darum; dreyzehn Jahre später wurde dieser Ruggieri von neuem beschuldiget, einen Anschlag auf das Leben Heinrichs des Vierten versucht zu haben, und zwar durch Zaubermittel, indem er eine Wachsfigur, ganz dem Könige ähnlich, verfertiget habe, in welche er alle Tage Stiche that, und gewisse unverständliche Worte dabey aussprach, um ihn an einer Abzehrung sterben zu lassen. Auch aus diesem schlimmen Handel zog er sich, durch seine Geschmeidigkeit, durch seine Ränke und durch seine Gunst bey dem Frauenzimmer. Er hatte die Dreistigkeit, daß er behauptete, er sey nicht eben derselbe, der unter Karl dem Neunten angeklagt worden wäre. Herr von Thou, einer seiner Richter, den seine schändliche Niederträchtigkeit in Erstaunen setzte, nennt ihn — hominem impudentissimum ac perditissimum, — den unverschämtesten und verworfensten Menschen auf Gottes Erdboden. Er erschien wieder am Hofe, aber sein Ansehen fiel in den schönen Tagen Heinrich des Vierten. Er war genöthigt, von seinem Sterndeuter-

handwerke zu leben, indem er jährlich Almanache herausgab, in welchen er sich durch Vorhersagungen wegen seines Unglücks tröstete. Auf diese Art lebte er noch lange, und blieb endlich von allen italiänischen Hofleuten Katharinens allein noch übrig.

Solche Menschen waren es, welche das Vertrauen und die Gunst der Medicis besassen; dies schwache und grausame Weib war bis zum Uebermaße leichtgläubig. Der Tod ihres Gemahls, ihr eigener, der Tod ihrer Kinder, alles, sagt man, war ihr vorher gesagt worden; aber ohne Nutzen. Diese Unruhe, diese unersättliche Begierde nach der Zukunft, war ihre beständige Folter; und während ihres ganzen Lebens war sie das Spiel oder die Mitschuldige dieser Betrüger. Diese Thorheit wurde allgemein, die ganze Nation ließ sich davon bethören. Man hörte von nichts anderm reden, als von Talismans, Hieroglyphen, geheimnißvollen Münzen, gestirnten Ringen, bezauberten Bildern u. dgl. Aber ofte lagen unter diesen Ausschweifungen sehr sträfliche Absichten verborgen, und nicht alle vorgebliche Wahrsager kamen so gut weg, als Ruggieri. Wir lesen, daß Dominico Miraille, ein siebenzigjähriger Italiäner, im Jahre 1587 in Paris, wegen Zauberey und Hexerey gehängt wurde; daß er das Haupt einer zahlreichen Truppe war; und man behauptete, daß ihrer bis auf dreyßigtausend gewesen wären, lauter Sterndeuter, Zauberer, Philosophen; — denn zu allen Zeiten wurde diese Benennung gemisbraucht.

Alle diese Elenden verderbten die Denkungsart des nach Wundern begierigen großen Haufens; durch sie wurde der Furcht, dem Verdachte, den Vorurtheilen, den Anklagen und nur allzuoft dem Verbrechen, Thüre und Thore geöfnet. So lange sie nur vorhersagte, so spotteten die guten Gemüther darüber. Aber — „sie werden so lange lügen, sagte Heinrich der Vierte, bis sie endlich einmal wahr reden werden.“ — Und so geschah es: sie wußten sich einzurichten, daß sie nicht immer als Lügner bestanden; niemals wurde ein Todesfall öfterer vorausgesagt, als der seinige; und endlich waren die wahren Propheten grade diejenigen, welche um das Geheimniß des Verbrechens wußten.

3. Glücksspiele und andre aus Italien herübergebrachte Gewohnheiten.

Vor alten Zeiten kannten die Franzosen keine andere Ergötzungen, als körperliche Uebungen. Man findet im Montagne, im Hopital, in allen damaligen Schriftstellern, daß die Jugend in diesem Geiste erzogen wurde; die Sitten grenzten an die alten Rittersitten. Heinrich der Vierte hatte eine spartanische Erziehung erhalten; alle diese alten französischen Ritter, Anhänger der Tugend und Sittenbesserung, ein Sully, ein Mornay, ein Coligny, ein La Noue, waren in gleichen Grundsätzen und mit gleicher Härte erzogen worden. Sie fürchteten sich vor den sitzenden Spielen, welche der Weichlichkeit und Begehrlichkeit Nahrung gaben. Der Valesische Hof nahm ganz verschiedene Grund-

sätze an. Die aus Italien herübergebrachten Glücksspiele wurden unter ihrer Regierung, und vorzüglich unter der Regierung Heinrichs des Dritten, bis zur Wuth getrieben; eine Bande von Italiänern kamen auf die Nachricht, — der König habe in seinem Louvre eine Bank für Kartenspiele und Würfel errichtet, — an den Hof, und gewannen dem Könige dreyßigtausend Thaler ab.

Auch die Lotterien muß man hieher rechnen, welche Katharine aus Italien nach Frankreich an den Hof brachte.

Man setzte die Einkünfte von einer ganzen Provinz auf eine einzige Karte, oder auf den ungefähren Fall eines Würfels; und damit verbrachte man ganze Tage und ganze Nächte. Diese Wuth ging vom Hofe in die Stadt, von den Großen zu den gemeinen Bürgern; daher jene öffentliche Spielhäuser, Spielakademien, jene Raubhölen, in welchen so viele Familien gänzlich zu Grunde gerichtet wurden, und welche für Frankreich einen Schaden brachten, an welchem es mehrere Jahrhunderte hindurch zu leiden hatte.

Dadurch öfnete sich zugleich eine neue Quelle von Uneinigkeiten, welche sich in Ströme von Blut endigten. Damals lernte man zum erstenmale den Gebrauch der Stilette und der Dolche kennen. Die Franzosen hatten, nach dem Beyspiele der Spanier und Italiäner, die unrühmliche Gewohnheit angenommen, an ihrem Gurte oder zwischen dem Stichblatte ihres Degens, ein kurzes Messer zu führen. Vergebens erhob ein Hopital seine Stimme gegen

diese mörderische Neuheit; vergebens erinnerte er die Franzosen, daß ihre nicht minder tapferen Vorfahren nur im Kriege und gegen die Feinde des Staats sich zu bewafnen gewohnt waren. — Man findet noch in den alten Parlamentsregistern, daß nur Reisenden erlaubt war, bewafnet zu gehen; und dieses Gesetz hatte bis auf die Regierung Ludwigs des Zwölften seine volle Gültigkeit.

Man siehet leicht ein, welche traurige Folgen diese barbarische Gewohnheit in jenen Zeiten des Hasses und der Rache haben mußte; wie leicht ein Misbrauch dabey entstehen konnte. Der Zweykampf, welcher in den Ritterzeiten wenigstens den Schein der Tapferkeit und eines gesetzmäßigen Verfahrens beybehielt, verwandelte sich in wahren Meuchelmord; selbst die Sprache bekam einen neuen Ausdruck an dem Worte — daguer (von dague, ein kurzer Degen, Dolch); ein Chevalier de Bretons, aus Piemont, ein großer Zweykämpfer und Kammerjunker bey dem Herzoge von Anjou, im Jahre 1576, gehört zu denen, welche die fürchterliche Gewohnheit einführten, Sekundanten beym Zweykampfe mitzubringen.

Erstaunen muß man über das Verzeichniß von Verbrechen dieser Art, welche man in Schriften angeführt findet; wir haben den Muth nicht, sie unsern Lesern vor Augen zu stellen. Der Nationalcharakter wurde dadurch ganz geändert; von diesem Zeitraume und von der Zügellosigkeit unsrer innerlichen Kriege schreibt sich die Gewohnheit her, die

wir

wir noch beybehalten, im vollen Frieden, in der Gesellschaft, in der Mitte unsrer Brüder und unsrer Freunde, einen Degen zu führen; eine Gewohnheit, welche das Menschengeschlecht in den kriegerischen Zustand zurücke setzet, den es durch seine Vereinigung zum bürgerlichen Leben verlassen hatte, — eine Gewohnheit, die nicht eher verschwinden wird, als bis Vorurtheile, Stärke und Gewaltthätigkeit eine geringere Herrschaft ausüben werden, als Vernunft und Gesetze.

Doch! was sage ich? Nein! alles dieses galt nur unter der Herrschaft des Despotism, da der Gebrauch der Waffen eine mörderische Gewohnheit war, ein Vorzug, ein Vorrecht einiger einzelnen Menschen; jetzt, da wir frey sind, müssen ohne Zweifel alle Bürger, zur Behauptung der Ordnung und Freyheit, bewaffnet seyn. Was ein gemeinschaftliches Recht für alle ist, das bringt keinem einigen Nachtheil; es ist ein allgemeiner Auftrag, welchen wir erfüllen müssen, so lange die öffentliche Freyheit noch bedrohet wird; man kann sie nur durch eben die Mittel behaupten, durch welche wir sie erfochten haben.

Eine andere, nicht minder ergiebige Quelle von Mißbräuchen und Verschlimmerungen in der Ordnung des Staats, war noch ganz vorzüglich das Werk der Katharine von Medicis. Diese Königin rühmte sich, daß in dem Königreiche nicht ein einziger Mann von zehntausend Livres jährlicher Renten lebe, für den sie nicht einen Spion

hätte. Karl der Neunte sagte dies einmal selber zu Chavigny, einem Manne, der mitten an einem Hofe, wo die Verschlimmerung des Herzens und des Charakters allgemein geworden zu seyn schien, beständig die Redlichkeit und Freymüthigkeit eines guten und würdigen Franzosen beybehielt. — „Sire, gab er zur Antwort, ob Spionen an den Tyrannen, oder Tyrannen an den Spionen Schuld sind, weis ich nicht; aber ich halte sie nur im Kriege für nützlich.“ —

Wir werden weiter unten von den Mönchsspionen und von denen zum Ketzergerichte gehörigen reden, welches vom Kardinal von Lothringen in Frankreich eingeführt wurde.

4. Andre Italiänische Gebräuche.

Alle übrigen Italiänischen Gebräuche wurden in Frankreich einheimisch. Unterdessen, daß ein Italiänischer Kardinal die Possenspieler seines Landes herüber lockte, unterdessen, daß die Königin die gerichtliche Sterndeutung, die Marktschreier, und das Spionenwesen hier zum Gedeihen brachte, errichtete ihr Kammerdiener, Balthazarini de Bellogioso, seine Gerüste zu seinen Ballettänzen; der Ritter Ottavio Rinuccini, welcher mit Marie von Medicis nach Frankreich kam, wurde der Erfinder der Oper, oder der abzusingenden Stücke; der berüchtigte René Bianchi erfand die Geruchhandschuhe; eben dieser Florentinische Geruchhändler der Katharine von Medicis war es, bey welchem die Königin von Navarra jene

Handschuhe kaufte, welche zu so vielem Argwohne Veranlassung gaben; kurz, ganz Frankreich war angesteckt, von Köchen, Geruchhändlern, und Kastraten aus Italien.

Von einer andern Seite machen die Italiänischen Frauenzimmer in Katharinens Gefolge das Rothauftragen zur Mode; am Hofe Karls des Neunten findet man zum erstenmale die Schminke im Gebrauche.

Jene Gattung von Kürassen, oder Fischbeinröcke, welche den Körper zusammenpreßte, wurden durch Katharine von Medicis in Frankreich gebräuchlich; und was noch auffallender ist, selbst die Mannspersonen trugen Planchetten, welche sie zwischen ihre Westen steckten, wie das Frauenzimmer bey ihren Schnürleibern.

Diese mörderische Gewohnheit erhielt sich bey Weibern und Kindern, so lange, bis der Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts, Johann Jakob Rousseau, auftrat, uns diesen Gebrauch untersagte, und uns zu der Behandlungsart unserer Vorfahren, und auf die Absichten der Natur zurücke führte.

Mit Erstaunen lieset man, daß die drey Söhne der Medicis, in der unanständigsten Frauenzimmerkleidung, ein Ringelrennen hielten, roth aufgetragen, mit Schönpflästerchen und mit dem ganzen Behänge einer Kokette. — Bey dem Turniere, welches auf dem Louvreplatze, am Donnerstage vor Bartholomäus, also drey Tage vor dem

Blutbade gehalten wurde, erschien der König, seine Brüder, Guise und d' Aumale, in Amazonenkleidung. Man findet noch Gemählde von Heinrich dem Dritten, auf welchen er in diesem Anzuge vorgestellt ist, der keines Königs, kaum eines Mannes würdig ist. Die Hüte kamen bey ihm ganz ausser dem Gebrauche; statt ihrer bediente er sich der Italiänischen Mütze, oder Baret, welche ihm ein noch weiberisches Ansehen gab. Ganze Tage verbrachte er über Erfindung von Moden, mit dem Haarputze seiner Gemahlin oder seiner Geliebten, oder war mit seinem eigenen Anzuge beschäftiget. Gleich einem Frauenzimmer, in seine Schönheit vergafft, schlief er mit Handschuhen, um die Weisse seiner schönen Hände zu erhalten, und über sein Gesicht legte er einen besonders verfertigten Teig, mit einer Maske darüber.

Aber nichts reizte so sehr die Franzosen, und überhaupt alle Rechtschaffenen gegen ihn, als der schändliche Geschmack an Lieblingen, woran, zu Frankreichs Ehre, sonst niemals war gedacht worden, und der eine Geburt fremder Klimen ist. Diese Anhänglichkeit an seine Lieblinge machte ihn bey den Frauenzimmern verhaßt, welche seine Ausschweifungen entdeckten; nichts machte ihm so viele Feinde, und verschaffte der Ligue so viele Anhänger. Ihre Sitten empörten die Schamhaftigkeit, und brachten die Tugend zum Erröthen. Wir wollen diese Blätter nicht mit allen denen Vorwürfen anfüllen, welche man ihnen gemacht hat.

Was den Unwillen und das Unanständige vermehrte, war die Verbindung dieser Sittenverderbniß mit dem äusseren Scheine der Frommheit, oder vielmehr mit abergläubigen Gebräuchen und Italiänischen Gaukeleien.

Eben der Mensch, welcher am Tage zuvor, als Frauenzimmer verkleidet, einen nicht minder schändlichen Anblick verursachte, erschien am folgenden Morgen, an der Spitze seiner Günstlinge, in Bußkleidung, mit einem Stricke umgürtet, bedeckt mit einem Haarhemde, einer Kapuze, und einem mit Todenköpfen besäetem Tuche; und so stellte er sich der Hauptstadt zur Schau; von dort lief er und verbarg sich bey den Bernhardinern, Kapuzinern, Hieronimiten, in die Einsiedeley zu Neigeon, in das Gehölze zu Vincennes; der Mönch wurde zum Hofmanne, der Hofmann zum Mönche; und unter diesen betrügerischen Masken überliessen sich alle ohne Bedenken den zügellosesten Ausschweifungen.

Peleus sagt von Heinrich dem Dritten, seine Andächteley sey so weit gegangen, daß er mit seinem Throne die Klaggesänge der Bernhardiner, mit seinem Scepter die Geissel der Kapuziner, mit seiner Armee die Truppen der Mönche, mit seinem königlichen Mantel den Sack der Büssenden, mit seinem Küraſſe das haarne Hemd der Einsiedler, mit seiner Krone den Rosenkranz, vereinigt hatte, und sich dadurch sehr verächtlich machte; Mönchskönige werden vom Volke verachtet; unter ihnen sind die Diener ihren Herren gleich;

die Unterthanen spielen den König, wenn die Könige den Priester spielen.

Heinrich der Dritte befahl einmal einem seiner Lieblinge, die Kanzel zu besteigen, und auf der Stelle eine Predigt zu halten, welches dieser zu allgemeiner Zufriedenheit bewerkstelligte. Er selber predigte einmal öffentlich vor seinem bußfertigen Haufen. Sein Gebetbuch hatte er mit den Abbildungen der Personen ausmahlen lassen, welche er heftig liebte; sie waren nach der Natur vorgestellt, in Gewand und Kleidung eines Heiligen oder einer Heiligin; die Günstlinge als Crucifixe, und die Geliebten als Marien.

Um den Abergläubigen sich gefällig zu zeigen, verkleidete er sich, und verstattete alle jene frommen Maskeraden, für welche er in Avignon und aus den Italiänischen Sitten Geschmack und das Muster bekommen hatte. Er glaubte recht klug zu handeln, indem er sich auf diese Art, nach der Anweisung seiner Mutter, hinter die Larve des Heuchlers steckte; er wollte sich viel frömmer zeigen, als selber die Guisen waren; aber jemehr er bemüht war, die Achtung seiner Unterthanen wieder zu gewinnen, desto tiefer sank er in den Schlamm der Schande und Verachtung.

Alles war darauf angelegt, den Charakter der Franzosen umzuschmelzen und die Sitten zu verschlimmern; die Weichlichkeit fand zu allen Sinnen Eingang; die alte Wohlanständigkeit war verbannt; das Frauenzimmer erschien am Hofe nicht anders, als mit fliegenden Haaren,

mit entblößten Schultern und offenem Busen. Das Küssen auf den Mund, welches lange Zeit blos den Italiänern eigen war, wurde ebenfalls durch diese am Hofe Heinrichs des Dritten eingeführt und zur Mode gemacht; die gewöhnliche Sprache am Hofe der Valois war die Italiänische; ich tadle dies nicht; aber sie brachten lauter verführerische Bücher und Künste mit; man las keinen Tasso, keinen Ariost; die einzigen Bücher, welche aus Italien zu uns kamen, handelten von Geheimnissen und Recepten, welche sehr guten Abgang fanden; Machiavel und Aretin waren die Lieblingsschriftsteller. — Ein Venetianischer Buchdrucker brachte jene Sammlung schändlicher Figuren nach Paris, und vergiftete damit die Sitten und den gesellschaftlichen Umgang. — Ein andrer Venetianer trieb die Unverschämtheit noch weiter; er erdreistete sich, öffentlich auf dem Saint-Germain-Markte jene Mahlschlösser zu verkaufen, diese Geburt der Kunst der Hölle, diese von einem Italiäner in der Höle der Eifersucht geschmiedeten Werkzeuge, diese eben so schimpfliche als verdächtige Sicherheitsmittel für die Keuschheit der Weiber und Töchter; eine Erfindung, welche eben so sehr die Schönheit beleidiget, als sie dem Nationalcharakter zuwider ist. Wahr ist es, dieser Versuch war nicht glücklich; die französische Galanterie fand sich dadurch bleidigt, und der Venetianische Erfinder, der ein Dutzend solcher Jungfernschlösser auf den Markt zum Verkaufe brachte,

wurde bedroht in den Fluß geworfen zu werden, wenn er sich wieder einfallen liesse, dergleichen Albernheiten herüber zu bringen.

Man würde kein Ende finden, wenn man alle die Geheimnisse zur Verführung entdecken wollte, welche Katharinens Ankunft in Frankreich merkwürdig machten, welche die Früchte ihrer Politik, oder das Werk ihrer Landsleute waren. Sie konnte von sich rühmen, daß sie ihnen die Alpen geebnet habe; so wie in der Folge Ludwig der Vierzehnte, aber in weit rühmlicherer Bedeutung, sagte: „Es giebt keine Pirenden mehr.“ —

Ein Zeitgenosse sagt: seitdem die Verwaltung der Reichsgeschäfte in den Händen der Königin Mutter sich befand, sahe man so viele Italiäner in Frankreich, und vorzüglich am Hofe, daß einige dasselbe mit vollem Recht Frank-Italien nennten; andere nannten es, eine Italiänische Kolonie, oder ein Italiänisches Kloak.

Viele dieser Italiäner verliessen den Hof und Frankreich, nach dem Tode ihrer Beschützerin; sie merkten, daß ihr Reich ein Ende nehmen würde. Von diesem Augenblicke an erhielten die Lothringer das Uebergewicht; aber das Gift, welches jene herüber gebracht hatten, und welches noch in den Adern des Staatskörpers umlief, hatte seine Wirkung gethan, und tiefe Spuren seiner Verwüstungen zurücke gelassen; überdies kamen sie ja,

zehen Jahre später mit Marie von Medicis wieder; und dies wurde der zweyte Zeitraum ihrer Herrschaft in Frankreich.

Achtes Kapitel.

Von den Guisen überhaupt, und von ihrer Politik seit ihrer Ankunft in Frankreich.

Die Politik der Guisen war eben so schädlich, aber kühner, blendender, edler, als bey Medicis und ihren Italiänern; es ist ein tief angelegter Plan, der in allen seinen Theilen feste zusammen hält, der ohne Nachlaß, während des Zeitraums von sechs auf einander folgenden Regierungen, durchgeführt wurde, und dessen Zweck dahin ging, den Zepter der Kapetinger den Händen jener Ausländer zu entreissen, und ein neues Geschlecht auf den französischen Thron zu erheben.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier den ganzen Plan des politischen Systems der Lothringschen Prinzen entwickeln wollten; wir wollen uns begnügen, nur einige Züge von dieser seltsamen Unternehmung zu entwerfen, welche ohnfehlbar, ohne die Dazwischenkunft eines einzigen Mannes, des guten, des grossen, des unvergleichlichen Heinrichs des Vierten, würde seyn ausgeführt worden.

Von Franz dem Ersten wurden die Guisen, als jüngere Nachkommen eines verwandten, und von Frankreich lehnsabhängigen Hauses, aufgenommen; aber ihre ersten Versuche, sich den Prinzen vom Geblüte gleich zu stellen, wurden kaum entdeckt, als sie auch schon unterdrückt waren.

Bey ihrem biegsamen und einschmeichelnden Betragen benutzen sie mit vieler Klugheit das Ansehen und die Verbindungen der Maitressen; sechs Brüder, alle jung, thätig, geistvoll, tapfer, und, was die Hauptsache ausmachte, alle sehr einig mit einander, gelangen zu den ersten Aemtern des Staates, zu den erhabensten Würden der Kirche, zu Befehlhaberstellen bey den Kriegsheeren. Der König giebt seiner Tochter zum Gemahle das Haupt ihres Hauses, den Kardinal von Lothringen; eine Ehre, deren Glanz auch auf die jüngeren Brüder zurücke fallen mußte. Marie Stuart, ihre Nichte, im vollem Schmucke der Jugend, der Anmuth, der Schönheit, kommt nach Frankreich, um von dem Throne Besitz zu nehmen; jetzt wachsen ihre Hoffnungen, große Entwürfe keimen in ihren Köpfen; sie suchen die Gemüther vorzubereiten, sie entfernen zu mächtige Mitbewerber, umringen sich mit Creaturen und Anhängern; alle ihre Federn sind gespannt, und warten nur auf den günstigen Augenblick; der frühzeitige Tod Heinrichs des Zweyten öffnet ihrem Ehrgeize eine unbeschränkte Laufbahn.

Franz der Zweyte, dieser Kindkönig, ein Fürst ohne Tugenden und ohne Laster, berauscht

von den Reizen seiner jungen Gemahlin, und nur für diese Reize empfänglich, überläßt den Guisen einen für seine schwachen Hände zu schweren Zepter, den sie mit einer Freude ergreifen, welche sie vor allzu großer Lebhaftigkeit nicht verbergen können; er macht nur Miene, und sie eilen, dieses Reich des Augenblicks zu verschlingen. Jetzt kommt ein Theil ihres grossen Vorhabens zum Ausbruche. Sie hatten hauptsächlich die angestammte Liebe der Franzosen für ihre ächten Prinzen zu bekämpfen; sie bedurften eines Gegengewichts, um diesem Gefühle, welches in ihren Herzen eingedruckt war, die Wage zu halten; der Name der Religion bietet sich dar; sie bemächtigen sich desselben, sie greifen nach dem Schreckbilde, wie sie nach der Reforme gegriffen haben würden, wenn diese sie sicherer zu gleichem Ziele hätte führen können; sie bringen die Geistlichkeit auf ihre Seite, indem sie anfangs öffentlich sich als die Beschützer der Religion angeben, und hernach ihr besonders zu verstehen gaben, — die Ketzer hätten keine andre Absicht, als sie um ihre Macht und um ihren Reichthum zu bringen.

Sogleich sahen sie sich an der Spitze eines zahlreichen und mächtigen Anhangs; ihre Absichten stehen mit den heiligsten Absichten in Verbindung. Unter dieser geehrten Maske plündern sie ungestraft die Grossen, und trotzen den Prinzen vom Geblüte. Hatte doch Heinrich der Zweyte kaum die Augen zugethan, als der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen sich der

Person des jungen Königs bemächtigten, und ihn nur erst mit dem Tode verliessen. Bey seiner Krönung hatten sie den Vorrang vor den Prinzen vom Geblüte; sie hatten ihn ebenfalls bey der Krönung Karls des Neunten. Als bey der Krönung Heinrichs des Dritten der Herzog von Guise erfahren hatte, daß der Herzog von Bourbon-Montpensier sich anschickte, um sich dabey einzustellen, so sagte er öffentlich, — wenn dieser Prinz sich einfallen lassen sollte, ihm den Vorrang streitig zu machen, so würde er ihm, selbst am Fusse des Altars, den Degen durch den Leib rennen. — Sie umringen sich mit Ausländern; verbinden sich mit Spanien, gewinnen Rom; schmeicheln der Geistlichkeit; stellen sich sehr eifrig gegen die Sektirer, machen sich zu Aposteln und Beförderern des Ketzergerichtes.

Alle gute Franzosen, welche mit Seufzen den schnellen Fortschritten dieser Aufdringlinge zusahen, und ihrem Ehrgeize sich widersetzen wollen, werden mit dem zwiefachen Banne, des Staats und der Religion, belegt, mit welchem sie ihre Hände bewaffnet haben; die Pforten der Bastille öffnen und schliessen sich auf ihren Ruf, um ihre Schlachtopfer zu verschlingen; dahin stürzen sie jeden, der ihnen zu widerstehen waget. Die guten Bürger büssen, als Märtyrer ihres Eifers für das Vaterland, für ihre Unvorsichtigkeit, entweder in fürchterlichen Kerkern, oder auf Scheiterhaufen, oder auf dem Schafotte; oft blos dann schon, wenn sie von Freyheit und Duldsamkeit nur zu reden wagten.

Die willkührliche Herrschaft dieser stolzen Ausländer, ihr gewaltthätiges Verfahren, der Haß und die Eifersucht, welche sie in den Gemüthern erwecken, das Verlangen, den jungen König ihrer schändlichen Vormundschaft zu entreissen, — die Erniedrigung, in welcher die Bourbons schmachten, — die Hoffnung, sie zu rächen, — die Furcht vor dem Joche des Ketzergerichts, — das tiefe Gefühl über einige persönliche Beleidigungen, — erbittern endlich die Franzosen, und veranlassen den Anschlag auf Amboise. — Persönliche Beleidigungen waren wirklich bey vielen die Veranlassung, zur Gegenpartey überzutreten; dies war der Fall bey den Bourbons, Conde', Montmorency, Coligny, Turenne u. s. Alle guten Franzosen, Katholiken und Protestanten, vereinigten sich, um dem Ehrgeize der Lothringschen Prinzen einen Riegel vorzuschieben; Anton, König von Navarra, war Katholik; die Montmorency's waren gut katholisch; ihr Haß gegen die Guisen stellte sie an die Spitze der Protestanten. Gleiche Gesinnung entschied für die Berufung des Vicomte von Turenne, nachmaligen Herzogs von Bouillon, zum Calviniſten; er machte bey Katharine von Medicis daraus kein Geheimniß. Er bezeugte ihr, welches Mißfallen er darüber empfinde, daß diese Ausländer, welche sich in Frankreich bereichert, und durch die Gunst unsrer Könige sich empor geschwungen hätten, nun auch sich einfallen liessen, mit den Prinzen vom Geblüte um den Rang zu streiten. Die Königin sagte ihm, —

der König verlange Gehorsam und sey entschlossen, nicht mehr als eine einzige Religion in Frankreich zu leiden. — „Sehr gerne, Madame, erwiederte Turenne, woferne es nur die unsrige ist.“ —

Von einer Seite war jener Anschlag auf Amboise eine Verschwörung der Ausländer gegen die Franzosen; und von der andern, eine Verbindung der Patrioten gegen diese Ausländer. Am meisten erbitterte die Franzosen der Umstand, daß sie vier ehrgeizige Brüder zu gleicher Zeit in dem Rathe des Königs sehen mußten, die Herzoge von Guise und Aumale, und die Kardinäle von Lothringen und Guise.

Es war die letzte Kraftanstrengung der zur Verzweiflung gebrachten Patrioten; und mit einer solchen Geschicklichkeit wußte man diese große Unternehmung anzulegen; — so groß war der innerliche Haß gegen diese Feinde des Vaterlandes, daß von mehr als dreyßigtausend Franzosen, welche um das Geheimniß der Verschwörung wußten, auch nicht ein einziger seinem Eide untreu wurde; und daß die Guisen, vor deren Augen die ganze Anlage gemacht wurde, die erste Nachricht davon durch Ausländer erhielten, welche mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten. Die Verbündeten hatten in der That keine andre Absicht, als den König von dem Drucke zu befreyen, den Prinzen vom Geblüte ihren Rang und ihre Rechte wieder zu geben, das Joch eines übermüthigen Priesters abzuwerfen, und die Tyranney seines

Bruders zu stürzen; endlich, diese beyden Ausländer vor den höchsten Richterstuhl der Nation zu fordern, ihren Prozeß vor den versammelten Ständen anhängig zu machen, und hier wegen aller ihrer Angriffe auf die allgemeine Freyheit Gerechtigkeit zu verlangen. Aber die Entdeckung dieser Verschwörung diente ihnen jetzt zum Vorwande, ihre Rache gewissermassen zu rechtfertigen, und alle ihre Feinde mit hinein zu verflechten. Schrecklich war sie, diese Rache; alle diejenige, welche ihnen Verdacht erwecken, sind Verbrecher; die Strassen von Amboise strömen von dem Blute der Verschwornen; an ihren Thoren erblickt man mit Grausen ihre blutigen Köpfe; schon ist das Schafot errichtet, auf welchem Conde' mit seinem Leben für seine kühne Behauptung der Ansprüche auf die Rechte seiner Geburt, und für das Verbrechen büssen soll, daß er allen Einfällen und Launen der Guisen nicht tief genug gehuldigt hatte; schon ausgefertigt ist ein Todesurtheil gegen den König von Navarra, und entkäme er auch dem Schwerde bestochener Richter, so sollte er doch dem Dolche der Meuchelmörder nicht entkommen; die beyden nächsten Verwandten des Königs, die beyden einigen Prinzen vom Geblüte, sterben den Tod der Verbrecher, und man glaubt schon, daß mit ihrer Beute sich ihre Henker bereichern werden. Aber nein! schon verschwindet der Schattenkönig; sein Tod rettet Frankreich von einer doppelten Schande, und entreißt den Guisen ihre Schlachtopfer.

Ihr grosser Plan wird verzögert, aber nicht aufgehalten; sie sind auf zu gutem Wege, um sich dem Winde des Glücks nicht ferner zu überlassen; aber, gleich jenen geschickten Schiffern, welche bey Annäherung des Sturms alle Segel einziehen, gaben auch sie einige Zeit dem Ungewitter nach, und nahmen ihre Zuflucht zu ihren vorigen Waffen, zur Geschmeidigkeit und zu Ränken. Karl der Neunte, welcher kaum die Kinderjahre zurückgelegt hatte, wird der Medicis zur Beute; aber die in der Verführungskunst weit geübteren Guisen beherrschen den Sohn, und spielen mit der veränderlichen Politik der Mutter, die, da sie einmal in ihrem Netze gefangen ist, sich gezwungen siehet, ihre Absichten zu befördern. Nun legen sie den Grund zu jenem unermeßlichen Gebäude, zu jenem heiligen Bunde, welcher alle eifrigen Katholiken unter ihre Fahnen vereinigen sollte; schon trug man sich, wie mit einer zufällig hingeworfenen Sage, mit der irrigen Meynung, sie wären Sprößlinge von Karl dem Grossen. Unterdessen suchen sie den König von Navarra zu gewinnen, und ihn mit eingebildeten Hoffnungen einzuwiegen; sie blenden ihn mit dem Glanze der Krone von Schottland, und bieten ihm die Hand der schönen Stuart, woferne er nur seine Gemahlin verabschieden, und die Kinder des berühmten Albret für unächt erklären lassen wollte.

Durch diesen Kunstgriff bringen sie den Aeltesten der Bourbons, durch Enterbung der Kinder

auf

auf ihre Seite; wenigstens nehmen sie Condé eine Stütze; sie veruneinigen die beyden Brüder, und indem sie den einen durch den andern unglücklich machen, und ihnen die Waffen in die Hände geben, behalten sie die Hofnung, die einzigen Herren vom Schlachtfelde zu bleiben.

Guise, der seines Spiels gewiß ist, giebt jetzt zu Vassy das Zeichen zum Treffen; der allein übrig gebliebene Condé wird aus Verzweiflung der Anführer eines Haufens, der nicht so sehr aus Huguenotten, als aus Misvergnügten besteht; sie verstanden sich auf die Kunst, durch Ungerechtigkeit und Verachtung seinen wilden Muth zu reizen, und dies war das Meisterstück der Politik. Sie sind die getreuen Unterthanen; er, er ist der Rebelle und der Schuldige; er ist der Anführer der Ketzer; sie, die Anführer der Katholiken; er hat sich gegen Vaterland und Religion gewafnet; sie, sind die Helden und Beschützer beyder; Condé erscheint als Feind des Thrones, dessen Vertheidigung ihm doch so wichtig seyn mußte; und die Guisen, die vor Begierde brennen, ihn umzustürzen, sie, sie hält man für dessen Stützen und Pfeiler.

Guisens Tod, der in seinem eigenen Triumphe sein Grab fand, ändert nichts an dem Plane, oder an der erblichen Politik seiner Familie. Voll von seinen Lieblingsgedanken tränkt der Kardinal auch die Seelen seiner Neffen mit dem Gifte seiner verderblichen Grundsätze; er ermuntert sie, sich der großen Bestimmung würdig zu machen, zu welcher

ihre Geburt sie berufe; er erhitzet ihre jungen Gemüther mit dem empörenden Feuer des Ehrgeizes, von welchem er selber verzehrt wird; er findet bey ihnen nur allzugünstige Anlagen, um seinen Unterricht zu benutzen, der dadurch noch so viel gefährlicher wird, daß er immer das Beyspiel mit den Vorschriften verbindet.

Der König von Navarra hatte bey seinem Absterben eine Wittwe hinterlassen, welche weit von seinen Schwachheiten entfernt war. Mit einem stolzen Geiste, mit einem heftigen Triebe, eine Beleidigung zu rächen, welche ein Frauenzimmer nie verzeihen kann, verband sie den Muth und die Seele eines Helden; sie hatte Kinder zu erziehen, die Hofnung ihres Hauses und die Ehre des Vaterlandes; dies waren zu viele Verbrechen mit einemmale, als daß sie den ganzen Haß der Lothringer nicht sich hätte zuziehen sollen. Man unterzeichnet ein Bündniß mit Spanien, welches ebenfalls ihre gerechten Ansprüche zu fürchten hatte; und um ihr nicht Navarra zurücke zu geben, wird man einig, sie aus Bearn zu vertreiben; man sucht, man erhält den Bannstrahl von Rom; der Kardinal von Lothringen, der Pabst und Spanien vereinigen sich, um ein Weib zu überwältigen.

Sie flieht, von aller Welt verlassen, vor ihren Verfolgern, und nimmt ihre Wiegenkinder in ihren Armen mit sich, jenen Heinrich den Vierten, dessen Seele durch Widerwärtigkeiten gebildet werden mußte, um das Muster für Könige zu werden; sie irret von einem Gebirge zum andern, und

mit einer Bulle in der Hand wagt Spanien auf dieses herrliche Haupt einen Preis zu setzen, und geht damit um, eine Königin dem grausenvollen Kerker und dem Scheiterhaufen des Ketzergerichts zu überliefern.

Ein so frommes Vorhaben konnte indessen nicht zu Stande kommen, und Dank sey es dem großen Kanzler Hopital, welcher diese Beschimpfung aller gekrönten Häupter noch abwendete.

Aber von dem Augenblick entsteht zwischen Spanien und den Guisen eine recht innige Verbindung zu Betreibung ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheiten; sie vereinigen sich gegen die von ihnen so genannten gemeinschaftlichen Feinde, das heißt, gegen die Franzosen, und hauptsächlich gegen die Bourbons. Man hat noch die Briefe, in welchen Alba und der Kardinal von Lothringen, diese beyden großen Geisseln für Frankreich und für die Menschheit, einander zur gänzlichen Zerstörung dieser halsstarrigen Ketzer ermunterten, welche sich erdreisteten, ihre Köpfe nicht unter das geweihte Joch ihrer Tiranney zu beugen; Medicis wird für würdig gehalten, an dieser fürchterlichen Verbindung Theil zu nehmen. Die Feyerlichkeiten zu Bayonne dienen zur Decke über diese treulosen Anschläge, und über Entwürfe zu eben so blutigen und noch gehäßigeren Gewaltthätigkeiten, als jene zu den Zeiten eines Marius und Sulla nur immer seyn konnten.

Man hatte Treffen versucht; schon war Conde' unter dem Schwerde eines feigen Meuchelmörders gefallen. Aber der junge Held aus Navarra

wuchs unter Coligny's Adlerflügeln heran; aber dieser große Mann, aber die berühmtesten Franzosen, versammeln sich unter der Fahne der Freyheit, und brennen vor Begierde, den Ausländer zu vertreiben, und die den Bourbons verursachten Händel zu rächen. Ihre Anzahl wächset unter dem Schwerde der Verfolger, und macht die Fabel des Cadmus zur Wahrheit; Soldaten scheinen aus dem Schooße der mit ihrem Blute erwärmten Erde zu wachsen, und ganz bewafnet aus dem mit ihren Niederlagen bezeichneten Schlachtfelde hervor zu treten. Ueberdies ist das Glück des Treffens jederzeit unsicher; es befördert nicht genug nach Wunsche die Entwürfe des Hasses und des Ehrgeizes; schneller und sicherer wirkende Waffen werden erfordert; man muß ohne Gefahr siegen, und, um in der Sprache der Lothringer, der Alba's und der Medicis zu reden, man muß mit einem Hiebe die hundert Köpfe des Ungeheuers abschlagen.

Man läßt folglich andre Maschinen spielen; Gelindigkeit und Liebkosungen treten an die Stelle der Waffen und der Verfolgung; man erbietet sich zu einem vortheilhaften Frieden; man sucht durch noch größere Hofnungen die Gemüther zu blenden. Man thut den Vorschlag zu einer schmeichelhaften Verbindung, welche Heinrich wieder dem Throne nähert; man erschöpft sich an Betheurungen; Eide werden verschwendet, um von Natur ernsthafte und mistrauische Menschen sicher zu machen; gelockt durch alle diese Verführungsmittel ergeben sie sich endlich, ohne Schutz und ohne Waffen. Man weiß nicht, wel-

cher Blitzstrahl sie so plötzlich von ihren Irthümern befreyet hat!

Wir haben bereits gesehen, welcher unreine Haufe von Ausländern den Plan zu jener schrecklichen Verschwörung gegen die Franzosen angelegt und ausgeführt hatte; wie Guise, welcher die Ehre haben wollte, das erste Opfer zu schlachten, seine Gefährten und seine Mitschuldigen durch sein Beyspiel und durch seine Reden ermunterte; wie viele herrliche Häupter, wie viele großmüthige Krieger, dem Vaterlande theure Franzosen, — wie alle Freunde, alle Anhänger, alle Stützen der Bourbons und der Condé's unter ihren Schwerdern fielen; welche Menge von Schandthaten aller Art jene sturmvolle Nacht in ihre Schatten verhüllte.

Aber die schrecklichste unter allen blieb immer noch auszuführen übrig. War es entweder eine angestammte Hochachtung für das Blut ihrer Könige, — oder mußten die Schuldigen selber vor der Größe des Verbrechens zurücke schaudern, — oder fühlten die Valois endlich selber ihre Unterwürfigkeit gegen diese Auforinglinge; — oder wollte die Vorsehung, zur Entschädigung für so vieles Uebel, und zur Abverdienung desselben, unsern guten Heinrich den Vierten uns erhalten, und dieses so theure Haupt mit ihrem unsichtbaren Schilde decken, — kurz, sie rettet ihn gegen die Gefahr; und immer schien ihre schützende Hand ein Vergnügen daran zu finden, ihn auf gefährlichen und ausserordentlichen Wegen zu führen, vielleicht, um den Werth ihrer Wohlthat desto fühlbarer zu machen, wenn sie, leider! nur zu

selten, den unglücklichen Sterblichen einen guten König verwilliget.

Die Guisen sind die einzigen, welche die Früchte eines Verbrechens erndten, an welchem sie nicht alleine schuldig waren; und unterdessen daß Karl der Neunte, auf den sie den ganzen Haß dieser fürchterlichen Unternehmung geschickt genug zu bringen wußten, seine vergeblichen und zu späten Gewissensvorwürfe mit in das Grab nimmt, machen jene Alle Anstalten, um bey dem großen Haufen jenen erhabenen Namen der Beschützer und Vertheidiger der Nation recht geltend zu machen, den sie durch so rühmliche Thaten erworben haben.

Die Regierung Heinrichs des Dritten, welche mit so trüben Aussichten anfing, schien sich nur mit der Krönung seines Mitbewerbers endigen zu sollen; nie war eine Regierung einem Thronräuber günstiger. Der Monarch schien sich mit den Guisen verschworen zu haben, um sich in den Augen seiner Nation herab zu würdigen, und ihnen die Krone auf das Haupt zu setzen; seine Schwäche ermuntert ihre Kühnheit. Sein ganzes Leben vergeht damit, daß er ihnen immer neue Waffen gegen sich in die Hände giebt. Eine Königin wird aus diesem unglücksschwangeren Hause genommen; sechs ehrgeizige Brüder bringt diese mit sich; Befehlhaberstellen über Heere und über Provinzen werden ihren treulosen Händen anvertraut; die Schlüssel und die Thore des Königreichs werden ihrer Willkühr überlassen; die Franzosen sehen sich gedemüthiget, geschwächt, flüchtig, kaum haben sie sich von dem

Schlage erholt, der sie betroffen hatte; — alles, alles ladet sie ein, die Maske wegzuwerfen, alles befördert den Triumph der übermüthigen Lothringer. Jetzt sahe man ihre stolzen Entwürfe zum Ausbruche kommen; jetzt konnte man deutlicher durch die Schlangenkrümmungen der Ligue hindurch sehen. —

Ein umständlicher, in einer geheimen Versammlung entworfener, und mit den Ausländern abgeredeter Aufsatz, erscheint in Spanien als ein Geheimniß, wird nach Rom herüber geschaft, und ihren Unterhändlern in diesem Hauptsitze der verdeckten Spiele in Europa abgenommen, und damit wird zugleich ihre ganze Politik entschleiert. Sie läßt sich auf zwey Hauptpunkte zurücke bringen, welche gleichsam die Pfeiler sind, auf welchen ihr ganzes Gebäude ruhet. Der erste, die Valois verächtlich, — der zweyte, die Bourbons gehäßig zu machen; zu zeigen, daß jene, wegen ihrer Unfruchtbarkeit, den Thron nicht behalten, — und diese, unter dem Religionsbanne, den Thron nicht besteigen können. Indessen hatte, sagt man, Gott selber dafür gesorget, und diejenigen ausgezeichnet, welche die Stelle der herabgesetzten oder geächteten Kapetinger ersetzen sollten; es leben noch Abkömmlinge von Karl dem Großen, welche man unbilligerweise ihrer Rechte beraubt hat; Männer von Rechtschaffenheit, Biedersinne und Tapferkeit, und was die Hauptsache ist, gute Katholiken; die Guisen endlich sind es, welche von jenem apostolischen Segen geerbet haben, der einzig und allein den Nachkommen dieses großen Mannes zu Theile wurde; unterdessen daß die Er-

ben des Thronräubers Kapet offenbar mit dem Siegel der Verblühung und Verwerfung bezeichnet sind. Dem zu folge ermunterte man Heinrich den Dritten, die Krone dem Herzoge von Guise zurücke zu geben; und wenn er Schwierigkeiten machen sollte, so müßte man ihn auf die liebreichste Weise, ohne Geräusche und zu seinem eigenen Besten in ein Kloster verschliessen, und zwar nach Gutbefinden des Pabstes, so wie ehemals Pipin mit Chilperich, dem letzten Abkömmlinge von Chlodovich, verfahren hatte.

Dies war ein Lichtstrahl für Heinrich, der ihn aber gleichwohl nicht aus seiner tiefen Schlafsucht wecken konnte. Ein einziges Hinderniß ist den Guisen noch im Wege; der Herzog von Alençon, minder gelehrig als sein Bruder, konnte eine so heilige Unternehmung noch in der Geburt ersticken lassen; er würde nicht unterlassen haben, seine Stimme laut hören zu lassen; eine Verschwörung wird entworfen, um seiner sich zu entledigen. Der Spanier Salcede übernimmt die Rache der Lothringer, welche sehr klug hinter der Bühne verborgen bleiben; und wenn der Erfolg ihre Hofnungen täuschte, so kam ihnen das Glück mehr als ihre Klugheit zu statten, und balde entfernt der Tod dieses letzten Sprößlings des Valesischen Hauses alle Zwischenstufen, welche die Guisen weiter, als die Bourbons, vom Throne zurücke halten. Jetzt, jetzt muß man einen Hauptschlag wagen, und mit einemmale das ganze Werk spielen lassen, zu welchem man bisher im Dunkeln und in der Stille die Anlage gemacht hatte.

Jetzt ist es kein heimlich verbreitetes Gerücht mehr; laut sagt man es, druckt, beweiset es, mit Hülfe eines Verfälschers, daß die Lothringer aus dem Blute Karl des Großen entsprungen, daß ihre Rechte älter sind, als die Ansprüche des Thronräubers Kapet. Eine durch sie ausgewirkte Bulle trennt von diesem einst so blühenden Stamme Heinrich den Vierten und Condé, und erklärt die Bourbons für unächte und enterbte Geburt. Die beyden Häupter dieses berühmten Hauses hatten andre Religionsgesinnungen; aber vier andre Bourbons bekannten sich öffentlich zur katholischen Religion; gleichviel; sie hatten doch den ursprünglichen Fehler an sich, sie gehörten zu dem Stamme des verfluchten Baumes; auch auf sie erstreckt sich die Wirkung des Bannstrahls, als Gönner und Beschützer der Ketzer; und durch dieses leichte Mittel, werden sie alle, rechtgläubig oder nicht, einer wie der andre, vom Throne ausgeschlossen.

Dies hieß nun deutlich genug gesagt — Guise allein müsse ihn besteigen; seine Kundschafter vertheilen sich in alle Provinzen, und verlangen vom Adel, von der Geistlichkeit und von den vornehmsten Städten des Königreichs, die Unterzeichnung der heiligen Verbindung. Alle verunglückte, alle feile Seelen, alle Glücksritter ohne Vaterland, alle Zaghaften, alle Andächtler, alle Freydenker versammeln sich unter Guise's Fahnen und unter die Fahnen der Religion, sie erhalten verschiedene Zeichen und Merkmale, um sich einander zu erkennen; auf wenige Hauptstücke bringt man den Glauben dieser

nicht minder politischen, als religiösen Gesellschaft. Die Vereinigungspunkte sind: 1) alles aufzuopfern für die Sache des heiligen Bundes, das heißt, für die Beförderung der Sache der Guisen; 2) die Ketzer ihrer Güter in aller Andacht zu berauben; 3) die Gönner und Beschützer derselben, als Feinde des Staats zu entfernen, das heißt, alle diejenigen Franzosen, welche man wegen ihres öffentlichen Bekenntnisses zu der Religion ihrer Väter nicht zu den Ketzern rechnen konnte, ohne den Augenschein wider sich zu haben, die aber, wegen ihrer Anhänglichkeit an die alten Grundlehren des Vaterlandes, an die Grundgesetze des Königreichs, an die Familie ihrer Könige, an die Rechte der Nation, an die Freyheiten der gallikanischen Kirche, jenen argwöhnenden Ausländern nur um so viel verdächtiger sind; 4) die öffentliche Anerkennung der Trienter Kirchenversammlung zu fordern, welche den Päbsten die allgemeine Oberherrschaft und die Macht giebt, die Könige abzusetzen u. s. f; 5) um die Einführung des Ketzergerichts anzuhalten; diesen Richterstuhl für die Gewissen; dieses Heiligthum der wahren Lehre; dessen scharfsehende Richter, wenn es seyn muß, selbst an der Tugend Fehler zu finden wissen; bey welchem die Anzahl der Verbrecher sich nach der Anzahl von Schlachtopfern richtet, welche man nöthig hat, und welches nur diejenigen unschuldig läßet, bey welchen es einem nicht darauf ankommt, ob man sie schuldig findet.

Dies sind die Glaubensartikel der Liguisten; aber der wichtige Punkt, den ihre Kundschafter im

Auftrage haben, auf welchem man am meisten besteht, ist, — die Valois anzuschwärzen, die Bourbons zu verläumden und die Guisen zu erheben. Für diesen dreyfachen Dienst widmen sich die eifrigen Katholiken, damit sind alle ihre Unterhändler beschäftiget, dafür werden alle Stimmen, alle Trompeten, alle Nachhalle von der Ligue bezahlt. Oeffentliche Anzeigen werden verbreitet, die Schriften vervielfältigen sich, Spöttereyen kommen haufenweise zum Vorscheine, aufrührerische Bilder, (denn lesen kann doch nicht ein jeder); plumpe Kupferstiche, die man recht geflissentlich zu jedermanns Beschauung ausstellet, und von dazu beorderten Leuten erklären lässet, machen den lebhaftesten Eindruck auf die Gemüther des großen Haufens.

Jene Kupferstiche enthielten Abbildungen, und unter allen Gestalten wiederholte Vorstellungen, von der schlechten Behandlung, welche man den Engländern gegen die Katholiken vorwarf; man erblickte in denselben hell und deutlich alle die Uebel, welche in Frankreich den guten Katholiken bevorstünden, wenn der ketzerische Bearner zum Throne gelangen sollte; man suchte nach den Urhebern dieser neuen Art von Spöttereyen, deren stumme Beredsamkeit ein so lebhaftes Gefühl erweckte; man fand alle Kupferplatten in dem Guisischen Pallaste.

Aber unter allen Arten der Verläumdung war keine wirksamer, keine gefährlicher, keine, deren Gift sich schneller unter dem grossen Haufen verbreitete, als die öffentlichen Predigten; und auch von diesem Mittel macht man Gebrauch; die Kanzeln werden

die Werkstätte, in welchen die schärfsten Pfeile der Ligue geschmiedet werden; alle Prediger sind erkauft; in ihren wilden und wüthenden Reden, welche jederzeit mit gleicher Begierde von dem unwissenden Pöbel angehört werden, wird Heinrich der Dritte mit den gehäßigsten Farben geschildert; und man muß gestehen, daß er nur allzuvielen Stof dazu hergab; Guise wird als der Retter des Volks vorgestellt, als die Stütze der Religion, als der Befreyer des Vaterlandes; und der König von Navarra erscheint in denselben nur unter den anstößigen Bildern eines Bastarden, eines Abtrünnigen und eines Verbannten. —

Auf den Ruf dieser frommen Besessenen fallen Weissagungen vom Himmel, aus welchen man deutlich ersiehet, daß Heinrich der Dritte der letzte König vom Kapetinger Stamme seyn werde; man findet sie an den heiligen Osten, selbst auf den Altären, und sie werden dem Volke vorgewiesen, als unabänderliche Schlüsse der Vorsehung. Wer sollte diese Götterausspräche zu bezweifeln wagen? Die erschrockene Valois fliehet vor seinem stolzen Mitbewerber, und überläßt ihm Paris. Schon hat man das Kloster gewählt, in welchem man ihn mit der Kutte und mit dem Stricke eines elenden Einsiedlers bekleiden will; der Kardinal von Guise rühmt sich, daß er ihm mit der Spitze eines Dolches die Krone verfertigen wolle, unterdessen daß die Montpensier, seine Schwester, ihm diese Ehre beneidet, und ihm die Scheere an ihrem Gürtel zeiget, welche sie für diese heilige Verrichtung aufbewahrte.

Die Abbildungen von ihm werden herunter genommen, und in dem Kothe herum geschleppt; sein ausgelöschtes Wappen muß dem Lothringer Kreuze Platz machen. — In verschiedenen, mit der Ligue verbundenen Städten, ließ man das Lothringsche Kreuz auf den Altarschmuck setzen, damit das Volk, wenn es das Sinnbild der Religion und der Lothringer in einem beysammen erblickte, auch die Gegenstände seiner Verehrung so verwechseln, und sich allmählig gewöhnen möchte, seine neuen Gebieter anzubeten. —

Im Innern des Königreichs stehet alles in Feuer, die Provinzen sind voller Empörung, die Feinde in den Hafen, die Stände sind versammelt, und der unglückliche Valois soll seiner Ehre entsetzt werden; schon führt hier Guise die Herrschaft; er erklärt hier seinen Willen, als unumschränkter Beherrscher; übermüthig trotzet er seinem Mitbewerber; er hat sich nur noch die Krone auf sein Haupt zu setzen. — Aus Mangel an Muth und Thatkraft nimmt Heinrich der Dritte seine Zuflucht zur Verrätherey, zu diesen Waffen niedriger Seelen, welche die letzten vom Hause Valois von ihrer Mutter kennen gelernt hatten; und feige genug ist er, denjenigen meuchelmörderisch tödten zu lassen, der nur auf dem Schafotte den Kopf hätte verlieren sollen, — diese rechtmäßige Bestrafung des Feindes der Gesetze und des Vaterlandes.

Mit seinem Sturze zieht dieser Koloß auch den Fall Heinrichs des Dritten nach sich. Guise's Tod ist das Zeichen zu den fürchterlichsten und ausschweifendsten Auftritten. Die Wuth kennt weis

ter keine Grenzen; alle Hände sind bewaffnet, alle Pfeile der Liguisten sind gegen das Herz des mörderischen Königs gerichtet. Alle andre Absichten werden aus den Augen gesetzet; selbst der Ketzer wird auf kurze Zeit vergessen, um die Rache nicht zu verzögern; endlich findet sich ein Jüngling, der in Klosterstrenge erzogen, schwach am Geiste und leichtgläubig ist, dessen schon erwärmte Einbildung durch Fasten und nächtliche Betrachtungen noch mehr erhitzet, und durch das Muster der heiligen Schriften entflammt wird; man benebelt ihn mit Zaubereyen, er siehet Schreckbilder, man zeiget ihm den Himmel offen, und die auf ihn wartende Märtyrer-Palme; das treulose Zureden eines Weibes verwirrt ihn noch vollends, und nun übernimmt er die Rache des Himmels und die Vollziehung seiner Schlüsse. — Man könnte sagen, der Dolch, welcher Guise in Blois durchbohrte, war der nämliche, welchen man, noch warm von seinem Blute, den Händen dieses schwärmerischen Mönchs überreichte, und welcher vor den Thoren der Hauptstadt Heinrich dem Dritten durch die Brust fuhr.

Mayenne dachte, nach Rächung seines Bruders, dessen Stelle einzunehmen; aber man durfte die Volkswuth nicht erkalten lassen; und eben um dieser Nahrung zu verschaffen, werden alle Unterhändler der Lothringer in Thätigkeit gesetzt. Der Bearner ist nunmehr der einzige Gegenstand, auf welchen alle die Schlangen der Ligue ihr Gift ausspritzen sollen. Sie haben jetzt nicht mehr mit den Valois zu thun. Heinrich der Vierte erscheint

auf dieser sturmvollen Bühne, gerüstet mit seinem Muthe, mit seinen glänzenden Eigenschaften, mit seinen Tugenden, und mit den Rechten seiner Geburt. Um diesen Helden herum versammelt sich die Auswahl jener Franzosen, welche schon seit so langer Zeit die Kühnheit der jüngeren Lothringer und die Tyranney der Ausländer mit Unwillen angesehen hatten. Das Feuer in seinem Blicke erhitzet sie; sein Beyspiel belebt dies in dem Innersten ihres Herzens noch glühende Gefühl für französische Ehre. Mayenne sieht seinen verdunkelten Schutzgeist vor dem Helden von Ivry fliehen, er verzweifelt an seinem Siege, und seine klägliche Politik schränkt sich nun darauf ein, daß er seine Geburt schändet, seine Siege verdunkelt, seine Tugenden verleumdet, alles, um die betrogene Menge noch länger im Irrthume zu erhalten. Die gehässigsten Anstalten, die niederträchtigsten Kunstgriffe, fromme Betrügereyen, religiöse Marktschreiereyen, alles sucht man zu erschöpfen, um dem Gaukelwerke Bestand zu verschaffen, um den Fanatism der Menge zu nähren, um noch auf längere Zeit die unglückliche Binde vor ihren bezaubernden Augen zu lassen. Und in der That, wie läßt es sich denken, daß ein unter dem Banne stehender Fürst, tapfer, menschlich, edelmüthig seyn könne? und wie konnte das Volk an die Tugenden eines Mannes glauben, auf welchen es täglich seine Priester Bannstrahlen losfeuern sahe?

Ohngeachtet aller dieser Hülfsmittel sieht Mayenne gleichwohl sich durch Heinrichs Ueberlegenheit besiegt, und sein Ansehen und seine Macht mit

jedem Tage abnehmen. Mit Betrübniß fühlte er, wie dieser Scepter, der so lange Zeit der Gegenstand des Ehrgeizes seiner Familie war, seinen Händen entfiel. Und dennoch will er dieser glänzenden Täuschung noch nicht entsagen; lieber rufet er jenen erblichen Feind der Häuser Albret und Bourbon, den Verfolger Heinrichs des Vierten, Philipp den Zweyten, zu Hülfe; sein Stolz erröthet nicht bey seinem Uebertritte in Spanische Dienste.

Von diesem Augenblicke an, spielen Mayenne und die Guisen auf dieser Bühne nur Nebenrollen. Philipp, Philipp macht ihnen jezt die Ehre streitig, die Monarchie umzustürzen; ihre Thätigkeit wirket gemeinschaftlich, aber ihre Absichten sind verschieden. Der entweihte Christusname schwebt auf ihren Fahnen; und der deutlichste Beweis von der Redlichkeit aller dieser vorgeblichen Religionshelden; — der deutlichste Beweis, wie sehr das Volk durch seine Götzen sich hatte täuschen lassen; — der deutlichste Beweis, daß die Altäre niemals für diese Ehrsüchtigen etwas anders gewesen sind, als Fußschemel zum Throne; — daß der geweihte Name, welchen sie mißbrauchten, nur das Losungswort war, zur Vereinigung und zur Bewaffnung der Wüthenden oder der Schwachen; — der deutlichste Beweis von allem diesen ist der Umstand, daß, als Heinrich der Vierte, durch seine Rückkehr zum Schooße der Kirche, alle jene leeren Vorspiegelungen mit einemmale vernichtete, alle diese Ausländer in knirschende Wuth und Verzweiflung geriethen, und ihre Bemü-

hungen

hungen nur verdoppelten, um Rom an der Zurücknahme des Bannstrahls zu hindern, um ihm vielmehr in ihren Händen ein neues Feuer zu geben, um das Gaukelwerk fortdauern zu lassen, und die Fackel der Zwietracht unter uns erst recht in Flamme zu setzen.

Aber die Zeit war vorüber; der Spanier verlor die Früchte seiner Verbrechen, seiner Schätze, seiner Heere; alles beuget sich vor dem Heldenmuthe und vor dem wohlthätigen Geiste Heinrichs des Vierten, und das vom Irrthume zurücke gebrachte Volk giebt endlich einem guten Könige den Vorzug vor zwanzig Tyrannen. Jetzt verschwindet jener lange und glänzende Traum der Lothringischen Prinzen; jene stolzen Mayenne's, jene glücklichen Guisen, jene hochmüthigen Mercoeurs sind jetzt gezwungen, ihre erniedrigten Häupter zu krümmen. Sie flehen die Gelindigkeit des Bearner, der so lange Zeit das Ziel ihrer Schmähungen war; und der Bearner verzeihet ihnen; er überhäufet sie mit seiner Güte; sie erhalten den Rang der ersten Unterthanen wieder, den sie niemals hätten verlassen sollen.

Dies also war die Frucht von diesem langwierigen Anhäufen von Verbrechen, von jenen Strömen von Blut, welche ihren unauslöschlichen Ehrdurst stillen sollten! Denn, so sehr auch bisweilen ihr Muth durch Tugenden erhöhet wurde, so sehr wird man denn doch immer diesen Ausländern

vorwerfen können, daß sie undankbar gegen ihre Wohlthäter, undankbar gegen das Vaterland waren, welches sie aufgenommen hatte; daß sie funfzig Jahre lang die Fackeln der innerlichen Zwietracht geführt hatten; und hauptsächlich, daß sie jener ungeheuren Ligue das Entstehen gaben, deren Sauerteig und unreine Ueberreste selbst nach erlöschtem Kriegsfeuer zu gähren fortfuhren, und welche mit jedem Tage neue Angriffe und neue Verschwörungen gegen das Leben des besten der Könige zur Geburt brachte. Gleich jenen Vulkanen, deren lange verschlossene Feuer von weitem den Anblick völliger Ruhe geben, aber deren unterirdisches Getöse, innerliche Zuckungen, plötzlich auffahrende Flammen einen Ausbruch verkündigen, der das Weltall erschüttern soll. — Der Ausbruch des Vulkans der Ligue entstand bey dem immer beweinenswürdigen Tode Heinrichs des Vierten. — Ja, woher auch jener tödliche Streich gekommen seyn mag, — wie sehr man sich auch bemüht hat, die Hand zu verbergen, welche die Hand des Königsmörders lenkte, — den ersten Stoß erhielt sie durch Ausländer. Der Geist, die Grundsätze, und die in letzten Zügen liegende Wuth der Ligue haben ihm den Arm geführet, und ohne die Guisen, würde dieses große Verbrechen, so wenig als so viele andre, jemals unsre Jahrbücher geschändet haben. —

Neuntes Kapitel.

Von jedem der Guisen, oder Lothringer Prinzen insbesondere.

Wir haben den Plan der Guisen im Ganzen verfolget; wir haben die Fäden ihrer Politik zusammen aufgenommen, welche dieses ganze Gewebe hielten, und diese große Familie vereinigte; gegenwärtig wollen wir die Triebfedern, die Absichten und den besondern Charakter eines jeden dieser gefährlichen Menschen kennen lernen.

1. Claud, Herzog von Guise, jüngerer Lothringer Prinz, welcher zuerst in Frankreich sich niederließ, unter Franz dem Ersten.

Der erste der Guisen, welcher in dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich sich niederließ, war Claud von Lothringen, jüngerer Prinz seines Hauses. Man behauptet, er habe damals nicht mehr als vierzehn oder funfzehn tausend Livres Einkünfte gehabt. Er verschmähte nicht die Stelle eines Oberjägermeisters, welche jederzeit mit gewöhnlichen Edelleuten war besetzt gewesen; aber seine Verbindung mit einer Bourbon wurde die Quelle seines Glücks in Frankreich. Bald hernach erhob man für ihn Guise zu einer herzoglichen Pairie, — eine Eh-

re, welche man bisher nur Prinzen vom Geblüte verwilliget hatte; und er wurde zum Befehlhaber von Champagne und Brie gemacht.

Solange als Franz der Erste lebte, wußte dieser Monarch, welcher ihn nicht liebte, und welcher ausserdem mit der zweydeutigen Aufführung nicht zufrieden war, welche er während seiner Gefangenschaft gezeigt hatte, seinen Ehrgeiz in Schranken zu halten; er verstattete ihm nicht Prinzenrang an seinem Hofe, auch die Ehren nicht, welche den Prinzen vom Geblüte zukommen. Diese Prinzenwürde wurde ihm im vollen Parlamente von dem Präsidenten Lizet ausgestrichen; und ein Bourbon, der einen seiner Anhänger ihm diese Benennung geben hörte, bedeutete diesen lächelnd, daß er deutsch im französischen spräche. (Die Lothringer Prinzen waren nämlich Vasallen des deutschen Reichs).

Aber kaum hatte Franz der Erste die Augen zugethan, als Heinrich der Zweyte den weisen Unterricht seines Vaters vergaß; und durch Begünstigung der Diane von Poitiers, seiner Geliebten, sahe man einen Strom von Ehren über diese glückliche Familie sich ergiessen; in weniger als zwölf Jahren wurden sie Herren des Königreichs.

Claud von Lothringen starb im Jahre 1550, als Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft. Er war der Stamm jenes grossen Baumes, dessen aussaugende Aeste Frankreichs Boden bedeckten und erschöpften.

2. Franz von Lothringen, mit dem Beynamen, der Großherzog von Guise.

Franz von Lothringen, Herzog von Guise, war ohne Zweifel der größte Mann von diesem ganzen, an Helden so fruchtbaren Geschlechte. Sein glänzender Muth im Kriege, sein häufiges Glück, sein Edelmuth, sein scheinbarer Eifer für die Religion, alles dieses machte ihn bey dem Volke beliebt. Er hob sich anfangs durch das Ansehen der Geliebten Heinrichs des Zweyten, Diane von Poitires, deren Tochter der Herzog von Aumale, sein Bruder, geheirathet hatte; aber er hatte alles, was seine Begünstigung verzeihlich machen, und die Begeisterung der Nation rechtfertigen konnte. Er war zu gleicher Zeit Oberhaushofmeister beym Könige, Oberkammerherr, Oberjägermeister, Gouverneur von Provence, Anführer von Kriegsheeren, und seine Aussichten gingen noch weiter. Er machte öffentlichen Anspruch auf Anjou, Maine und Provence, von Seiten seiner Urgroßmutter. Er nahm den Titel eines Herzogs von Anjou in seinem Heirathsvertrage, im Jahre 1548; und der Kardinal von Lothringen, in Rom, ließ sich Kardinal von Anjou nennen. Man that den Vorschlag, ihm die Würde eines Vicekönigs zu geben; aber da man durch diesen Titel seine Ehrsucht zu sehr zu reizen befürchten mußte, so wurde er zum Generalstatthalter, das heist, zum Oberbefehlhaber aller Kriegsheere des Königs, innerhalb und ausserhalb des Königreichs erklärt;

eine bisher unbekannte Würde, und die ihn sogar über den Connetable erhöhte. Diesem nahm man bald hernach seine übrigen Aemter, um jenen damit zu versorgen.

Nach der Verschwörung von Amboise ertheilte ihm das Parlament den Titel eines Erhalters des Vaterlandes, ohnerachtet er bey diesem Vorfalle nur sein und seiner Familie Leben erhalten, und verhindert hatte, daß in Frankreich ein Vaterland statt fand. Das Schattenbild von einem Monarchen hatte befohlen, man sollte Guisen wie ihm selber gehorchen. Er hatte den Vorrang vor den Prinzen vom Geblüte; der Connetable von Montmorency, der stolzeste unter allen Menschen, saß ihm zu Füssen. Man behauptet, Anton, König von Navarra, habe niemals anders als stehend und mit entblößtem Haupte mit ihm gesprochen, unterdessen, daß Guise ihn sitzend und mit bedecktem Haupte empfing; mit einem Worte, er sahe nichts über sich, nicht einmal den König, welchen er vermittelst der Königin, seiner Nichte, Marie Stuart, Gemahlin Franz des Zweyten, vollkommen beherrschte.

Aber weit edler bey seinem Ehrgeize, weit gewandter in seinem Hasse, weit mehr Herr über seine Leidenschaften, als der Kardinal von Lothringen, sein Bruder, theilte er zwar mit diesem das Königreich; aber wenn sich der Kardinal das Recht der Rache vorbehielt, so behielt der Herzog für sich das Recht, zu begnadigen. Der erstere übernahm, um sich der Geistlichkeit gefällig zu machen,

das verhaßte Geschäft der Verfolgungen; der zweyte suchte, durch verstellte Mäßigung, Volk und Armee zu gewinnen.

So gingen sie, nur auf verschiedenen Wegen, gleichem Ziele entgegen. Der eine säete Zwietracht, der andre erndtete die Früchte. Ihr Vereinigungspunkt war der Haß gegen die Ketzer, und ihr gemeinschaftlicher Zweck, die Herabsetzung der Bourbons. Aber wenn der Kardinal dem Verbrechen sich als Verbrecher überließ, so suchte doch wenigstens der Herzog seinen Ehrgeiz mit der Maske seiner Sorge für das allgemeine Wohl zu decken. Man findet aufgezeichnet, er habe unter diesem Vorwande, durch ein geheimes Verbrechen den König von Navarra, Vater Heinrichs des Vierten, der seinen Entwürfen hinderlich war, wollen umbringen lassen. Aber da er bey dieser einzigen Gelegenheit Widerstand von Seiten des jungen französischen Monarchen vorfand, so rief er beym Herausgehen aus dessen Kabinet: — „Welch einen armen König haben wir!“ — und dabey ließ er es bewenden; da hingegen der Kardinal verlangte, daß Anton von Bourbon seinen Kopf auf das Schafott bringen sollte, so wie auch Condé, sein Bruder, dessen Todesstrafe er schon angeordnet hatte.

Was die Protestanten noch gegen den Herzog von Guise aufbrachte, war das Blutbad zu Vassy; denn niemals konnten sie sich überreden, er sey nicht schuldig gewesen, und selbst seine Lobredner haben ihn über diesen Punkt niemals hin-

länglich gerechtfertiget. Es sey drum; die Reformirten, welche nur ihrer Verzweiflung gehör gaben, griffen endlich zu den Waffen, und Guise's Unvorsichtigkeit oder Verbrechen war das Zeichen zu allen unsern innerlichen Kriegen; er wurde balde das Opfer derselben. Es fand sich ein Schwärmer, (denn leugnen wollen wir nicht, daß dergleichen sich unter beyden Partein fanden) — Poltrot hemmte seine Laufbahn in der Mitte seiner Triumpfe; der Herzog wurde meuchelmörderisch im Jahre 1563 ermordet, das zweyte Jahr des Krieges, welchen er entzündet hatte.

Jedermann kennt die schönen Worte, welche er zu seinem Mörder sprach, und welche Voltaire dem Gusman so glücklich in den Mund gelegt hat; „Gut, wenn deine Religion dir gebietet, mich zu ermorden; so verpflichtet mich die meinige, dir das Leben zu schenken, welches ich dir mit Rechte nehmen könnte; beurtheile darnach, welche die bessere ist.“ —

Diese Worte können sein Grab und den ganzen Auftritt schmücken; aber sie werden zu gleicher Zeit das fürchterlichste Urtheil über seine Aufführung seyn. Was hat er zu Amboise, zu Vassy, zu Dreux anders gethan, als verfolget? Was hat er während seines ganzen Lebens gethan, als seine Rache befriediget? Uebrigens sind freylich auch Tyrannen nicht ohne Schatten der Tugend.

3. Kardinal von Lothringen.

Karl, Kardinal von Lothringen, hat unter allen übrigen Guisen mit der größten Hartnäckigkeit und mit dem größten Glücke an der Vergrößerung seiner Familie gearbeitet. Anfangs wußte er durch niedrige Gefälligkeiten sich bey Diane von Poitiers, Heinrichs des Zweyten Geliebten, in Gunst zu setzen, welche über diesen Monarchen, und durch ihn über das ganze Königreich zu gebieten hatte. Aber balde zeigte er den ganzen Stolz und die Heftigkeit seines Charakters; unumschränkt regierte er unter Franz dem Zweyten, und fürchterlich war seine Regierung.

Er war der erste, welcher die Bastille zum gewöhnlichen Werkzeuge der Ministerrache machte; man brauchte ihm nur verdächtig zu seyn, um in dieses Grab der Lebendigen gestürzet zu werden, um hier unter der Folter, oder unter dem Kampfe der Verzweiflung zu sterben. Seit Ludwig dem Eilften war die Bastille vernachläßiget worden. Man ließ sie unter Heinrich dem Zweyten wieder ausbessern, und selbst die äussern Festungswerke wurden erst im Jahre 1559 fertig, das heißt, während der Ministerschaft des Kardinals und der Regentschaft der Medicis. Damals wurde sie ein gewöhnliches Staatsgefängniß. Brion, Stiftshauptmann von Chartres, du Beuil, machten davon die traurige Erfahrung. Eine ausländische Königin also, und ein ausländischer Kardinal, Priester und erster Minister, waren seit

Ludwig dem Eilften die erſten, welche dieſen Schlund wieder geöffnet und in Gang gebracht haben, — zur Schande der franzöſiſchen Regierung. Unſterblicher Dank dem guten und edeln Volke, welches die Baſtille und die Freyheit eroberte! Der vierzehnte Julius müſſe von nun an in unſere Jahrbücher durch ein jährliches und feierliches Feſt bezeichnet werden, wie wir es zum erſtenmale am vierzehnten Julius dieſes ſiebzehnhundert neunzigſten Jahres gefeyert haben! —

Der Kardinal von Lothringen war ebenfalls der Erfinder von den geheimen Verhaftbefehlen; er vervielfältigte jene Unterſuchungen, bey welchen die Richter öffentlich dafür bezahlt wurden, wenn ſie rechtſchaffene Leute, die ſeine Tyranney zu tadeln wagten, für ſchuldig erklärten. Alles war gut, was nur zu ſeinen Abſichten dienen konnte. Die Annahme der Trienter Kirchenverſammlung ſchien ihm ſehr ſchicklich zur Befeſtigung ſeiner Macht und des Anſehens ſeiner Familie, und er quälte die Franzoſen und hauptſächlich die Obrigkeiten ſo lange, bis ſie dieſelbe gelten lieſſen. — Das Ketzergericht betrachtete er als das ſicherſte Werkzeug ſeiner heimlichen Rache, und er wendete alle ſeine Bemühungen an, um dieſe Blutbühne, dieſes fürchterliche Denkmal von Mönchsgewalt, auch in Frankreich zu errichten. — Er wollte den Valois furchtbare Mitbewerber geben, und er erſann die Fabel von Karl des Groſſen Nachkommen. — Um ſeine Anhänger zu vereinigen, entwarf er den Plan zur Ligue; und

um seine Feinde zu verderben, entwirft er eine Formel, welche ein jeder Franzose unterzeichnen soll, bey Strafe aus dem Königreiche vertrieben zu werden; und diese verhaßte Formel bevölkert fremde Länder mit französischen Flüchtlingen. — Zum größten Aergerniß sahe man ihn zu gleicher Zeit als Erzbischof von Lyon, von Rheims, von Sens, von Narbonne, Bischof von Mez, (er hatte Krieg geführt, um zu diesem Bisthume zu gelangen;) Bischof von Toul, von Verdun, von Terouenne, von Lucon, von Alby, von Valence, Abt von Fescamp, von Görz, von Clugny, von Marmoutier, u. v. a.; durch seine Hand gingen alle Pfründen des Königreichs; und dies verschaffte ihm einen solchen Einfluß auf die französische Geistlichkeit, daß selbst die Italiäner ihn nicht anders nannten, als den Pabst jenseits der Alpen.

Die Protestanten, seine Schlachtopfer, sahen in ihm nur einen wüthenden Verfolger, und die gemässigtesten fanden gleichwohl, daß er für seine Beschützung der katholischen Religion gut bezahlt würde.

Zu allen diesen Mitteln der Verführung kam noch die Verwaltung der Finanzen; und eben der Mann, welcher unter der Last von Würden, von Bischofshüten und Schätzen des Königreichs seufzte, konnte die Kühnheit begehen, einen Galgen in Fontainebleau errichten zu lassen, um den ersten französischen Officier aufzuhängen, welcher um die Bezahlung für seine Dienste, diesen mässigen Preis seines für das Vaterland vergossenen Blutes, an-

halten würde, — oder den ersten Gläubiger des Staats, der seine rechtmäßige Schuld zurücke zu fordern wagen würde; und dieser Wahnsinn von Tyranney blieb ungestraft. — Wundern muß man sich, daß nicht schon damals die französische Nation sich vereinigt hatte, um das Joch dieses übermüthigen Priesters abzuwerfen, und ihren König von jenen schimpflichen Fesseln zu befreyen, welche ihm diese Ausländer angelegt hatten.

Dies war der Zweck der Verschwörung zu Amboise; der Kardinal wurde aber nur desto hitziger in seinen Verfolgungen. Millionen von Bürgern opferte er seinem unersättlichen Ehrgeize; Scheiterhaufen ließ er anzünden; die Prinzen vom Geblüte unterwarf er dem Ausspruche besonders verordneter Richter; den König von Navarra wollte er auf dem Schafotte, dessen Witwe und Kinder in den Kerker des Kezergerichtes sterben lassen; er war die Ursache zu dem Protestantenmorde in Sens, der noch weit gehässiger war, als jener, den sein Bruder zu gleicher Zeit in Vassy zur Ausführung bringen ließ; er brachte jene Entwürfe, zu ihrer gänzlichen Ausrottung, zur Geburt; sein Verfolgungsgeist wirkte bis nach England, bis nach Schottland; ein Englisches Seminarium hatte der Kardinal in der Stadt Rheims errichtet, von welchem ganze Priesterkolonien ausgingen, und Kezerwuth und Empörung in England und in Schottland predigten; überall wollte er mit seinem Fanatism anstecken; deswegen ließ er mit gleicher Härte die Protestanten und diejenigen bestrafen,

welche überführt wurden, Gelindigkeit gegen sie gebraucht zu haben.

Alles beugte sich unter ihm; zur Sicherheit seiner Person hatte er eine Kompagnie Gardisten, welche ihn nicht einmal an den Stufen des Altars verließ; Karl der Neunte hatte ihm dieses Vorrecht eingeräumt; er regierte nicht so sehr als Minister, sondern als Vicekönig; man mußte es anhören, wie dieser stolze und hochmüthige Mensch, dieser aufgeblasene Priester, dieser freche Ausländer den grossen Hopital im vollem Rathe als einen Lumpenkerl behandelte; man mußte es ansehen, wie der erste Präsident, Lizet, ein ehrwürdiger Mann, in einem Alter von siebenzig Jahren, ihm zum Raube wurde, weil er sich geweigert hatte, an seiner Pflicht zum Verräther zu werden, und sich vor ihm zu erniedrigen. Huraut de Chiverny, Oncle des Kanzlers dieses Namens, wollte ihm die reiche Abtey zu Marmoutier nicht abtreten; der Kardinal ließ ihn in die Bastille bringen, wo er nicht ohne Argwohn wegen Vergiftung starb; der Kardinal erhielt seine Beute und noch zehntausend Thaler baar; endlich erkannte er sich so völlig in einer Spottschrift, welche den Titel, — der Tieger — führte, daß zwey Menschen, welche man als Verfasser oder Ausbringer derselben im Verdacht hatte, mit der härtesten Todesstrafe belegt wurden, und der eine von ihnen war völlig unschuldig; aber schuldig machte man sich schon dadurch, daß man

diejenigen beklagte, welche man für diese eingebildete Verbrechen zum Tode hinführte.

Der hohe Begriff, welchen er von seiner Beredsamkeit und von seinen Talenten hatte, und seine Sucht, überall glänzen zu wollen, verwickelte ihn in theologische Streitigkeiten, die man lieber hätte unterdrücken müssen. Hier zeigte er sich in seinem ganzen Gepränge, er betrachtete diese Konferenzen oder Kolloquia, als die Bühne seines Ruhmes, und sie diente zu weiter nichts, als daß die neuen Lehren fortgepflanzt, und die Protestanten mit dem Geheimnisse ihrer Stärke bekannt wurden; die Eitelkeit des Kardinals verschaffte ihnen wohl nicht viel weniger Proselyten, als seine Unverträglichkeit. Und überhaupt, wer konnte einen Menschen überzeugen, der die Bastille zu seinen Befehlen hatte, und in einem solchen Rufe der Falschheit stand, daß es gewöhnlich geworden war, zu sagen, — wenn man im Verkehre mit ihm nicht betrogen seyn wolle, so müsse man genau das Gegentheil von dem glauben, was er sagte! —

Er befand sich in Rom, als die Nachricht von dem Bartholomäusblutbade daselbst ankam; er war so übernommen von Freude über die Gewißheit des guten Erfolgs einer Unternehmung, welche er zum Theile als sein Werk ansehen konnte, daß er tausend Goldthaler dem Edelmanne geben ließ, welchen der Herzog von Aumale, sein Bruder, an ihn abgeschickt hatte, um ihm diese angenehme Zeitung zu überbringen; auf seinen

Betrieb verordneten der Pabst und die Kardinäle ein allgemeines Jubelfest und öffentliche Umgänge; ein solcher wurde in der Kirche des heiligen Ludwigs, des Schutzheiligen von Frankreich, gehalten, welchem sie mit dem ganzen Römischen Adel beywohnten; der Kardinal verrichtete hier das Amt mit allem Pompe und Gepränge, welches ihm bis an den Fuß der Altäre begleitete. An der Vorderseite stand eine Inschrift folgenden Inhalts: „Der Kardinal von Lothringen bringt, im Namen des allerchristlichsten Königs, Karls des Neunten, Gotte seinen Dank, und wünschet unserm heiligen Vater, dem Pabste Gregor dem Dreyzehnten, und dem heiligen Kollegium der Kardinäle, Glück wegen des erstaunenswürdigen und unglaublichen Erfolgs der Rathschläge des heiligen Stuhls, seiner abgeschickten Hülfe, und der Bitten und Gelübde, welche seine Heiligkeit seit zwölf Jahren unaufhörlich dargebracht hätten.“ — — Durch diesen schönen Eifer hoffte er sich würdig zu machen, auf seiner Seits Pabst zu werden; aber der Himmel wollte nicht, daß der Kardinal diesen schrecklichen Triumph lange Zeit überleben sollte. Zu Avignon im Jahre 1574 wollte er bey einem feyerlichen Umgange das Kreuz tragen, und bekam dabey einen Schnupfen, der ihn nach wenigen Tagen zum Grabe brachte.

Sein Sohn, dies Denkmal seiner öffentlichen Liebschaft, — denn sein Eifer und seine Andacht erstreckten sich nicht bis auf die Besserung

seiner Sitten, er hielt öffentlich eine berühmte italiänische Courtisane, welche die schöne Römerin genannt wurde, — sein Sohn folgte ihm in der Abtey von Clugny, welche in seiner Familie gleichsam erblich wurde.

4. Heinrich, Herzog von Guise, beygenamt mit der Schmarre.

Der Herzog von Guise war einer der Haupturheber des Anschlags zu dem Bartholomäusblutbade; er war auch eins der thätigsten Werkzeuge bey der Ausführung desselben. Er hatte anfangs mit Aumale, seinem Onkle, einen vorläufigen Versuch gemacht, welcher verunglückte; Coligny wurde durch ihren Abgeordneten nur verwundet; Maurevert, welcher den Admiral verwundete, war als Page bey den Guisen aufgewachsen; als im Jahre 1569 auf Coligny's Kopf ein Preis gesetzt wurde, so erbot er sich zur Vollziehung, und erhielt sogar Geld vorausbezahlt. Acht Tage endlich vor dem Bartholomäusfeste, verbarg er sich in Villemurs Hause, des ehemaligen Lehrers der Guisen, und that einen Flintenschuß gegen ihn, welcher ihm einen Finger zerschmetterte. Ohne bestürzt zu werden, trat Coligny an das Fenster, und als er sahe, daß der Schuß von Villemurs Hause herkam, sagte er: „das ist die Frucht meiner Versöhnung mit dem Herzoge von Guise.“ —

Aber am Abende vor dem großen Tage der Ausführung des Vorhabens, bestellt er den Hand-

Junge-

lungsrichter zu sich und giebt ihm Auftrag, seine Anhänger sich wafnen zu lassen; empfiehlt ihm auch, daß sie alle ein weisses Kreuz am Hute und eine rosenfarbige Schärpe am linken Arme tragen sollen, damit man einander in der Nacht erkennen, und hauptsächlich sich bereit halten könne, mit dem Morden den Anfang zu machen, sobald sie ein Zeichen mit der Glocke in der heiligen Kapelle würden geben hören. Da er im Louvre die Befehlhaberschaft hatte, — der schwache Heinrich der Dritte gab ihm in der Folge die Befehlhaberschaft über Frankreichs ganze Gendarmerie, das heißt, Amt und Würde, wenn gleich nicht Namen und Titel eines Connetable, — so ließ er die Anführer der Schweizer aus den fünf katholischen Kantons, nebst einigen Obersten der französischen Truppen dahin kommen; er macht ihnen den geheimen Willen des Königs bekannt; spricht mit ihnen von dem vorzunehmenden Blutbade, als wie von einer ruhmvollen Handlung; nennt ihnen das verabredete Zeichen, vertheilt die Truppen in die verschiedenen Quartiere der Stadt, und hauptsächlich in der Nähe des Louvre; er läßt sie dieses umzingeln, damit niemand von dem Gefolge des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé entkommen könne; eben so umringt er das Haus des Admirals; und da alles auf diese Weise veranstaltet war, so kehrt er zum Könige zurück, um hier die Stunde abzuwarten, welche für so viele Unglückliche die letzte ihres Lebens seyn soll. Hier war er mit Medicis, Birague, Nevers und Gondi

eingeschlossen; und diese fünf Ausländer bringen es endlich durch ihren Ungestüm dahin, daß sie dem unglücklichen Fürsten die Einwilligung abdringen; das Zeichen läßt sich hören. Guise, als Anführer der Meuchelmörder, vertheilt diese auf die Strassen und geht grade auf die Wohnung des Admirals zu, welcher das erste Schlachtopfer seyn sollte. Besme, der vertraute Schalksknecht seines Hauses, geht hinauf und ersticht diesen großen Mann. Guise erwartet mit großer Ungeduld im Hofe, und von Zeit zu Zeit rufet er den Mördern zu: „Meine Freunde, seyd ihr fertig?“ — endlich stellt er sich, als wenn er sich von dem Tode des Admirals nicht überzeugen könne und befiehlt, daß man den Körper zum Fenster hinabwerfe. Jetzt wischte er mit seinem Schnupftuche das Blut ab, welches ihn bedeckte, und als er Coligny erkannte, vergaß er sich so weit, daß er ihm mit dem Fuße einen Tritt in das Gesicht gab und dabey sagte: „Du Otterngezücht, nun sollst du dein Gift nicht mehr auslassen.“ — Hierauf wendete er sich zu den Mördern und rief: „Kameraden, der Anfang war gut; lasset uns nun zu den andern gehen; der König befiehlt es.“ —

Nicht zufrieden mit den Verbrechen, welche die Nacht in ihre Schatten gehüllet hatte, verfolgte Guise am folgenden Tage die Protestanten ausserhalb den Thoren von Paris, einen halben Tag lang, und schoß auf sie, wie auf wilde Thiere, eben so wie man uns jene wütenden Spanier schildert, welche auf den wüsten Ebenen Amerika's auf die Menschenjagd gingen.

Dies war Guisens erste Heldenthat, in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren; dies war die Erkenntlichkeit dieses Ausländers gegen die Franzosen, welche ihn aufgenommen hatten; dies endlich war der also gerühmte Mann, von dem man sagte: „das Volk ging hin, ihn zu sehen, und kehrte glücklich zurück.“ — Wahr ist es, daß er selbst damals, da Rache und Ehrgeiz seine Hand bewaffnete, die Kunst verstand, aus seiner Bescheidenheit und Menschenliebe sich ein Verdienst zu machen. An demselben Tage ließ er die Thore seines Pallastes für diejenigen Protestanten öfnen, welche in demselben Sicherheit suchen würden; und dadurch, sagt Mezerai, rettete er mehr als hundert Huguenotten, welche er für seine Parthey gewinnen zu können glaubte.

Mit gleichem Kunstgriffe wußte er das Gehäßige von dieser ganzen Begebenheit blos auf Karl den Neunten zurücke zu werfen. Er selber schien blos von einem reinen Eifer gegen die Ketzer belebt zu seyn. Heinrich der Vierte, damals König von Navarra, sahe mit Seufzen das Unglück voraus, in welches Guisens Ehrsucht ganz Frankreich stürzen würde; seine zärtliche Liebe für das Volk und sein Verlangen, das Blut so vieler Unglücklichen zu schonen, gab ihm einen Plan an die Hand, der ganz dem Biedersinne und der Vaterlandsliebe eines Bayard, eines Gaston, und aller unsrer tapfern Ritter würdig war. Er thut Guisen den Vorschlag, ihre wichtige Streitsache in einem Zweykampfe zu

entscheiden, und überläßt ihm die Wahl der Waffen, und den Ort der Zusammenkunft. Der gewandte Lothringer antwortete klüglich, — er habe nichts mit dem Könige von Navarra abzumachen, für dessen Tapferkeit er alle Hochachtung habe; ihm liege blos die Vertheidigung der Religion am Herzen.

So ging er mit starken Schritten seinem Ziele entgegen. In seiner öffentlichen Darlegung weiß er seinen ehrsüchtigen Entwürfen die schönsten Namen unterzulegen; aber mit dem Schreiben war die Sache nicht gethan; gehandelt mußte werden. Ehe er die Fahne der Empörung aufsteckte, ist er noch einige Zeit unentschlossen, wie Cäsar, als er im Begriffe stand, über den Rubicon zu setzen; aber bald ist sein Entschluß gefaßt; er erklärt sich öffentlich als Rebell. — „Hat man erst einmal den Degen gegen seinen König gezogen, — rief dieser Ehrsüchtige, — so muß man die Scheide in den Fluß werfen.“ — Schon seit langer Zeit hegte er solche große Absichten. Als er einmal auf einer Gallerie spazierte, wo Du Guesclin vorgestellt war, wie er Peter den Grausamen, König von Kastilien, vom Throne stürzte, so sagte er zu Carcado du Molac: „ich betrachte den Du Guesclin immer mit neuem Vergnügen; er hat den Ruhm, einen Tirannen vom Throne gestossen zu haben.“ — „Aber dieser Tirann war nicht sein König,“ — antwortete der treue Molac.

Schändlich nahm der König vor Guise die Flucht. Das betrogene Volk wird ganz in Guise vernarrt; man erhebt ihn über alle Helden der ver-

gangenen Zeit, der gegenwärtigen und der zukünftigen. Wahr ist es, daß er manche Vortheile über die Protestanten davon getragen hatte; aber wie sehr wurden nicht diese Vortheile übertrieben? Mit welcher treulosen Geschicklichkeit wußten die Liguisten seine Verdienste zu erheben, um seinen Mitbewerber zu erniedrigen? „Tausend schlug Saul, sagten sie, zehntausend hat David geschlagen!“ — Der Pabst schickte ihm einen Degen, in welchen Flammen eingegraben waren, als wenn er der Beschützer der Kirche wäre. Er verglich ihn mit den Makkabäern; man rief Hosanna vor ihm aus; sein triumphirender Einzug wurde mit dem Einzuge des Menschenerlösers verglichen; Guise war ganz berauscht vom Stolze und Weihrauch; das Volk verließ die Häuser, um sich ihm in den Weg zu stellen: man rief auf den Gassen: „es lebe Heinrich, es lebe Guise! es lebe der Pfeiler der Kirche!“ — oder auch: „Es lebe Guise! es lebe der Beschützer der Kirche, der katholischen Religion und der Retter von Paris!“ — Das Frauenzimmer, welches von Natur für kriegerische Verdienste leicht eingenommen wird, zumal wenn dieselben durch äussere Anmuth erhöhet werden, konnte sich nicht satt an ihm sehen. Die Andächtler trugen sein Bild an ihrem Herzen, oder in ihren Gebetbüchern; eine derselben rief, indem sie ihn sahe: „Guter Prinz, wenn du da bist, dann ist uns geholfen!“ — — „Wie? — sagte eine junge Person — ich sollte nicht sterben wollen, wenn ich dich als König gesehen habe?“ —

So weit ging der Wahnsinn der Ligulsten, und Guise empfing diese Ehrenbezeigungen mit einer scheinbaren Bescheidenheit, welche seinen Triumph noch mehr erhöhte. Alles gelung ihm; schon standen zwey Drittheile des Königreichs unter seiner Verfügung; schon hatte ihn der Pabst durch eine ausdrückliche Bulle mit Frankreich für den Erledigungsfall belehnt; so wie vor Zeiten Pabst Zacharias den Pipin belehnt hatte. Pabst Gregor der Dreyzehnte hatte Guise den Titel eines Generalstatthalters des Königreichs gegeben. Er hatte nur noch eine einzige Stufe übrig, ehe er sich auf den Thron setzen konnte. Aber auch noch bey dieser letzten Stufe fand Guise gleichwohl Bedenken; dies kommt daher, sagt Montagne, weil diejenigen, welche nach der Krone streben, alle Zwischensprossen bis zum Fußtritte am Throne, klein und gemächlich finden; aber die letzte kann wegen ihrer Höhe nicht sogleich erstiegen werden.

Guise hatte in die Provinzen Abgeordnete geschickt, um zu der Ständeversammlung lauter ihm ergebene Deputirte wählen zu lassen, so daß er Herr von allen Berathschlagungen würde. Von diesen versammelten Ständen des Reichs nun wurde öffentlich bekannt gemacht, daß sie gewonnen wären, und ihm die Krone antragen, Heinrich hingegen in ein Kloster verwiesen würden. Aber jetzt folgte Valois mehr der Stimme der Rache, als dem Rathe des biedern Aumont, und andere auf seinen Ruhm eifersüchtigen Franzosen, und rächte sich an Guise, wie dieser sich an Coligny gerächt hat-

te; er ließ ihn zu Blois in eben dem Schlosse ermorden, in welchem man das Bartholomäusbluts bad beschlossen gehabt hatte; und als wenn der Himmel seine Rache recht geflissentlich hätte rechtfertigen wollen, er wurde eben so unwürdig behandelt, als er selber den Admiral Coligny behandelt hatte.

So starb Heinrich von Guise in einem Alter von sechs und dreyßig Jahren. Es läßt sich nicht angeben, wie weit er seine Laufbahn fortgesetzt haben würde, wenn er nicht in der Mitte derselben aufgehalten worden wäre. Umsonst ließ man seine Asche gegen den Wind hinstreuen, um ihr die Anbetung der Liguisten zu entziehen; sie verfertigten ein Bild, welches sie mit seinem eigenen Anzuge bekleideten, und dem man die vollkommenste Aehnlichkeit zu geben wußte; man vergaß nicht einmal, die Dolchstiche zu bezeichnen, welche ihm das Leben genommen hatten. Alle Tage trug man dieses blutige Bild an die Schwellen der Altäre. Cäsars, im Kapitolium zur Schau ausgehängte Kleid, konnte keinen solchen Eindruck auf die Römer gemacht haben, wie der Anblick von Guisens Bildnisse auf die Liguisten. Alle Prediger ermunterten, als eben so viele Antonius, das Volk von der Rednerbühne zur Rache; sie riefen so laut, sie wiederholten es so ofte, — „wir brauchen einen Rächer," — daß sie endlich einen fanden. Valois wurde geopfert; und der Schatten des großen Herzogs von Guise, welchen man nur den heiligen Märtirer nannte, focht noch fast zehn Jahre lang für die Ligue.

5. Herzog von Mayenne.

Karl von Lothringen, Herzog von Mayenne, würde niemals eine Rolle gespielt haben, wenn nicht sein Vater, sein Onkle und sein Bruder ihm die Bahn eröfnet und geebnet hätten. Das Verlangen, die Guisen zu rächen, und der Haß der Liguisten gegen Heinrich den Dritten, halfen ihm sein ganzes Glück machen. Bey Lebzeiten dieses Fürsten riefen sie ihn zum Generalstatthalter des Reichs und der Krone von Frankreich aus; und wäre er ein großer Mann gewesen, er hätte gewiß die Gestalt des Königreichs verändert; aber als ein mittelmäßiger Krieger und zaghafter Staatsmann wußte er die Volksgunst nicht zu benutzen; er hatte vom Ehrgeize blos die Unruhe, aber niemals den Geist.

Anstatt bey Heinrichs Tode die letzte Stufe zum Throne zu ersteigen, machte er sich das Vergnügen, und läßt seinen Schattenkönig, Karl den Neunten, krönen; hernach bietet er die Krone dem Könige von Spanien, unter der Bedingung, daß er Vicekönig seyn solle. Er verlangt sie für seinen ältesten Sohn, den er an die Infantin verheyrathete; er will sie dem Erzherzoge Ernst verkaufen; er läßt sie den Herzogen von Lothringen und von Savoyen antragen; er erwartet das höchste Gebot. — Endlich fasset er den Entschluß, sie weder an den König von Spanien, noch an dessen Tochter, noch an Ernst, noch an die Guisen, noch an die Bourbons, noch an die Lothringer, noch an die Valois, wenn deren noch welche übrig wären,

abzutreten; aber die Zeit war vorüber. Sein Schicksal war es, überall von Heinrich dem Vierten besiegt zu werden, vor diesem Helden zu fliehen, seine Triumphe verherrlichen zu helfen, von dem spanischen Stolze gedemüthiget zu werden, und endlich auf den Knieen seine Verzeihung zu erbitten. Selbst gegen alle Klugheit nahm er nur allzuspät zu Heinrichs Gnade seine Zuflucht; und mit Grunde hat man ihm den Vorwurf gemacht, daß er weder Krieg noch Frieden zu schliessen gewußt habe.

Einige Geschichtschreiber haben ihn wegen seiner sanften Sitten und wegen seiner Mäßigung gerühmt. Aber er hatte eine geheime Unterredung mit dem Mönche Clement am Tage vor seiner Abreise nach Saint Cloud; nach Vollziehung des Verbrechens äußerte Mayenne seine Freude über diese Nachricht durch Freudenfeuer, welche er auf allen Strassen der Hauptstadt anzünden läßt; in seinem Manifeste bezeichnet er mit dem Namen eines Zeichens vom Himmel, den Königsmord, welchen der schwärmerische Jakobiner begangen hatte. War dies auch Mäßigung? —

Er hatte Caumonts elfjährige Tochter den Armen ihres Vormunds entrissen; er war an der Spitze jener Meuchelmörder, welche Saint-Megrin mit fünf und dreyßig tödlichen Stichen verwundeten; er tödtete mit eigener Hand Birague de Sacremore, welchen er seinen Freund nannte; er ließ, am Fuße des Altars, den Marquis von Maignelai erstechen, auf den bloßen Verdacht hin, daß er seine Parthey verlassen wollte. Oh! der

sanften Sitten! und wenn dieser einer der beschei-densten Helden der Ligue ist, so kennt man an Ei-nem die übrigen.

Mayenne starb im Jahre 1611. Man erzählt, er sey gegen das Ende seines Lebens häufig mit schwarzer Galle geplagt gewesen, welche in sei-nem Kopfe Tauergedanken, Erscheinungen, Gespen-ster hervor gebracht habe. Also Tugend ist kein leerer Name; also Frankreich und die Menschheit wurde durch seine Gewissensbisse gerächet.

Man wird sich erinnern, mit welcher Gelin-digkeit Mayenne von Heinrich dem Vierten war behandelt worden; der erstre war stark von Leibe und schwer; als er einmal den König besuchte, macht Heinrich mit ihm einen langen Spatziergang, bey welchem er sehr geschwinde gehet; und nachdem er ihn ziemlich ermüdet hat, sagt er zu ihm: „Vetter, weiter will ich keine Rache von Euch nehmen, und Euch in meinem Leben kein Böses meiter thun!“ — und Heinrich hielt Wort.

6. Der junge Herzog von Guise.

Karl von Lothringen, Herzog von Guise, war ein Sohn von jenem mit der Schramme. Die Art von Abgötterey, welche die Liguisten mit dem Schatten seines Vaters trieben, war Ursache, daß sie ihm vor seinem Onkle, Mayenne, den Vorzug gaben. Man sollte ihm die Infantin, Philips des Zweyten, Tochter, zur Gemahlin geben; und der junge Guise, der nun in seiner Person alle vorgeblichen Rechte der Lothringer zugleich mit Spa-

niens Ansprüchen vereiniget hatte, sollte in der Ständeversammlung im Jahre 1593 als König gekrönt werden. Die Uneinigkeit, welche sich bey seinen Anhängern hervorthat, — die Bemühungen und Schriften der besser denkenden Franzosen, — die Standhaftigkeit des Pariser Parlaments, und hauptsächlich die Siege Heinrichs des Vierten, waren die Veranlassung, daß die Sache anders entschieden wurde; und der König der Ligue war, so gut wie die andern, genöthiget, zu Heinrichs Gnade seine Zuflucht zu nehmen.

Man findet unter allen diesen Prinzen eine gewisse Familien-Aehnlichkeit. Der junge Guise führte den Vorderzug bey dem spanischen Heere des Prinzen von Parma gegen Heinrich den Vierten; er wurde von diesem Monarchen zum Weichen gebracht; seine grüne Standarte wurde erbeutet, und er selber verdankte seine Rettung blos der Schnelligkeit seines Rosses, so wie Mayenne zu Ivri. — Einige Tage nach dem Treffen bey Aumale wiederfuhr ihm ein ähnliches Schicksal; er, so wie sein Onkle, war einmal dazu bestimmt, vor unserm Heinrich dem Vierten zu fliehen. Bald hernach befleckte er seine Hände durch die Ermordung des Saint-Pol, welcher sein Geschöpf war, und dieser Mord erinnerte an den ähnlichen, welchen Mayenne an Birague und Maignelay verübt hatte. Ihre Anhänger selber öfneten jetzt die Augen, und die Franzosen entrüsteten sich bey den Ausschweifungen, welchen diese Ausländer sich überliessen, und zwar immer mit Berufung auf die Religion.

Heinrich verzieh ihm; dieser gute König konnte den Thränen eines Weibes nicht widerstehen. Mutter und Tochter baten ihn dringend um Begnadigung, die eine für ihren Sohn, die andre für ihren Bruder; er ließ sich erweichen; der Herzog warf sich auf seine Knie, mit allen Aeusserungen einer aufrichtigen Freude, und einer wahren Reue. Heinrich umarmt ihn zu dreyen malen, und sagt mit der größten Güte zu ihm: „Vetter, ihr seyd kein großer Redner, so wenig als ich; ich weiß, was ihr mir sagen wollet; ein einziges Wort ist hinreichend; wir alle sind Fehlern und jugendlichen Uebereilungen unterworfen; ich vergesse alles; aber thut dergleichen nicht wieder; nehmt mich für das, was ich bin; ich will euch statt Vaters seyn, und keinen an diesem Hofe werde ich mit günstigeren Augen ansehen, als Euch.“ —

Welch ein Mensch! und welch ein König!

Heinrich der Vierte gab ihm die Befehlhaberschaft über Provence; der Kanzler von Chiverni, welcher mit gutem Grunde vor allem, was Guise hieß, in Furcht war, hatte Muth genug, um sich in vollem Rathe dagegen zu setzen. — „Eure Gründe, sagte Heinrich zu ihm, muß ich gelten lassen; aber ich habe mein Wort gegeben, und werde es halten.“ — Der Kanzler verlangte einen Beglaubigungsschein zur Bestätigung seines Widerstandes; und er schrieb selber auf den Bestallungsbrief des Herzogs, daß seine Majestät diesem wider seine Meynung die Befehlhaberstelle verwilliget habe. Heinrich folgte blos dem Triebe seines Her-

zens; der Herzog selber leistete ihm in der Folge nützliche Dienste — denn er half zur Wiedereinnahme von Versailles, demüthigte Epernon's Hochmuth, vertrieb die Spanier; und eben bey Gelegenheit eines über diese erhaltenen Vortheils, sagte ihm Heinrich, indem er ihm umarmte, jene schönen Worte: „Wer alte Muster von Tapferkeit vor sich findet, der muß sie nachahmen und für die Nachkommen erneuern;“ — aber dessen ohngeachtet that Chiverni seine Pflicht. Die Beyspiele der vorherigen Regierungen, da man so unvorsichtig fast ganz Frankreich Ausländern Preis gab, rechtfertigten nur allzusehr sein Benehmen und seine Besorgniß.

„Man hatte, sagt Bayle, eine traurige Erfahrung von dem Namen Guise gemacht, selbst nachdem die Ligue zu bestehen aufgehört hatte. Dieses Haus war gewissermaßen ein Staat im Staate, und es war zu befürchten, daß die Thorheit und der falsche Eifer des Volks jedesmal sich seinen Abgott aus demselben nehmen würde, so ofte ein Krieg wegen der Religion entstehen sollte; auch hatte, setzte er hinzu, der Herzog von Guise einige Aemter zu Land und zur See; aber durch eine weise Staatsklugheit des Kardinals Richelieu, die man nicht genug loben kann, verhinderte man ihn, seinen Flug noch höher zu nehmen; man nöthigte ihn sogar, Frankreich zu verlassen.“ —

Er begab sich nach Florenz, und starb in der Nähe von Sienna, im Jahre 1640.

Uebrigens war der junge Guise, nicht minder als sein Vater, gegen das Volk herablassend,

der die Gewohnheit hatte, sogar die Pariser Höckerinnen und Fischweiber zu grüßen. Als er nach dem Tode Heinrichs des Vierten, auch die allergeringsten grüßte, so sagte ein gemeines Weib ganz laut zu ihm: „Bey meiner Treu, du hast gut grüßen; wir können mit deinen Begrüssungen nichts anfangen; so wenig als mit den Begrüßungen deines Vaters; wir mußten darum doch tolle Kühe und Pferdefleisch fressen, (den grösten Mangel leiden); das werden wir ein andermal bleiben lassen.“—

7. Von den Lothringschen Prinzen, mit dem Zunamen von Aumale.

Drey Guisen führten diesen Zunamen Aumale, welche man nicht mit einander verwechseln muß; nämlich:

1) Claud von Lothringen, erster Herzog von Aumale, zweyter Bruder von Franz, Herzog von Guise, eben derjenige, welcher durch die Verbindung mit Diane von Poitiers, Heinrichs des Zweyten Geliebten, seiner Familie eine Stütze verschafte. Er heyrathete die Tochter dieses weiblichen Günstlings, und auf ihre Bitte machte ihm der König ein Geschenk mit allen unbebauten Ländereyen des Königreichs; eine Freygebigkeit, welche den Neid rege machte. Er wurde Herzog und Pair und Generalstatthalter, im Namen des Königs in Bourgogne; er war der Anführer eines Kriegsheers, im ersten bürgerlichen Kriege, und machte sich in der Normandie durch seine Grausamkeiten fürchterlich; von ihm erhielt hauptsächlich Maurevert den Auf-

trag zu Coligny's Ermordung. Am Bartholomäustage spielte er bey jenem blutigen Trauerspiele eine der Hauptrollen; er war mit seinem Neffen, dem Herzoge von Guise, in des Admirals Wohnung, unterdessen daß man diesen großen Mann ermordete; und am folgenden Tage verfolgte er mit ihm den erschrockenen Rest der Protestanten auf dem Felde; und ebenfalls er schickte an dem nämlichen Tage einen Edelmann ausdrücklich an den Kardinal von Lothringen, seinen Bruder, welcher zu Rom war, um ihm diese glückliche Zeitung zu überbringen. Aber eben so, wie die übrigen Mörder, genoß auch er seinen Triumph nicht lange; er wurde im folgenden Jahre bey der Belagerung von Rochelle getödet; und über seinen Tod wurde eine allgemeine Freude geäußert.

2) Karl von Lothringen, ebenfalls Herzog von Aumale, Neffe des vorigen. Er war Herzog und Pair, Oberjägermeister von Frankreich, Befehlhaber in der Picardie, Hauptmann über hundert Mann Feldsoldaten; und Heinrich der Dritte hatte ihn zum Ritter des heiligen Geistesorden, bey der ersten Beförderung gemacht. Eben dieser Aumale war es, der, um das Volk zu überreden, daß das Lothringsche Haus von Karl dem Großen abstamme, Titel und ein falsches Geschlechtsregister verfertigen ließ, und einen Rosieres, Priester, Archidiakon, und Lothringer, ganz bereit fand, ihm seine Feder und seine Lügen zu verkaufen, und der in der Folge mit einer gerichtlichen Abbitte noch davon kam.

Doch unter dem Vorwande einer Wallfahrt nach Loretto ging Aumale nach Rom, um den Pabst gegen die Bourbons aufzubringen; er wendete alle Arten von Kunstgriffen an, um ihre Achtserklärung und den Bann über ihre Häupter zu bewirken, und endlich auch Sixt dem Fünften jene berüchtigte Bulle gegen Heinrich den Vierten und den Prinzen von Conde' abzudringen.

Picardie, wo er Befehlhaber war, wurde die Wiege der Ligue; durch überhäufte Ränke wußte er die Einwohner, welche von Natur leicht Feuer fangen, zur Empörung zu regen, und machte aus ihnen die eifrigsten Anhänger der Ligue; unterdessen daß sein Bruder, mit der Schramme, Befehlhaber von Champagne und Brie, ein gleiches in diesen Provinzen that, welche er nöthigte, sich für die Ligue zu erklären. Karl spielte in seiner Provinz den kleinen König; und unter dem Vorwande des allgemeinen Besten verübte er tausend Räubereyen. Herr von Thou beschuldiget ihn, Fouquerelles, eine Hauptperson von der Gegenpartey, ermordet zu haben. Gleich nach dem Tode seiner Brüder, der Guisen, wurde er von den Sechszehnern, im Jahre 1589, während der ersten Belagerung, zum Befehlhaber von Paris gemacht, und mitten bey der allgemeinen Verwüstung handelte er mit empörender Grausamkeit; hängen, oder in Gefängnisse ließ er die Unglücklichen werfen, welche mit zu lauter Stimme Brod verlangten, unterdessen daß Heinrich der Vierte über die Mauern her-

herüber, an der Spitze von Piken, ihnen Brod reichte, er ließ die Liguisten schwören, daß sie dem Valois nicht länger gehorchen wollten; er ließ öffentliche Schmähschriften gegen ihn anschlagen; sein Wappen zerreissen; die Abbildungen von ihm auslöschen; und endlich verbot er, Gott für ihn zu bitten; sein Trabant, Bussi, war es, der entweder auf seine, oder auf Anstellung des Herzogs von Guise, Gouverneurs der Bastille, das Parlament gefangen dahin führte.

In dem Treffen bey Senlis, im Jahre 1591, wurde er von dem tapfern La Noue, Huguenot und Franzos, gänzlich geschlagen und zur Flucht genöthiget. Eben so muste er vor Biron fliehen; und so sehr die Pariser damals Liguisten waren, so überhäuften sie ihn dennoch mit Stichelreden und Spottgedichten, in welchen sie seine Fähigkeit zum Laufen, und seine Geschicklichkeit im Gebrauche geflügelter Sporne, erhoben. Die Herzogin von Montpensier, ebenfalls eine Lothringerin, und seine sehr nahe Anverwandte, beklagte sich in ihren Briefen an Mayenne über Aumale's Feigheit; diese Briefe werden vom Könige aufgefangen; statt aller Rache schickt sie der König an Aumale.

Zum Andenken dieser großen Heldenthaten gaben ihm die Pariser zum Spotte den Titel eines Connetable der Ligue; man hatte noch Muth genug, mitten unter diesen schaudervollen Auftritten zu scherzen.

Vergebens ließ der siegreiche Heinrich der Vierte sich so weit herab, daß er zu ihm schickte, und ihn bat, zu seiner Pflicht zurücke zu kehren; er war nicht im Stande seinen Starrsinn zu besiegen. Gleichgültig gegen seine Anerbietungen und gegen seine Gelindigkeit, wollte der strafwürdige Aumale sich lieber nach Flandern zu den Spaniern begeben; und unterdessen daß die wüthendsten Liguisten ihrem guten Könige zu Füßen fielen, führte er den Feind nach Frankreich zurücke, an der Spitze eines Kriegsheers. Dieses gehäßige Benehmen erregte den ganzen Unwillen des Parlaments, welches ihn durch einen feyerlichen Schluß, vom sechsten Julius 1595, für einen Verräther des Vaterlandes, und für einen Majestätsverbrecher erklärte, und diesem gemäß ihn verurtheilte, geviertheilt zu werden; eine Strafe, welche an seinem, mit spanischer Tracht bekleideten, Bildnisse, vollzogen wurde.

Unter dem Drucke dieses verdienten Urtheils schleppte er noch lange Zeit sein Leben hin, und litt die Schande eines Verbannten; verachtet von den Spaniern, an welche er sich verkauft hatte; verlassen von den Liguisten; verhaßt in den Augen aller guten Bürger; verachtet sogar von seiner eigenen Familie; und was die härteste Strafe für ihn war, er mußte die Triumphe und den Ruhm Heinrichs des Vierten mit ansehen, der Europens Schiedsrichter, das Muster der Könige, und der Beschützer der Prinzen seines Hauses geworden war, welche sich ihm unterworfen hatten.

3. Claud von Lothringen, mit dem Zunamen Ritter von Aumale, weil er Maltheser Ritter war. Er war kommandirender Oberster des Fußvolks der Ligue; man nannte ihn den kriechenden Löwen der Ligue, weil er eine der stärksten Stützen derselben wor, oder nach andern, wegen der Wildheit seines Charakters; ein Mensch, der ganz in Schulden und Ausschweifungen versenkt war. Die Denkschriften jener Zeiten sind voll von anstößigen Erzählungen seiner Ausschweifungen und seiner Räubereyen. Tausend Abscheulichkeiten wurden zu Tours im Jahre 1589 begangen; der Ritter von Aumale war der Held fast von allen diesen herrlichen Thaten. Seine Leute finden zwey Kelche, den einen von Zinn, den andern von Silber; den von Zinn lassen sie, weil er, wie sie sagten, der Ligue gehöre; den silbernen nehmen sie, weil er den Ketzern und dem Könige gehöre, und erklären ihn für eine rechtmäßige Beute; der Ritter von Aumale erhielt selber von der Beute, zu seinem Antheile ein zwölfjähriges Mädchen von Tours, welches er auf einem Kornboden, den Dolch an der Kehle, nothzüchtigte. —

Dies waren also die vorgeblichen Helden der Religion! Wir enthalten uns, das widrige Gemählde seiner übrigen Ausschweifungen, die man nicht ohne Schaudern anhören kann, unsern Lesern vor Augen zu stellen. Man sagte von ihm, im Gegensatze mit Titus, er habe nicht einen einzigen Tag verbracht, ohne etwas Böses gethan zu haben. Bey den nächtlichen Umgängen der Ligue nahmen

selbst die von seiner Parthey Anstoß, als sie sahen, wie er auf die Damen mit überzuckerten Aniskörnern aus einem Blaserohre schoß; und kaum konnten sie ihren Unwillen zurücke halten, als sie ihn in einer Kirche über einem sehr vertraulichen Umgange mit der heiligen Beuve, einer von den Frömmlerinnen der Ligue, überraschten.

Während der Belagerung von Paris schränkten sich seine Heldenthaten auf die Bezwingung der Abtey des heiligen Antons ein, wo er die geweiheten Gefässe und den Kirchenschmuck plünderte, welchen Heinrich der Vierte und die Huguenotten geschont hatten. Er plünderte Nonnen, Kelche, Chorröcke und Reliquien; und dies alles, sagt Herr Le Grain, aus heiligem und katholischem Eifer.

Einige Zeit später wollte er Saint-Denis überfallen, wo der tapfere de Vic Befehlhaber war. Alle Prediger, alle Frömmlerinnen der Ligue thaten Gelübde wegen des glücklichen Erfolgs einer so heiligen Unternehmung; sie verbrachten die Nacht im Gebete in der Kirche der heiligen Genovefa. Am folgenden Morgen brachte man die Nachricht, das Vorhaben sey vereitelt, und der Ritter sen getödet worden. „Dadurch, sagt ein Zeitgenosse, bewies sich die heilige Genovefa als eine gute Franzosin.“ — Aumale war von seinen Wunden so entstellt, daß man ihn nur an den Zügen erkennen konnte, welche ihm eine Buhlerin, mit Namen La Raverie, auf den Arm gedrückt hatte.

Der Ritter hatte die Einkünfte der reichen Abtey Bec genossen; Heinrich der Vierte gab

sie sogleich seinem Sieger, und sagte im Scherze zu de Vic: „Mein Freund, ihr habt den Vogel getödet, ihr müßt auch den Schnabel haben.“ — (Bec heißt im französischen ein Schnabel).

8. Herzog von Mercoeur.

Philip Emmanuel von Lothringen, Herzog von Mercoeur, war von einem andern Zweige, als die Guisen, und der älteste von sechs Brüdern, welche sich in Frankreich niederliessen, in Begleitung ihrer Schwester, der Gemahlin Heinrichs des Dritten. Undankbarer, sagt Saint Foix, ist wohl nie ein Mensch gewesen. Heinrich empfing und behandelte ihn, wie seinen Bruder; er machte ihn zum Ritter seines Ordens, bey der ersten Beförderung, in einem Alter von ein und zwanzig Jahren. Als er drey und zwanzig Jahr alt war, gab ihm Heinrich, auf Bitte der Königin, aber wider das Gutachten seines Rathes und wider alle Regeln einer gesunden Staatsklugheit, die Befehlhaberschaft von Bretagne, welche er dem Herzoge von Montpensier, einem Prinzen von Geblüte, abnahm, um diesen ehrsüchtigen Ausländer damit zu bekleiden; er stiftete für ihn zwey neue herzogliche Pairien. Er verhalf ihn zu einer glänzenden Verbindung, durch welche er der reichste Privatmann im Königreiche wurde.

Der unkluge und nachgiebige Heinrich der Dritte glaubte sich dieses ganze Haus durch seine überhäufte Wohlthaten zu verbinden; aber er hatte weiter nichts gethan, als Undankbare gegen

sich gewafnet. Mercoeur erhob zuerst die Fahne der Empörung gegen seinen König und gegen seinen Wohlthäter, und war der letzte, der sie niederlegte. Als Herr von zwey Drittheilen der Provinz faßte er unter dem Vorwande, die geträumten Rechte seiner Gemahlin wieder in Anregung zu bringen, den Entschluß, sich daselbst unabhängig zu machen, und sich zum Erzherzoge von Bretagne erklären zu lassen. Voll von diesen Gedanken bekam er jetzt und die übrigen Prinzen seines Hauses ein getheiltes Interesse; er unterhielt sogar wenige Verbindung mit den Anführern der Ligue; oder vielmehr, er stiftete eine besondere, von welcher er der Anführer wurde. Er war vielmehr der Mitbewerber, als der Anhänger von Mayenne; spielte schon jetzt den unbeschränkten Gebieter, und schloß in seinem eigenen und besonderen Namen, einen Vergleich mit den Spaniern; rufte ihre Truppen zu seiner Hülfe herbey, und überlieferte ihnen die Hafen der Provinz. Seine Abgesandte hatten ihren Rang bey den Ständeversammlungen der Ligue; aber doch eigentlich nur, um im Namen ihres Herrn um die Krone anzuhalten.

Sein Stolz fand jedoch in der Vaterlandsliebe einiger Franzosen immer einigen Widerspruch, und seine Treulosigkeit hatte mit mancherley Hindernissen zu kämpfen. Herr von Poigny, aus dem Hause Angennes, war Heinrich dem Dritten treu geblieben. Er war ein Mann von vielem Geiste, welcher die Künste liebte, und sich mit den Wissenschaften beschäftigte. Er hatte eine

Sammlung von seltenen Büchern und merkwürdigen Gemählden zusammen gebracht; Mercoeur ließ als Christ, wie er sagte, dieselbe verbrennen. Poigny ließ eine kleine Schrift drucken, unter dem Titel: Uebungen eines Christen, vom Herrn von Mercoeur; man fand in derselben seine Undankbarkeit gegen Heinrich den Dritten, seinen König, seinen Wohlthäter, seinen Schwager; die Ermordung des Grafen von Fontaine und einiger andern; die Einnahme von Blavet in Bretagne, u. a. m.

Von dieser Einnahme von Blavet erzählt Saint Foix, nach dem gleichzeitigen Geschichtschreiber, Mathieu, folgendes: „Der Herzog von Mercoeur belagerte Blavet zu Wasser und Land; er fand hier einen heftigen Widerstand; selbst die Weiber legten, um freyer fechten zu können, ihre Kinder, die sie noch an der Brust stillten, zu ihren Füssen. Endlich wird die Stadt mit Gewalt eingenommen, und alles was sich in derselben fand, wurde niedergehauen. Dreyssig bis vierzig junge Mädchen stürzten sich in ein Schiff, und überliessen sich dem Meere und den Winden lieber, als den Menschen; da sie aber sahen, daß man sie verfolge und fast schon ergriffen habe, so faßten sie den Entschluß, sich zu ersäufen; und mit einmüthiger Uebereinstimmung faßten sie sich bey den Händen und stürzten sich in das Meer. Heinrich der Vierte konnte von diesen unglücklichen Bretagnerinnen aus Blavet nie reden hö-

ren, ohne daß ihm die Thränen in die Augen traten.“ —

Der tapfere Rieux von Sourdeac, aus dem berühmtesten Bretägnischen Hause, nächst den Rohans, wollte sich niemals unter Mercoeur beugen. Man that ihm Anträge von Seiten des Herzogs, in welchen man die Gewalt des Pabstes unmäßig erhob; man bestand auf der Achtserklärung gegen den König von Navarra; man hielt ihm vor, wie abscheulich es sey, einen Ketzer als König zu erkennen. „Der Prinz, — gab der Marquis von Sourdeac ganz kalt zur Antwort, — — der Prinz, welchen Sie schlechthin König von Navarra nennen, ist König von Frankreich und rechtmässiges Oberhaupt aller ächten Franzosen; niemand kann ihm das Recht zur Krone rauben, welches ihm seine Geburt gab. Und gesetzt, ich wäre fähig, die Treue, welche ich ihm schuldig bin, und welche ich ihm zugeschworen habe, zu brechen, so würde ich dies ohne Zweifel doch nicht deswegen thun, um nun einem jüngeren Nachkommen aus dem Hause Lothringen, einem Herrn von Mercoeur, behülflich zu seyn, Herzog von Bretagne zu werden; ich würde dabey an mich selber denken; und mein Ehrgeiz würde, wie ich glaube, minder Erstaunen erregen, als der seinige.“ —

Kurz, setzt der redlich gesinnte Saint Foix, als welchem wir fast diesen ganzen Artikel entlehnt haben, noch hinzu, — kurz, Bretagne war neun Jahre lang der Schauplatz seiner Mord-

thaten, seiner Verrätherey und seines Blutvergiessens; er überschwemmte das Land mit Blute. Nach dem Beyspiele der Guisen, seiner Brüder, hielt er es nicht unter seiner Würde, dem Volke zu opfern; es war das Nebenspiel von ihren Tragödien; er gehörte zu neun unterschiedenen Brüderschaften. Dieser für Religion so eifrige Mann sahe Heinrich den Vierten in den Schooß der Kirche zurücke kehren, und blieb gleichwohl noch fünf Jahre lang in Empörung; er war der letzte von den hundert Köpfen des Ungeheuers der Ligue. Erst im Jahre 1598, als er diesen übers all siegreichen Monarchen sich Bretagne persönlich nähern sahe, erst alsdann verließ ihn sein Stolz gänzlich; er wurde niedrig und kriechend, und durch seine Unterwerfung erhielt er, unter vortheilhaftern Bedingungen, als er verdient hatte, Verzeihung.

Er war genöthiget, diese Provinz zu verlassen, welche er als sein Erbgut anzusehen gewohnt war; und um sich über seinen Fall und über den geringen Grad von Achtung zu trösten, die ihm zu Theile wurde, seitdem Heinrich der Vierte alle jene kleinen Tyrannen gestürzet hatte, so nahm er seinen rastlosen Muth nach Ungarn herüber, wo er in einem Alter von zwey und vierzig Jahren, einen rühmlichen Tod fand, welcher seinem übrigen Leben und der Schande seiner ersten Thaten gewissermassen den Schleier vorzog.

9. Katharine von Lothringen, Herzogin von Montpensier.

Wir müßten ein ganzes Buch schreiben, wenn wir alle die Ausschweifungen erzählen wollten, denen die berüchtigte Herzogin von Montpensier, Schwester der Guisen, sich überließ, um ihre blinde Rache gegen Frankreich und gegen Heinrich den Dritten zu befriedigen.

Der Kardinal von Lothringen, ihr Oncle, war es, der ihre Vermählung mit dem Herzoge von Bourbon = Montpensier betrieb, indem er von ihrem Geiste und von ihren Reizen erwartete, daß sie diesen Prinzen, welcher zuvor ein grosser Feind ihres Hauses war, gewinnen würde.

Es glückte ihr, weit mehr als er hatte hoffen können. Nie war ein Frauenzimmer fruchtbarer an Ränken und geschickter in der Kunst der Verführung. Kein Mensch trug mehr als sie zur Errichtung der Ligue bey jenes erstaunenswürdigen Gebäudes, dessen Grund auf den Altären ruhte, und dessen Spitze den Thronhimmel der Könige berührte. Sie war jederzeit die Seele dieser grossen Maschiene, deren Federn sie nach ihrem Wohlgefallen spielen ließ; und ihr Geist verschaffte ihr eine Thätigkeit, an welcher es Mayenne, ihrem Bruder, oft fehlte. Als eine Furie, welche Heinrich dem Dritten auf den Fuß folgte, äusserte sie gegen diesen einen so starken, so hartnäckigen Haß, den sie endlich zu einer so ausserordentlichen Höhe trieb, daß man endlich, vielleicht nicht ohne Grund, die Ursache dazu in ei-

ner kränkenden Beleidigung suchte, welche ein Frauenzimmer wohl nicht im Stande ist, zu verzeihen:

— — — Manet altâ mente repostum
Iudicium Paridis, spretaeque injuria formae.

Sie war unermüdet, ihn durch die beissendsten Stichelreden und nachtheiligsten Gerüchte zu kränken. Oeffentlich sagte sie es, er sey des Throns unwürdig; sie wollte ihm den Kopf zwischen den Knieen halten, und sie führe schon in ihrem Gürtel die Scheere, welche dem Bruder Heinrich von Valois die dritte Krone verschaffen sollte.

Als aber ihre Brüder das Schicksal betroffen hatte, welches gemeiniglich den Ehrgeizigen erwartet, dann kannte sie keine weitern Grenzen. Ohne die Zeit damit zu verlieren, daß sie, nach Art andrer Frauenzimmer, dieselben beklagte, übernahm sie ihre Rache. Sie geht aus ihrem Palaste mit den Kindern ihres Bruders, hält die an der Hand, führt sie durch die Stadt, bringt ihre Klagen an das Volk; setzt dieses durch Thränen, durch Schreien, durch Mitleiden, durch Zureden, in eine solche Bewegung, daß alle zu den Waffen greifen, voll Wuth aufbrechen, und an der Wohnung und dem Gemählde des Königs tausend Frechheiten begehen, ihm den Gehorsam aufsagen, und ihm im Gegentheile volle Empörung zuschwören, worauf denn auch balde seine Ermordung folgte.

Auf diese Art unterstützte sie den Muth der Liguisten während der ersten Belagerung von Pa-

ris. Als man aber endlich einen Mönch gefunden hatte, welcher die Eindrücke aufzunehmen fähig war, die man ihm geben wollte, und die Absicht, welche man mit ihm hatte, zu erreichen, dann entstanden zwischen diesem Jakobiner, diesem Rächer seiner guten Sache und des Himmels, und zwischen Mayenne häufige geheime Zusammenkünfte. Die Herzogin von Montpensier wollte ihn sehen, diesen jungen Helden; sie ermunterte ihn in diesem heiligen Unternehmen, und überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Liebkosungen. Einige Geschichtschreiber setzen hinzu, — diese Prinzessin habe, blind vor Wuth, vor welcher sie sich nicht zu lassen wußte, Clement in seinem Vorhaben dadurch noch vollends bestärket, daß sie diesem jungen zerschwelgten Mönche das verwilligte, was ihn am meisten fähig war zu verführen. — Aber noch einmal sey es gesagt, ohngeachtet dieser Geschichtschreiber, und ohngeachtet dessen, was der ernsthafte Herr von Thou davon erzählet, können wir unmöglich einer solchen Beschuldigung Glauben beymessen. Und wenn ich das Ansehen des Herrn von Thou in dieser Sache schon nicht konnte gelten lassen, welcher nur nach Volkserzählungen davon redet; so kann ich noch weniger der Meynung eines ganz neuen Schriftstellers beytreten, welcher ohne Beweiß versichert, diese Prinzessin habe sich dem Prior der Jakobiner, Bourgoiny, Preis gegeben, welcher allen möglichen Einfluß auf Jakob Clement hatte, um ihn zu

dem Entschlusse zu bringen, Heinrich den Dritten zu ermorden.

Was aber gar nicht in Zweifel kann gezogen werden, ist der Umstand, daß sie in dem Augenblicke der That ihre Freude nicht zurücke halten konnte; dem ersten Ueberbringer dieser Nachricht fiel sie um den Hals, umarmte ihn und sagte zu ihm: „Ah! mein Freund Sie sind mir willkommen! aber ist es wirklich auch wahr? ist jener schändliche, treulose Tyrann, ist er auch wirklich tod? Gott! wie Sie mir Luft machen! mich kränket nur ein einziger Umstand, dieser nämlich, daß er noch vor seinem Tode gewußt hat, daß ich ihn veranstaltet habe.“

In demselben Augenblicke besteigen sie und die Herzogin von Nemours, ihre Mutter, ihren Wagen, fahren durch die Strassen von Paris, und überall, wo sie das Volk versammelt sehen, rufen sie: „Gute Nachrichten, meine Freunde, gute Nachrichten! der Tyrann ist tod! es lebt kein Heinrich von Valois mehr in Frankreich!“ — Sie gingen hierauf zu den Franciskanern, und die Frau von Nemours bestieg die Stufen des Hochaltars um über den Tod Heinrichs von Valois eine Rede an das Volk zu halten, wodurch sie ganz die Wuth eines Weibes äusserte, das noch an den Todten Rache zu nehmen geneigt ist. Sie liessen überall Freudenfeuer anzünden; man sang das Te Deum in allen Hauptkirchen von Paris; Mayenne und sein ganzer Hof nahmen die grüne Schärpe um, zum Zeichen ihrer Freude; und die Herzogin

von Montpensier ließ an alle Mitverschworne dergleichen austheilen, statt jener schwarzen, welche sie zuvor bey der Trauer über den Tod der Guisen getragen hatte.

Durch solche Mittel wußte sie ihre Wuth einer gelehrigen Menge mitzutheilen; durch die Stimme dieses beredten Weibes ließ das Volk sich ganz umändern. Mit jedem Tage brachte sie eine neue Erfindung zur Geburt, um dasselbe in seinem Irrthume zu unterhalten und zu hindern, daß die unglückliche Binde ihm nicht von den Augen fallen konnte. Sie füllte dieses unbeständige Volk mit Irrthümern und Hoffnungen; falsche Gerüchte verbreitete sie von glücklich gelungenen Unternehmungen der Liguisten, welche nur in ihrer Einbildung wirklich waren. Hatte Mayenne ein Treffen verloren, gleich war seine Frau Schwester mit neuen Soldaten für ihn schwanger, und ersetzte ihm seinen Verlust. Hatte hingegen Heinrich der Vierte einen Sieg erhalten, so that sie alles in der Welt mögliche, um die Nachricht davon geheim zu halten, selbst die Wahrheit davon zu leugnen, oder die Folgen zu verhindern. Zur Zeit des Treffens bey Arques hatte sie Eilboten angestellt, welche alle Tage Nachricht von der traurigen Lage brachten, in welcher sich der Bearner befand; bald war er im Begriffe, über das Meer zu setzen; bald wurde öffentlich bekannt gemacht, er sey gefangen genommen, und werde mit hinter den Rücken gebundenen Händen nach Paris geführt; Häuser, Fenster, Kramladen waren von den Damen gemiethet, um ihn vorbey kommen

zu sehen; die Herzogin ließ Fahnen von altem Taffete von verschiedenen Farben verfertigen, die geflissentlich durch den Schlamm gezogen, und alsdann an dem Gewölbe der Liebenfrauenkirche, als wahre Kriegeszeichen aufgesteckt wurden. Heinrich der Vierte war vor den Thoren von Paris, an der Spitze eines siegreichen Heeres, als man noch immer glaubte, er werde, an Mayennens Wagen gespannt, im Triumphe durch die Stadt geführet werden! Armes Volk! wie leicht ist es, dich zu täuschen! — Als man endlich an den Siegen des Bearner nicht mehr zweifeln konnte; so sollte nun der Himmel die Strafe der schwachen, schüchternen Seelen, übernommen haben, welche keinen hinlänglich festen Glauben hatten; und neue Kunstgriffe traten, mit nicht geringerm Erfolge, an die Stelle der erstern.

Alles dies war das Werk dieses gefährlichen, und Schaden anzurichten unermüdeten Weibes; je mehrere Vortheile Heinrich der Vierte erhielt, desto mehr verdoppelte die Herzogin ihre Gegenbemühungen. Als man endlich ihr ankündigte, der König halte seinen triumphirenden Einzug in Paris, so bewies sie eine solche Verzweiflung, daß sie fragte, ob sie denn nicht einen einzigen so guten Freund habe, der ihr mit dem Dolche einen Stich durch die Brust versetze? Sie fürchtete Heinrichs gerechte Rache! aber worinne bestand diese Rache? Die erste Sorge dieses Helden ging dahin, daß er einen Boten an sie abschickte, um ihr zu versichern, daß er sie unter seinen Schutz und Schirm nehme. Am folgenden Morgen machte er selber einen Besuch bey ihr, und

gleich bey der ersten Anrede fragte er sie, ob sie sich nicht sehr gewundert habe, ihn in Paris zu sehen, zumal da man keinem Menschen das geringste Uebel, oder auch nur die geringste Gewalt angethan habe? Die Herzogin, welche durch so viele Güte ganz in Verlegenheit gerieth, antwortete ihm:

„Sire, wir können nichts anders sagen, als daß Sie ein sehr grosser, sehr gütiger, sehr gnädiger, und sehr edelmüthiger König sind. Einen einzigen Umstand hätte ich gewünscht, nämlich daß Mayenne, mein Bruder, Ihnen die Brücke herunter gelassen hätte, um herein zu kommen.“ —

„Poz Donnerwetter! — antwortete der König mit Lachen — der hätte mich vielleicht nur zu lange warten lassen, und ich wäre nicht so frühe herein gekommen.“ —

Als Herr von Angennes, Heinrichs treuer Freund, ihn noch an demselben Abend mit der Herzogin von Montpensier spielen sahe, so schien er darüber in solche Unruhe zu gerathen, daß der Prinz ihn fragte, was es gäbe? „Ich glaubte, antwortete jener, den blutigen Schatten Heinrichs des Dritten zu sehen, wie er sie anblickte! — „Aber so war nun einmal die nachgiebige und sanfte Seele dieses guten Königs beschaffen; er konnte die Last der Rache und des Hasses nicht ertragen.

Die Herzogin überlebte diese Begebenheit nicht lange; sie wurde von einer Krankheit gepeiniget, welche viel ähnliches mit der Krankheit Karls des Neunten hatte. Das Blut floß ihr aus allen Or-

ten

ten ihres Körpers; ein Tod, der in genauer Beziehung mit ihrem Leben stand. — Ein Edelmann, der bey ihrem Leichenbegängnisse ihren Sarg von lauter Augustinern umringt sahe, sagte: „dies sind nicht die rechten Mönche; Jakobiten sollten es seyn.“ —

10. Kardinal von Guise; Marquis und Herzog von Elbeuf, Kardinal von Baudemont, und andre Prinzen des Hauses Lothringen.

Es würde zu weit führen, wenn wir unsre Leser mit allen diesen Personen völlig bekannt machen, und von ihren zum Besten der Ligue unternommenen Thaten, von ihrer Politik, von ihren Bemühungen, von ihrem Eifer und von ihren Ränken zur Beförderung ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheit, umständliche Nachricht geben wollten. Wir können nur ein paar Worte darüber sagen.

Ludwig von Lothringen, Kardinal von Guise, Erzbischof von Rheims, Commandeur des heiligen Geistorden, Abt von Saint Denis, von Clugny, von Fecamp u. a. m.; Bruder des mit der Schramme, und der Herzogin von Montpensier, überhäuft mit Gnaden vom König, und mit den reichsten Pfründen des Königreichs, konnte gleichwohl dieser Ausländer, ohne zu erröthen, in den Sold von Frankreichs Feinde treten; er hatte Jahrsgehalt von dem Könige von Spanien; er veranlaßte die Stadt Troyes im Jahr 1588 zur Empörung;

er führte die feyerlichen Umgänge der Ligue, mit dem Crucifixe in der Hand, und unterhielt zu gleicher Zeit öffentlich Beyschläferinnen, von welchen er auch Kinder hatte. Seine Aufführung war so anstößig, nicht nur in Ansehung seines übertriebenen Luxus und seiner Leidenschaft für das Spiel, sondern auch in Ansehung seiner frechen Denkart, daß Sixt der Fünfte ihn niemals eine Gnade hatte verwilligen wollen. Jene beissende Aeusserung, welche wir schon angeführt haben, und die er mit rechter Freude gegen Heinrich den Dritten wiederholte — er wolle ihm nämlich die Mönchskrone mit der Spitze eines Dolchs verfertigen, — kostete ihm das Leben; er und sein Bruder fanden ihren Tod auf dem Reichstage zu Blois.

Renatus von Lothringen, siebenter Bruder von Franz, Herzoge von Guise, wurde durch seine Heirath Marquis von Elbeuf, und war Ritter des Ordens des Königs, Hauptmann von funfzig Kürassier, Oberster über die Schweizer und Graubünder, General der Galeeren Frankreichs, eine Stelle, um welche er den Baron de la Garde, den grösten Seemann seines Jahrhunderts gebracht hatte. In Touraine wußte er eine Ligue zu Stande zu bringen, in welche alle Leute, die Kutte und Gurt trugen, aus der ganzen Provinz, die er zur Empörung brachte, aufgenommen wurden; er starb aber noch vor dem Ausbruche der grossen Ligue.

Karl von Lothringen, Sohn des vorhergehenden ward durch den unklugen Heinrich den

Dritten, Herzog von Elbeuf, Ritter seines Ordens vom heiligen Geiste, Pair, Oberstallmeister und Oberjägermeister von Frankreich, Hauptmann über hundert Kürassier u. s.; war nächst Mercoeur der erste, welcher sich gegen den Monarchen empörte, der ihn mit Wohlthaten überhäufet hatte. Er brachte die Normandie im Jahre 1585, zum Aufruhre, beherrschte ganz Poitou durch seine Ränke, und ging von einer Provinz in die andre, um Proselyten zu sammeln, und die Ligue unterzeichnen zu lassen. Elbeuf gab sich in den damaligen Schriften, so gut wie Guise und Aumale, den Titel eines Beschützers des Königreichs, so daß wir, sagt Mornay, so viele Beschützer hatten, als jüngere Prinzen des Hauses Lothringen. Merkwürdig ist es indessen, daß dieser Titel eines Beschützers, oder Protektors, welchen damals die Guisen in Frankreich annahmen, in der Folge auch von Cromwell in England angenommen wurde. — Unser Protektor war bey der Ständeversammlung, im Jahre 1593, gegenwärtig, wobey die Absicht war, den Bourbons den Thron zu entziehen; er war überhaupt einer der eifrigsten und standhaftesten Verfechter seiner Parthey. Er starb im Jahre 1605.

Karl von Lothringen, Kardinal von Vaudemont, leiblicher Bruder von der königlichen Gemahlin Heinrichs des Dritten, Bischof und Graf von Toul, Commandeur des heiligen Geistorden, u. s. Er hatte, nebst Guise und Mayenne, seinen Antheil an der gerichtlichen Abbitte, welche im Jahre 1582

der Lothringer Rosieres, ein priesterlicher Urkundenverfälscher, thun mußte, weil er Aufsätze geschmiedet hatte, nach welchen das Haus Bourbon vom Throne ausgeschlossen seyn sollte, und welchen Heinrich der Dritte, auf die Bitte der Königin, Louise von Lothringen, Vaudemont, seiner Gemahlin, mit dem Leben begnadigte.

Heinrich von Lothringen, Marquis von Mouy, Graf von Chaligny, war von einem Vater mit der Königin. Er führte die Befehlhaberschaft über die Reuterey, welche der Herzog von Lothringen zum Dienste der Ligue hielt; er wurde in einem kleinen Treffen von einem Gascogner Edelmanne, Chicot, welchen man den Narren des Königs nannte, gefangen genommen. Sein Stolz ward dadurch, daß er der Gefangene eines solchen Menschen seyn sollte, so sehr gedemüthiget, daß, als Chicot ihn Heinrich dem Vierten vorstellte, er seinem Ueberwinder einen Stoß mit dem Degen versetzte, an welchem dieser nach einigen Tagen sterben mußte. Er ging hernach mit seinem Bruder, Mercoeur, nach Ungarn, um gegen die Türken zu fechten.

Franz von Lothringen, Marquis von Chaussins, leiblicher Bruder der Königin; spielt keine Hauptrolle in der Geschichte; indessen sieht man in der Ständeversammlung der Ligue ihn doch auch seinen Rang behaupten, und auch er machte Anspruch auf die Krone.

Ueberhaupt war jeder von diesen drey letzten Prinzen an sich eine Null; sie hatten kein anderes Verdienst als ihren Namen; keinen andern Glanz,

als den der Rang der Königin, ihrer Schwester, auch auf sie zurücke warf.

Louise von Lothringen von Vaudemont, war gut und tugendhaft, aber von gemeinem und beschränktem Geiste, so wie ihn eine Medicis brauchte, die eine Mitbewerberin fürchtete, welche ihr nicht das Herz, wohl aber den Scepter ihres Sohns streitig gemacht haben würde. Da sie allen Uebungen einer recht ins kleine gehenden, mönchischen Andächteley ergeben und weit eifriger bemüht war, dem Himmel zu gefallen, als ihrem Gatten; da sie mins der mit ihrer Schönheit sich beschäftigte, als mit feyerlichen Umgängen, Kapellen und Wallfahrten; da sie ferner wenig fähig war, Feuer der Liebe zu fühlen und zu erwecken, und noch weniger das Feuer des Ehrgeizes; so war sie an sich selber sehr wenig fürchterlich, aber sehr war sie dies wegen ihrer weitläuftigen Verwandschaft.

Ihre Ankunft in Frankreich vermehrte den Stolz und das Ansehen der Guisen; der König gab, in Rücksicht auf sie, ihren sechs Brüdern große Güter; dem regierenden Herzoge, ihrem andern Bruder, ließ er einen großen Einfluß auf die Führung der Geschäfte des Königreichs; und noch in dem Jahre seiner Vermählung entsagte er für sich der Obherrschaft, welche ihm über das Herzogthum Bar zustand, und suchte so recht geflissentlich seine Krone zu veräußern und unbedeutender zu machen. Ohngeachtet ihrer Verleugnung und Losmachung von den Dingen dieser Welt, konnte die Königin Louise von Lothringen sich gleichwohl nicht enthalten, bey

jeder Gelegenheit den Angehörigen ihres Hauses den Vorzug vor den Prinzen vom Geblüte zu geben, und an den Entwürfen der Guisen Theil zu nehmen; den glücklichen Fortgang der Ligue hielt sie für einen Triumph der Religion. Man wußte sich ihres Beichtvaters, eines Jesuiten, sehr geschickt zu bedienen, um ihr Gewissen zu beunruhigen, und ihr widrige Eindrücke gegen ihren Gemahl beyzubringen. Heinrich der Dritte bereute oft eine Verbindung, welche ihm so vielen Verdruß verursachet hatte; und man behauptet, daß er, um seiner Fesseln los zu werden, um dieses ganze Lothringsche Haus zu demüthigen, und vorzüglich, um den Stolz des Herzogs von Mercoeur zu erniedrigen, den Vorsatz gehabt habe, diese Königin zu verstossen.

Dies mag unentschieden bleiben; aber eine Hauptursache zu dem Hasse des Volkes gegen Valois, war seine anscheinende Gleichgültigkeit gegen eine Prinzeßin aus einem Hause, welches von der Menge angebetet wurde. Doch nach dem Tode des Königs öffnete endlich Louise von Lothringen die Augen, und wollte die Prinzen ihres Hauses nie wieder sehen weil sie dieselben für Theilhaber an der Ermordung ihres Gemahls halten zu müssen glaubte; sie äusserte die lebhafteste Betrübniß darüber, und setzte die Rache dieses Verbrechens noch bey seinem Nachfolger fort.

Wir wollen dieses schon allzulang gewordene Kapitel mit einer Stelle aus der Abhandlung des Kardinals von Ossat, über die Ligue, beschliessen:

„Die Königin hatte sechs Brüder, lauter Lothringer Prinzen, die nach Frankreich herüber verpflanzet waren, und die man mit großen Aemtern versorgen mußte, mit welchen beträchtliche Einkünfte verbunden waren. Man ging noch weiter, man gab ihnen bald Kardinalshüte, Bisthümer, Abteyen und andere Pfründen, Befehlhaberschaften über ganze Provinzen, große Würden, Markgrafthümer und Grafschaften, für sie und für ihre ganze Nachkommenschaft. Indessen vereinigten sich diese Undankbaren gegen denjenigen, der sie mit Vortheilen aller Art überhäufet hatte; sie verwendeten sogar die von ihm empfangenen Wohlthaten zu Kriegen gegen ihn und zur Befriedigung ihres sträflichen Ehrgeizes.“ —

Zehntes Kapitel.

Prinzessinnen, und andre Ausländerinnen am französischen Hofe.

Ein seltsames Gemische von Andächteley und Liebschaft, welche sich so gerne in zarten Seelen zusammen finden, bezeichnete den Geist dieses Jahrhunderts. Katharine von Medicis, welche sich über diese doppelte Schwachheit ihres Geschlechts zu erheben wußte, die sich aber der einen, wie der andern überließ, wenn es ihren Absichten und Vortheilen gemäß war, und die von Liebe und Andacht nur

so vielen Geb auch machte, als ihre Klugheit erfor-derte, — wußte diese Stimmung der Gemüther bey andern vortreflich zu benutzen. Wir haben bereits gesehen, wie sehr es den zahlreichen Schönheiten ihres Hofes erlaubt war, sich Liebhaber zu verschaffen, wenn sie dieselben nur auch zu Proselyten machten. Ein Spiel war es für Medicis, mitten auf einem Balle, oder gleich nach den Umarmungen eines Stiftshauptmanns von Chartres, oder eines Troilus von Mesgouez, ein Glaubensbekenntniß aufzusetzen, welches sie von allen Frauenzimmern in ihrem Gefolge unterzeichnen ließ, und diese liessen es wieder, noch an demselben Abende, von ihren Liebhabern unterzeichnen, als die vorläufige Bedingung, wenn sie je wieder glücklich zu seyn sollten hoffen können. Und wer kennt nicht die Macht der Schönheit! welches Herz ist von ihrer Wirkung frey geblieben!

Margarete von Valois, ihre Tochter, wußte neben ihren recht kleinlichen Andachtsübungen ihre Neigung zu Liebeleyen, auf eine recht entschiedene Weise zu befriedigen; von den Stufen der Altäre begab sie sich in die Kapellen der Wohllust, hörte nach der Regel täglich drey Messen, und hörte herzlich gerne drey Liebhaber; sie wußte sich mit den Gegenständen ihrer Zärtlichkeit gleichmäßig abzufinden, und suchte, unter der Leitung ihres Beichtvaters, fast eben so häufig die Einsamkeit, als unter der Leitung der schönen Chanvallon. —

Die Herzogin von Montpensier verbrachte ganze Nächte in der Kirche, um den Beystand der

heiligen Genovefa zum glücklichen Fortgange der guten Sache zu erflehen; und recht tirannisch benutzte sie ihre Reize, um die liebenswürdigsten Männer für die Parthey der Liguisten zu gewinnen.

Für das Volk war es ein erbaulicher Anblick, wenn es die ersten und schönsten Frauenzimmer des Hofes, in Bußkleidung, still und in sich gekehrt, bey feyerlichen Umgängen vorne an der Spitze sahe; die Einbildung fühlte sich doppelt begeistert. Da war keine Schönheit, welche nicht sicher auf mehr als eine Eroberung rechnen konnte; kein Jüngling, bey welchem der Eifer für die katholische Religion nicht lebhafter wurde. Die sinnreiche Liebe verbarg ihre gefährlichsten Pfeile hinter den Schleyer und hinter Bilder der Andacht; und die zarteste und innigste Andacht entlehnte neue Kräfte von den Geheimnissen der Liebe. — „Weiß ich doch selber, sagt Aubigne, von den Herzoginnen von Guise und von Nevers, daß sie Roquemont und den Baron von Fumel, als Crucifixe gemahlt, in ihren Gebetbüchern führten; und diese hingegen ihre Gebieterinnen eben so in den ihrigen, als Marienbilder.“ — Ein unvermutheter Vorfall, eine geflissentliche Nachläßigkeit in dem Anzuge der andächtigen Schönen, setzte bisweilen die Tugend auf die gefährlichste Probe. Mit einem Worte, Liebe, wahre und falsche Liebe, Mode und Politik, alles wurde angewendet, um für die gemeine Sache Anhänger zu gewinnen. Bey jenem berüchtigten feyerlichen Umgange der Ligue trugen die Frauenzimmer an ihrem Halse ein Gemählde des heiligen Jakob Clement, und an

ihrem Busen das Bild ihrer Liebhaber. Sogar die Freudendienerinnen wurden erkauft, um Proselyten zu machen, so gut wie die Prediger; und man bemerkte, sagt Saint-Foix, daß gewisse Mädchen ganz zu der Ligue gehörten.

Wir haben bereits von jenen Ausländerinnen geredet, welche den Hofstaat der Medicis, und der Herzogin von Montpensier, der berüchtigtesten unter allen, ausmachten; es bleibt uns daher nur noch ein Wort von einigen andern zu sagen übrig.

Anna von Est von Ferrara, eine Italiänerin, anfangs Gemahlin Franzens von Lothringen, hernach Jakobs von Savoien, Herzogs von Nemours, verschafte der Ligue viele Anhänger; bey dem Volke hieß sie, die Königin Mutter, weil Mayenne, ihr Sohn, der Herzog von Nemours, ihr andrer Sohn, und der Herzog von Guise, ihr Enkel, alle drey darauf antrugen, Könige von Frankreich zu werden. Sie war eben so schön als geistreich. Auf sie machte Ronsard diese artigen Verse:

Vènus la Sainte en ses graces habite,
Tous les amours logent en ses regards;
Pour ce à bon droit telle Dame merite,
D'avoir été femme de notre Mars. —

Den Beynamen der heiligen Venus behielt sie; aber der Ruf ihrer Tugend machte sie nur desto gefährlicher. Sie übertrieb es bis auf das Aeußerste während der Ligue; und sie war es, die nach dem Tode Heinrichs des Dritten, von den Stufen des Hochaltars der Franziskaner eine Rede an das Volk

hielt, und die Lobrednerin des Königsmörders machte. Diese Prinzeßin starb erst im Jahre 1607.

Katharine von Cleve, ihre Schwiegertochter, Gemahlin Heinrichs, Herzogs von Guise, der zu Blois ermordet wurde, war eine Deutsche. Sie und die verwittwete Herzogin kamen mit einem Ansuchen beym Parlamente ein, Heinrich dem Dritten den Prozeß zu machen, und dieser seltsame Prozeß wurde wirklich angefangen. Sie war nicht minder liebenswürdig, nicht minder geistreich, nicht minder verführend als ihre Schwiegermutter. Ihr vorzüglicher Liebhaber war Saint Maigrin, der auf Befehl ihres Gemahls ermordet wurde; sie hatte ein zartes Herz; war gerührt bey den nachmaligen Wohlthaten Heinrichs des Vierten; und war irgend ein Frauenzimmer, für welches dieser Fürst bloße Empfindungen einer zärtlichen Freundschaft fühlte, so war es die Herzogin von Guise.

Henriette von Cleve, ihre Schwester, war die Gemahlin Ludwigs von Gonzague, Herzogs von Nevers. Coconas war ihr Liebhaber, und als er war enthauptet worden, holte sie in eigener Person des Nachts seinen Kopf weg, den man auf einen Galgen gesteckt hatte; sie ließ ihn einbalsamiren, und verwahrte ihn lange Zeit in dem Schränkgen eines Kabinets, hinter ihrem Bette.

Diese beyden Clevischen Prinzeßinnen waren bey ihrer Vermählung protestantisch so gut wie ihre Schwester, die Prinzeßin von Conde'; Medicis wünschte sie katholisch zu sehen; sie wurden es, und durch sie wurden es andre.

Diese drey, wegen ihrer Schönheit berühmten Schwestern, führten den Beynamen der drey Grazien. Die Prinzeßin von Conde', die liebenswürdigste unter den dreyen, und durch deren Vermittelung Medicis versucht hatte, Conde's Herz und unbezwinglichen Charakter zu besiegen, wurde schon in ihrem achtzehnten Jahre weggeraft.

Auch die Herzogin von Mercoeur war eine Deutsche, aus dem Hause Luxemburg, Erbin des Hauses Penthievre, und Tochter des Prinzen von Martigues, der in Frankreich seßhaft war; sie war es, welche gemeinschaftlich mit ihrer Mutter die Stadt Nantes dahin brachte, daß sie im Jahre 1589, sich für die Ligue erklärte.

Die Herzogin von Joyeuse, war Margarete von Lothringen, Schwester der Königin, welche der unvorsichtige Heinrich der Dritte an seinen Liebling verheyrathete; sie brachte die ganze zahlreiche Familie Joyeuse, welche auf diese Verbindung stolz war, auf die Seite der Ligue; gegen Heinrich den Vierten blieb sie eine unversöhnliche Feindin, und nie konnte sie dem Befehlhaber von Chartres verzeihen, daß er ihm die Thore von Dieppe geöfnet hatte.

Margarete von Lothringen, andre Schwester der Königin, welche Heinrich der Dritte an seinen andern Liebling, Epernon de la Valette, verheirathen wollte, heirathete den Herzog von Pinney, aus dem Hause Luxemburg, nach dem Tode seiner Gemahlin, Diane von Lothringen, Schwester des Herzogs von Aumale.

Die Herzogin von Aumale war Marie von Lothringen, aus dem Elbeufschen Nebenstamme; sie hatte vordem ihre Reize benuzt, um die Zuneigung des Königs Heinrichs des Dritten zu gewinnen; und in der Folge vertiefte sie sich in eine ausserordentliche Frommheit.

Aber unter diesen Ausländerinnen waren doch die Italiänerinnen am meisten bey Medicis beliebt; diese waren ihre Günstlinge; ihnen vorzüglich gab sie den Namen ihrer kleinen Heerde; unter andern war es eine Laudamie von Medicis, Marschallin von Strozzi, eine Alfonsine Strozzi, Gräfin von Fiesko; eine Signora Clerica di Strozzi; die schöne Aquaviva; eine Fivia und Fulvia von Mirandola; eine Signora Lucretia Calvacanti; eine Signora Cornelia Caratte; eine Signora Julia Savelli; eine Signora Hippolyta Scaravelli; eine Signora Aloisia Buonacorsi; eine Signora Polixena di Rossi, u. a.

Es möchte wohl unnütz seyn, dieses Verzeichniß noch weiter fortzusetzen; viele andere Ausländerinnen, von niedrigem Range beförderten und theilten die Leidenschaften ihrer Gebieterinnen, unterdessen daß Französinnen, die in Wahrheit dieses Namens würdig waren, Beyspiele von Muth und Vaterlandsliebe aufstellten, welche noch heut zu Tage unsre Zaghaftigkeit in Erstaunen setzen. — Man sehe davon unsern historischen Bericht.

Elftes Kapitel.

Einige andre Ausländer, die als Anführer, Schreiber und Bedienten im Solde der Guisen standen.

Wir haben bereits gesagt, daß während der Ligue die meisten großen Befehlhaberstellen in den Provinzen Ausländern zum Raube wurden. Provence stand unter Tende, Savoien, Gondi von Retz und Guise; Champagne und Brie unter Guise und Gonzaga-Nevers; Bourgogne unter Mayenne; Bretagne unter Mercoeur; Dauphine unter Guise; Lyon, Beaujolois und Vienne unter Nemours und Gonzaga u. s. f. Die meisten derselben wollten diese Befehlhaberschaften unabhängig und für ihre Familien erblich machen; nichts gleicht der Anarchie mehr, welche seit dem Falle der Nachkommenschaft Karl des Großen eingeführt wurde.

Die schönsten Ländereyen des Königreichs, welche im Besitze eben dieser Ausländer waren, wurden für sie in herzogliche Pairien verwandelt; eine Ehre, welche bisher für die Prinzen vom Geblüte aufbewahrt wurde, und die kein leerer Titel war, denn sie sicherte ihnen die erste Stelle bey den Nationalversammlungen, welche damals Statt hatten. Dieser, unter Franz dem Ersten eingeführte Misbrauch wurde unter Karl dem Neunten und dessen Nachfolgern ausserordentlich häufig. Das einzige Haus Lothringen besaß sieben herzogliche Pai-

rien, ohne die erste geistliche Pairie mit zu rechnen, Rheims, welche in ihrer Familie fast erblich geworden war, nämlich: Guise, Aumale, Elbeuf, Mayenne, Mercoeur, Aiguillon und Penthievre. Die Häuser Cleve und Gonzaga hatten die Grafschaft Auxerre, die Herzogthümer Nevers und Rhetelois; die Gondi's, das Herzogthum Retz; die Luxemburgs das Herzogthum Pincy, u. s. f.; ohne die übrigen großen Ländereyen mit zu zählen, die Grafschaft Eu, das Fürstenthum Martigues, Belleisle, die Grafschaft Brionne u. a., welche in ihren Händen waren.

Wegen dieser ihrer herzoglichen Pairien glaubten sie, den Prinzen vom Geblüte Rang und Vorsitz abstreiten zu können; die Kardinäle hatten ihn ohne Widerspruch. Muß man sich nicht wundern, daß, zum Beyspiele, der Kardinal von Lothringen, ein Ausländer, der eine ausländische Würde bekleidete, jederzeit vor den Bourbons den Vorrang hatte; daß bey der Weihung Heinrichs des Dritten, die Herzoge von Guise und Nevers, ihren Platz über den Herzog von Montpensier hatten; ein so unerträglicher Misbrauch, daß Heinrich der Dritte selber genöthiget wurde, ihn abzustellen. Aber die ausländischen Prinzen machten dennoch beständig gleichsam einen abgesonderten Stand, zwischen dem Throne und dem hohen Adel; und nirgends als in Frankreich sieht man diesen Unterschied, welcher den letztern so erniedriget, der ihnen doch weder an Geburt, noch übrigem Glanze etwas nachgiebt. Der französische Adel hat seitdem unauf-

hörliche Gegenvorstellungen wider diesen so unbilligen Vorzug gethan. Ein Montmorenci glaubt, ohne Vermessenheit, sich mit einem Gonzaga, oder andern dieser Art, vergleichen zu können, welche bis auf die gegenwärtige Zeit, wider die Gesetze des Staats und wider die Regeln einer gesunden Politik, Titel und Rang ausländischer Prinzen genossen haben; es giebt in Frankreich keine Prinzen, als die vom Geblüte und von unsern Königen.

Die meisten dieser Ausländer unterhielten eine Menge von Glücksrittern, Trabanten, Leuten, die sich in alle ihre Einfälle und Launen fügten; solche Arten von Bravo's, die immer bereit sind, ihre feile Hand und Wuth dem ersten zu verkaufen, der im Stande war, sie zu bezahlen; dergleichen waren Besme und Petrucci, Coligny's Mörder, u. a.; Verbrechen waren für jeden Preis zu haben. „Unter Guisens Gefolge waren, einige Tage vor dem vier und zwanzigsten August im Jahre 1572, verschiedene Hauptleute und Edelleute aus allerley Nationen, welche von dem Gehalte und von dem Vermögen lebten, welches er freygebig unter sie austheilte, und welche daher jederzeit bereit waren, seine Befehle zu vollziehen, selbst mit Gefahr ihres Lebens, bey jeder Gelegenheit, die sich ihnen darbot," — sagt Davila.

Alle diese Ausländer verzehrten das Mark und den blutigen Raub Frankreichs, fachten das Feuer der Empörung an, ermunterten sich zur Zerstörung

des

des Vaterlandes, waren die Urheber aller unsrer Unruhen und freuten sich über unsern Schaden.

Wir werden hier blos von einigen derselben reden, deren Namen in dem historischen Berichte genannt wurden.

Robert von Lenoncourt, Abt von Essone, gehörte zu dem vertrauteren Rathe der Gesellschaft, welcher alle Angelegenheiten des heiligen Bündnisses unter seiner Aufsicht hatte; man vertraute ihm im Jahre 1589 die Siegel desselben, und zwey Jahre später trat er sie ab, gegen die Befehlhaberschaft von Chateau Thierry, welche ihm Mayenne gab.

Dieser Lothringer war ein Bruder des Kardinals von Lenoncourt, Erzbischofs von Rheims, und Besitzers von sechs Abteyen, welcher von Heinrich dem Dritten, im Jahre 1585, an Heinrich den Vierten abgeschickt wurde, um ihn zu bekehren, nachdem er ihn vorher in den Bann gethan hatte; auch Bruder des Grafen von Lenoncourt, Ritter des heiligen Geistorden u. s. ebenfalls ein hitziger Liguiste, welcher auch seinen Antheil an jener gerichtlichen Abbitte hatte, die Rosieres, im Jahre 1585, wegen seiner Schrift über das Haus Lothringen erlegen mußte.

Christian von Savigny, Baron von Rosne, war aus einer vornehmen Familie in dem Herzogthume Bar. Als geborner Unterthan des Hauses Lothringen stand er in der engsten Verbindung mit den Guisen, und gehörte zu denen,

welche für ihre Sache mit dem größten Eifer fochten; er führte den linken Flügel in dem Treffen bey Ivri, und er war es, der die beyden Heere an einander brachte. Mayenne ernannte ihn zum Mitgliede des Raths der Vierziger, welcher die ganze Ligue lenkte, und machte ihn zum Befehlhaber von Isle de France. Da er sahe, daß fast kein einziger Franzose von Adel bey seiner Partey war, und hauptsächlich keine grosse Kronbedienten, um bey der Ständeversammlung gegenwärtig zu seyn, welche er zusammen berufen wollte; so beschloß er, den Baron von Rosne zu dieser Würde zu erheben, und aus eigener Vollmacht ernannte er ihn zum Marschall von Frankreich. Von Seiten der kriegerischen Talente hätte niemand diesen Titel mehr verdient, wenn er dieselben nur zu einer bessern Sache verwendet hätte.

Doch immer war er nicht glücklich. Er unterhielt ein geheimes Einverständniß mit einigen in der Stadt Senlis, und entwarf einen Plan, diesen Ort zu überfallen. Um in diesem Vorhaben bessern Fortgang zu haben, versprach er den Anführern, zur Belohnung ihrer Tapferkeit, die jungen Mädchen und die schönsten Weiber der Stadt, von welchen er ihnen Verzeichniß und Abbildungen gegeben hatte; und ohngeachtet dieser Hoffnung, welche ihren Muth doch sehr anfeuern konnte, scheiterte sein ganzes Unternehmen.

Als die Partey der Guisen und Mayennens Anhang zerstöret war, warf sich Rosne den

Spaniern in die Arme, welche ihm monatlich zweytausend Thaler zahlten, damit er ihre Absichten gegen Frankreich begünstigen sollte; und es gelang ihm nur zu gut, als er in einem Treffen im Jahre 1596, getödet wurde. — Unter allen Officiern wurde er am meisten bey seiner Partey geschätzet; er suchte seines gleichen in Ansehung der Kriegeslist; der Kunst, ein Lager abzustecken; des Angriffs und der Vertheidigung von Festungen; er war von feinem und durchtriebenem Verstande, fruchtbar an Ränken, unerschöpflich an Hülfsmitteln. Herr von Thou schildert übrigens seinen Charakter kurz und bündig, in folgenden Worten: fidei datae contemptor, rectique et honesti summus derisor, sui negligens, alieni profusus; pacem in damno, publicas calamitates in lucro reputabat, amicitias commoditate et voluptate solum metiens.

Sein Tod war ein Glück für Frankreich; die Spanier erwiesen ihm die größten Ehren, gaben seiner Witwe einen beträchtlichen Jahrgehalt, und liessen diesen seinen Kindern, um sie zur Nachfolge seines Beyspiels zu reizen.

Anton, sogenannter Hauptmann von Saint Pol, war ein Glücksheld, der, wie so viele andre, sich bey Gelegenheit der innerlichen Kriege empor hob; einige versichern, er sey bey dem Herzoge von Guise Stallknecht, andre, sein Laquai gewesen; Herr von Thou macht ihn zum Edelmann. Weil Guise Muth an ihm bemerkte, so

setzte er ihn in die Classe jener Bravo's, welche er immer in seiner Nähe hatte, und die jederzeit bereit seyn mußten, seine Befehle zu vollziehen. Saint Pol rettete ihm das Leben am Tage des Barricadengefechtes; zur Erkenntlichkeit verheyrathete ihn der Herzog an eine sehr reiche und vornehme Wittwe. Nach dem Tode seines Bruders gab ihm Mayenne eine Befehlhaberstelle in Champagne und Brie; und dieser von Natur harte und wilde Mensch verbreitete Schrecken in diesen Provinzen. Die Pariser Liguisten machten ihn zum Mitgliede des Raths der vierziger, und Mayenne machte ihn zum Marschall von Frankreich, damit er als Großkronbedienter, so gut wie Baron Rosne, in der Ständeversammlung der Ligue Sitz haben könne.

Er erwarb sich ein ungeheures Vermögen durch seine Plünderungen und Räubereyen; seine Härte und sein grenzenloser Uebermuth empörte einen jeden. Endlich trieb er seine Kühnheit so weit, daß er sich zum Herzoge von Rhetelois erklären ließ, vermöge einer Schenkung, welche, nach seiner Behauptung, ihm der Pabst damit gemacht hatte. Der Herzog von Nevers, welchem er dieses Herzogthum genommen hatte, schwor, er wolle seine Krone am Fusse eines Galgens zerbrechen. In Rheims handelte er als unbeschränkter, oder vielmehr, als willkührlicher Gebieter; er hatte daselbst eine Citadelle bauen lassen, um die Einwohner im Zaume zu halten, und drohte, Spanier herein zu lassen, wenn man einen gewaltsamen Angrif wagen sollte. Der

junge Herzog von Guise, welcher diese Stadt aus seinen Händen befreyen wollte, suchte ihm wegen seiner Stelle in Rheims Händel zu erregen, und da der neue Souverain voll Stolz auf seine Macht und auf seine Titel ihm mit der äußersten Uebermüthigkeit antwortete, so springt Guise auf ihn zu, und mit einem einzigen Dolchstiche streckt er ihn tod zu seinen Füssen nieder, unter dem Freudenzuruse eines ganzen unzählichen Volkes, welches nun von dem Joche dieses fürchterlichen Tyrannen sich befreyet sahe.

Auf diese Art beförderten diese Anführer der Ligue, jeder den Untergang des andern; und indem sie sich selber gegen einander bewafneten, so befreyte die Vorsehung Heinrich den Vierten von seinen grausamsten Feinden.

Eine Gattung noch niedrigerer und feigherzigerer Menschen machten jene hungrigen Schreiber, welche ihre Federn und ihren Haß an Frankreichs Feinde verkauften.

Wir haben bereits gesehen, wie der Plan darauf angelegt war, die Bourbons zu unterdrücken, und sie vom Throne zu entfernen; überall wurden Waffen gegen sie geschmiedet. Der Herzog von Aumale verschafte einem gewissen Franz von Rosieres, Archidiakonus von Toul, Arbeit, der schon dadurch Proben von seinem Eifer gegeben hatte, daß er in dieser Stadt die Ligue geprediget hatte. Dieser feile Mensch verfertigte unter dem Titel — Stemmata Lotharingiae & Barry Ducum — ein prunkvolles Geschlechtregister, wo er unter erdichteten An-

gaben, das Lothringsche Haus von Karln dem Großen in männlicher Linie ableitete; woraus sich denn ergab, daß die Könige des dritten Geschlechts blos Thronräuber wären, und den Thron ihren älteren Stammsvettern abtreten müßten.

Dieses, nach der Aussage der Zeitgenossen, thöricht geschriebene, aber mit königlichem Privilegium versehene Buch, welches dadurch freylich einiges Gewicht erhalten konnte, erschien im Jahre 1580, das heißt, zu einer Zeit, da der Uebermuth und das Ansehen der Guisen die höchste Stufe erreicht hatte. Zu jeder andern Zeit würde man über Rosieres und über sein schwerfälliges und langweiliges Buch, welches kein Mensch las, gespottet haben; es würde mit jenen Sammlungen genealogischer Fabeln ein gleiches Loos gehabt haben, welche ohne Schaden in die Nacht der Zeiten verhüllt werden, wohin sie ihre Abgeschmacktheit und die allgemeine Verachtung schon ohnehin versetzen; aber damals, unter solchen Umständen, hatte ein Buch dieser Art gefährliche Folgen.

Der weise Mornay und der gelehrte Ponthus de Thiard widerlegten die Träume des Lothringers auf eine siegreiche Weise; da man aber in Zeiten der Unruhe von allen Dingen Misbrauch machen kann, so fand man für gut, die Sache noch weiter zu treiben. Rosieres wurde in Verhaft genommen; das Parlament fing seinen Prozeß an; durch ihr Ansehen wußten die Guisen diese Sache an den Rath des Königs zu bringen, und sein Buch wurde in voller Versammlung im

Jahre 1583 zerrissen. Der Verfasser mußte persönlich vor dem Könige, vor den Großkronbedienten, vor mehreren obrigkeitlichen Personen erscheinen, und bekannte auf den Knien, er habe verschiedene Dinge blos aus Verleumdung und wider die Wahrheit der Geschichte eingerückt. Der Kanzler von Chiverny erklärte ihm, man habe ihm den Prozeß als einem Majestätsverbrecher gemacht. Mit kläglicher Stimme, welche sehr deutlich seine Verlegenheit anzeigte, bat dieser Unglückliche, daß ihm das Leben geschenkt werden möchte, welche Bitte ihm der König, auf Fürsprache der Königin Louise, und andrer Personen des Lothringschen Hauses verwilligte, auf welches der gröste Vorwurf und der größte Theil der Schande von der Strafe gefallen wäre, welche Rosieres hatte leiden müssen.

Man verzieh ihm also sein Verbrechen, auf die Bitte eben derjenigen, welche ihn zu Begehung desselben verleitet hatten. Andre behaupten, er habe sein Leben blos der Bitte Katharine von Medicis zu verdanken gehabt, welche bey jeder Gelegenheit, die Einfälle des Hauses Lothringen gegen die Bourbons begünstigte. Wie dem auch sey, so hatten indessen die Lothringschen Prinzen doch die Unannehmlichkeit, daß sie bey dieser gerichtlichen Abbitte zugegen seyn mußten.

Da die Guisen nicht im Stande waren, Franzosen einzureden, daß sie, als wahre Nachkommen von Karl dem Großen den Vorzug vor den Bourbons verdienten, so ersonnen sie ein andres Mittel, um Heinrich den Vierten vom Throne zu entfernen;

sie behaupteten nämlich, der Kardinal von Bourbon, Onkle dieses Prinzen, ein Greis von sechzig Jahren, müsse, da er um einen Grad näher mit dem gemeinschaftlichen Stamme verwandt sey, vermöge des Rechtes seiner Geburt, vor ihm den Rang haben. In dieser Absicht veranlaßten schon im Jahre 1585, und gleich nach dem Tode des Herzogs von Alençon, die Guisen einen gewissen Matthieu Zampini, einen italiänischen Rechtsgelehrten aus Recanati gebürtig, welcher sich in Frankreich niedergelassen hatte, daß er eine förmliche Abhandlung aufsetzte, um diese irrige und vor französischen Ohren übel klingende Lehre zu behaupten; der unerschrockene Zampini füllte einen ganzen Band mit Unwahrscheinlichkeiten, um seine Behauptung zu unterstützen. Sein Aufsatz wurde im Jahre 1588 zu Paris, mit Genehmigung gedruckt, man ließ ihn noch in demselben Jahre in das französische übersetzen, damit ja niemanden diese nützliche Lektüre entgehen möchte. Der Verfasser beehrt in demselben den Kardinal von Bourbon mit dem Titel des ersten Prinzen vom Geblüte, mit Ausschliessung des Königs von Navarra. Theuer verkaufte dieser Zampini seine Feder und seine Irrthümer den Anhängern der Ligue. Sein Werk untergrub den Grund aller Gesetze und aller Gebräuche des Königreiche; sein Buch blieb nicht ohne Beantwortung; aber man bezahlte die Franzosen nicht, welche die Vertheidigung Heinrichs des Vierten übernommen hatten. Auf Kosten ihres Vermögens, mit Gefahr ihres Lebens schrieb für

diesen Prinzen ein Bellay, ein Pithou, ein Rapin u. a.

Dieser Zampini aus Recanati, war der Waffenträger der Liguisten; er wurde dafür besoldet, daß er alle Schriften beantworten mußte, welche in der Sache des Königs erschienen. In dieser Absicht verfertigte er ein weitläuftiges und langweiliges Werk, unter dem Titel: Reponses aux calomnies & aux impostures des faux Parlemens de Chalons & de Tours, & du Conciliabule de Chartres contre le Pape Gregoire XIV, & ses Lettres-Monitoriales.

Diese falschen Parlamenter waren eben jene Mitglieder derselben, welche ihren Tod und ihre Pflicht allem andern vorzogen, und der Bastille und den Fesseln der Liguisten entgangen waren, um sich zu ihrem Könige zu begeben; und jenes Conciliabulum war jene Versammlung der französischen Geistlichkeit, die aus den vornehmsten, gelehrtesten, tugendhaftesten, bescheidensten, achtungswürdigsten, französischen Prälaten bestand, welche diesen Namen mit Wahrheit verdienten.

Der Kardinal von Bourbon, welcher zu allen diesen anstößigen Schriften den Helden hergab, war für seine Person ein gutmüthiger Mann, in seiner Frömmigkeit sehr eifrig, der, wie Ossat sagt, mehr Abscheu für die Ketzerey hatte, als das ganze Guisische Haus zusammen genommen; kurz, eine Art von Schwächling, der während seines ganzen Lebens jenen Ehrsüchtigen nur zur Puppe diente. Es wurde ihnen nicht schwer, sich seines, durch Alter

schon geschwächten, Verstandes zu bemächtigen; sie gaben ihm einen andern Italiäner zu — denn diese Italiäner findet man überall im Spiele, — einen gewissen Scipio Balbani, der in Lyon Bankrott gemacht, und sich seitdem auf Ränke gelegt hatte; und man muß gestehen, daß er für diese ein entschiedenes Talent hatte. Er wußte die ganze Zuneigung des alten Priesters zu gewinnen; er und seine Kollegen bereberen ihn, er solle sich in dem Glanze zeigen, den seine neue Würde erfordere, und sich anschicken, die Rolle des ersten Prinzen vom Geblüte zu spielen. In seinem vier und sechzigsten Jahre lassen sie ihn die geistliche Kleidung ablegen, und begürten ihn mit einem Degen; sie versprechen ihm, bey dem Pabste die Erlaubniß zu bewürken, daß er heyrathen könne; und der verschmitzte Balbani und andere Gauner seines Gelichters versichern dem guten Alten, er werde eine zahlreiche Nachkommenschaft haben.

Unterdessen verbreiteten die Guisen Manifeste, und warben ein Kriegsheer unter seinem Namen; sie nöthigten den alten, zum Krieger umgeschaffenen Kardinal, an der Spitze seines Heers zu erscheinen. Diese lächerliche Maskerade gefiel dem Pöbel, und erweckte Seufzer bey den Rechtschaffenen. Wenn man diesem gutmüthigen Manne das Unanständige der Rolle vorstellte, welche man ihm zu spielen aufgegeben hatte, so schien ein Strahl des schlichten Menschenverstandes seine Vernunft aufzuhellen. Als sein Kammerdiener, Vergnettes, ihn einmal von seiner Rolle sehr ermüdet und sehr

misvergnügt über diese lustigen Ritte sahe, so sagte er zu ihm: „Aber wie können auch Eure Eminenz noch auf den Einfall kommen, in Ihrem Alter sich so zur Schau zu stellen? wenn nun das Podagra Sie überfallen sollte?“ — — —

„Ach! Freund Vergnettes, gab er zur Antwort — ich weiß sehr wohl, daß es den Leuten da nur um mein Haus zu thun ist; wenigstens müssen sie, so lange ich bey ihnen bin, einen Bourbon anerkennen; der König von Navarra, mein Neffe, wird indessen sein Glück schon machen; was ich thue, das thue ich blos zur Erhaltung der Rechte meiner Neffen.“ —

Dies nun war grade die Absicht derjenigen nicht, welche ihn diese Rolle spielen liessen; bald redeten sie ihm zu, er solle an den Pabst schreiben, und für sich um die Krone anhalten; balde entschuldigte er sich bey dem Pabste, daß er sich an Orten habe finden lassen, welche zur Parthey Heinrichs des Vierten gehörten; aber er versicherte, dies geschähe blos deswegen, damit er an seiner Bekehrung arbeiten könne; ein andermal sagte er, er wollte ruhig sterben, wenn er auch nur einen einzigen Tag König seyn könnte.

Der gute Prinz war blos leidendes Werkzeug in den geschäftigen Händen der Guisen; ein Schattenbild, dessen sie sich bedienten, um ihrem ehrsüchtigen Plane Haltung zu verschaffen, und die Augen des Volkes zu blenden. Nach dem Tode Heinrichs des Dritten liß ihn die Ligue als König

ausrufen, unter dem Namen Karls des Zehnten; aber unterdessen, daß man Münzen zu seiner Ehre schlagen ließ, und das Liguistische Parlament Schlüsse in seinem Namen ausfertigte, — unterdessen, daß Mayenne, welcher hinter diesem getrönten Schatten verborgen war, über alle seine Verordnungen den Namen Karls des Zehnten setzte, — unterdessen war seine geschorne Majestät zu Fontenai le Comte gefangen, vom Podagra gequält, aller ihrer reichen Pfründen beraubt, und durfte nicht einen Heller von den Einkünften ihres Königreichs berühren. Auch reichte der Advokat der Ligue eine Bittschrift bey dem Rathe dieser Gesellschaft und bey Mayenne, im Namen des Kardinalkönigs ein, um von ihnen ein kleines Jahrgehalt zu seinem Unterhalte zu erlangen. Man antwortete, man habe für jetzt keinen Fonds dazu, man werde aber unermüdet daran arbeiten, seine Majestät wieder zu allen den Vortheilen zu verhelfen, welche deren Feinde ihr vorenthielten; bis dahin möchten sie die Einkünfte der Krone geniessen.

Indessen starb seine Majestät im folgenden Jahre in ihrem Gefängnisse, vor Verdruß und Elend. Die Liguisten, welche ein Schattenbild brauchten, bedienten sich desselben noch eine Zeitlang, und liessen bis in das Jahr 1594 unter seinem Namen Münzen schlagen.

Der portugiesische Dominikaner Texera, von dem wir oben geredet haben, war ein gefälliger betrogener Mann; der aber alles mögliche Lob dafür verdient, daß er freywillig, ohngeachtet seines

Schlepprocks und seines Vaterlandes, seine Fehler wieder gut machte. Schon im Jahre 1590 ließ er, ohne die Erlaubniß von Rom abzuwarten, das Geschlechtregister Heinrichs des Vierten und des Prinzen von Conde drucken, in welchem er ihnen ihre wahre Stelle gibt. Heinrich der Vierte bezeigte ihm öffentlich seine Hochachtung. Er starb im Jahre 1604, sehr geliebt und vermißt von den Großen, wegen seiner Redlichkeit und wegen seiner tiefen Kenntnisse.

Von den folgenden können wir nicht eben dieses sagen.

Die Gunst der Guisen und der Marie Stuart hatte auch Schottländer herüber gelockt, die vortrefliche Katholiken, aber sehr schlechte Bürger waren. Zu diesen gehört:

George-Critton, Professor am königlichen Kollegium, welcher sich der Freundschaft seines Landsmanns, Hamilton, sehr würdig zeigte. Man sehe das funfzehnte Kapitel. Alle seine Reden und Schriften sind von dem Gifte der Ligue angesteckt; er schrieb Bücher gegen den König und gegen die Gesetze des Königreichs, und zwar, wie billig, unter der Zuschrift von den päbstlichen Legaten, den Kardinal Sega. Er behauptete in denselben, — der Bischof von Rom sey der allgemeine Monarch der ganzen christlichen Welt; alle Fürsten der Erden müßten seinen Befehlen blind gehorchen; er könne sie nach seinem Gutdünken absetzen; dies war die verderbliche Lehre, welche er seinen Zöglingen einprägte. Als Heinrich der Vierte die Belagerung von

Paris aufheben mußte, hielt Critton eine Glückwünschungsrede an die guten Katholiken. In der Folge wollte er in seinen Lehrformeln seine ultramontanischen Grundsätze wieder auffrischen, zu einer Zeit, da Heinrich der Vierte allmächtig war, im Jahre 1607. Aber jetzt verbot das Parlament sehr nachdrücklich die Lehre des schottischen Professors.

Der Jesuit, Wilhelm Critton, sein Anverwandter, war noch weiter gegangen. Er schrieb eine Vergötterung Karls des Neunten; (Himmel! welche Vergötterung!) und ein Gedicht wider die Königin Elisabeth, welche er die Englische Jesabel nannte; man behauptet sogar, daß sein Eifer ihn zu dem frommen Vorsatze verleitete, diese Freundin Heinrichs des Vierten und der Freyheit ermorden zu lassen.

Bethuny, Bischof von Glasgow, ebenfalls geborner Unterthan von Marie Stuart, und ganz den Guisen ergeben, diente den Spaniern und der Ligue; dies ließ sich erklären; aber wie schön, wie rührend, wenn man sieht, wie Heinrich der Vierte selber bey einem seiner Unterthanen für diesen Greis eine Fürbitte einleget, die er mehr für beklagenswürdig als für strafbar ansiehet.

Nach der Bezwingung von Paris, wollte Herr von D, der Befehlhaber dieser Stadt, Bethuny heraus lassen. Der Monarch schrieb selber an diesen Befehlhaber: — sein Gemüth sey jederzeit mehr zur Sanftmuth und Gelindigkeit geneigt ge-

wesen, als zu Gewaltthätigkeit und Strenge; er könne daher nicht billigen, daß man das Alter des armen schottischen Erzbischofs von Glasgow beunruhige; wenn er zur Zeit der Königin von Schottland, seiner Gebieterin, sich eifrig für Spanien und für die Guisen gezeigt hätte, so würde er für diese Gesinnung mehr Lob als Tadel verdient haben; weil er glaubte, es fänden sich keine andre Menschen, oder Mittel, um diese Königin zu schützen; da sie aber bereits tod sey, so wage dieser alte Mann nicht, nach Schottland zurücke zu kehren, und da er in Frankreich zu seinem ganzen Vermögen nichts weiter habe, als zwey Abteyen, so sey keine Wahrscheinlichkeit, daß er sich fernerhin bey irgend einem ausländischen Fürsten in Dienste werde begeben, oder sich in irgend einige Händel wider diesen Staat werde mischen wollen, in welchem er seine Tage zu beschliessen gesonnen sey; und kurz, er wünsche, daß man ihn mit allen Ehren, seiner Würde gemäß, behandle.“ —

Man wird leichte glauben, daß diese Bitte eines siegreichen Königs, welcher bey seinen Unterthanen um Gnade für einen Ausländer anhielt, nicht abgewiesen wurde.

Zwölftes Kapitel.

Philip der Zweyte und andre Spanier in Frankreich, während der Ligue.

Philip der Zweyte war der Urheber eines grossen Theils unsers Unglücks; sein Geld wurde für uns eben so nachtheilig, als die Gierigkeit der Italiäner, und der Ehrgeiz der Guisen. Mit diesen machte er gemeinschaftliche Sache; er war sogar noch standhafter, als diese, ein Feind von Frankreich. Er war die erste Triebfeder und die letzte Stütze der Ligue gewesen, und noch immer versuchte er, seine von Heinrich dem Vierten erdrückten Schlangen wieder zum Leben zu bringen, nachdem er sie vierzig Jahre lang über unsern Köpfen hatte zischen lassen.

Eigennutz war es, welcher, unter der Larve der Religion, diesen heuchlerischen Fürsten in Thätigkeit setzte. Navarra war dem Hause Albret, von seinem Großvater Ferdinand, treulosen Andenkens, abgenommen worden; und zwar im Jahre 1512, vermöge einer Bulle des Pabstes, welcher Johann von Albret in den Bann that, weil er es mit Ludwig dem Zwölften gehalten hatte, und sein Königreich an Ferdinand gab. Karl der Fünfte hatte, bey seinem Tode, die Zurückgabe dieses Königreichs anbefohlen. Freylich hatte auch Karl der Fünfte die Absicht gehabt, eben diesen Philip, seinen Sohn, mit Johanne von Albret,

Erbin

Erbin von Navarra, zu vermählen, um seinen Rechten auf dieses Königreich ein gesetzmäßiges Ansehen zu geben. Welche ganz verschiedene Bestimmung! Philip der Zweyte wußte indessen dem Befehle seines sterbenden Vaters auszuweichen, und sein Gewissen zu beruhigen. Er fand nichts einfacher, als, Johanne von Albret, als eine Ketzerin, nach Rom zu fordern; und eben damals entriß er dem Pabste jene gehäßige Bulle, welche eine Königin, mit ihren Kindern in der Wiege, dem Ketzergerichte überliefert, nur damit er, mit gutem Gewissen, sich ihren Raub zueignen könne.

Da dieses Vorhaben nur zum Theile gelungen war, so fürchtete er immer, das Haus Bourbon möchte seinen Rechten, welche es von dem Hause Albret hatte, Gültigkeit zu verschaffen suchen; deswegen schwor Philip den Bourbons den Untergang; deswegen war er der beständige Verfolger Heinrichs des Vierten. Er hatte seinen Vater betrogen; denn lange Zeit hatte Philip der Zweyte dem Anton von Bourbon eine Lokspeise hingehalten, und ihm einen Tausch von Navarra gegen Sardinien antragen, und in dieser Absicht ihm von dem Spanier Manriquez eine verfälschte Karte von dieser Insel überreichen lassen. — Er hatte seine Mutter in die Acht erklärt; noch keiner unsrer Geschichtschreiber hat die im Jahre 1564 von Spanien angelegte Verschwörung gegen Johanne von Albret und deren Kinder, gehörig entwickelt, welche wegen ihrer Folgen, doch so sehr eine Stelle in unsrer Geschichte verdiente. — Er hatte Conde', sei-

nen Oncle, verleumdet, gegen welchen in den Spanischen Niederlanden öffentlich geprediget wurde; man lese hier eine Probe von der Beredsamkeit des Bruder Adrianſen, eines Brüßler Franziskaners! „Heh! da seht mir nun den verfluchten Condé, das Haupt der Huguenotten in Frankreich! — — Hah! falscher Verräther! verruchter Schurke, und doppelter Bösewicht! — — Er nennt sich, Ludwig den Dreyzehnten, ersten christlichen König! — glaubst denn du der erste König der Christen zu seyn? und muß nicht dieser Condé und seine Huguenotten, jeder von ihnen, zum allerwenigsten hunderttausend Teufel im Leibe haben? — Ey! ey! warum hat ihn der Herr Herzog von Guiſe, dieser heilige Märtirer, gesegneten Andenkens, nicht an einen Galgen aufknüpfen lassen, da er ihn vor fünf Jahren zum Gefangenen machte, den Straßenräuber, den rasenden, den verteufelten u. s. f.“ — — Philip der Zweyte hatte Heinrich den Vierten von der Wiege an verfolgt; endlich wollte er diesen Prinzen die Krone Frankreichs rauben, um nicht genöthigt zu ſeyn, ihm die Krone von Navarra zurücke zu geben.

Er benutzte seine Schwägerschaft mit unsern Königen, und deren Minderjährigkeit, um sich in unsere Angelegenheiten zu mischen, und das Feuer unserer Unruhen zu unterhalten; er beherrschte die Regentin, betrieb den Krieg gegen die Huguenotten, schickte Geld und Truppen. Dreytausend Italiäner wurden von dem katholischen Könige, im Jahre 1562 in das Lager des Tavanes abgeschickt;

man erwartete viertausend andre; funfzehnhundert spanische Büchsenschützen zu dem Treffen bey Dreux; verschiedene Hauptleute, und unter andern ein spanischer Räuber, Namens Meno Louppia, war Anführer von fünfhundert Strassenräubern, wie er; sie hiessen gar nicht anders.

Diese Hülfe und die Furcht vor Spanien, vor Philip, vor Alba, vor Granvelle, und hauptsächlich vor dem Ketzergerichte, erzeugten den ersten bürgerlichen Krieg. Philip drohete, wenn vom Frieden und von Gewissensfreyheit gesprochen wurde. Er erhielt von Medicis, daß man nichts unternehmen wolle, ehe er es genehmiget haben würde. Er hatte Söldner im Rathe; er war von allem unterrichtet, was vorging, ofte sogar früher, als die Prinzen; die Hälfte des Raths war Spanisch. Fast ist es unmöglich, daß Philip der Zweyte den Plan zum Bartholomäusblutbade nicht sollte gewußt haben.

Ausserdem weiß man ja, welche genaue Verbindungen Medicis und der Kardinal von Lothringen, mit Philip und mit dem Herzoge von Alba, dessen würdigem Minister, beständig unterhielten, mit diesem wilden Menschen, welcher sich rühmte, er habe bey Einführung des Ketzergerichts in die Niederlande, die Menge der eingezogenen Güther auf eine jährliche Summe von einer Million Gold gebracht, und habe achtzehntausend Menschen durch die Hand des Henkers ausgerottet.

Jedermann weiß es, daß, während die Conferenzen zu Bayonne, die Italiänerin und der Spa-

nier alle Nächte, vermittelst eines bedeckten Ganges, Umgang mit einander unterhielten. Man behauptet sogar, daß eben in diesen geheimen Unterredungen die ersten Maasregeln zur Vertilgung der Protestanten genommen worden, und daß der Herzog von Alba diese unvorsichtige Aeusserung habe hören lassen: „Ein Hechtkopf ist besser, als alle Frösche im Sumpfe;“ — ein gemeiner Ausdruck, der aber in dem Munde eines spanischen Großen wahrscheinlich seine adliche Verachtung gegen die Einwohner der Niederlande anzeigen sollte. So wünschte ehemals Tarquin, daß das Römische Volk nur einen einzigen Kopf haben möchte, damit er diesen mit einem einzigen Hiebe herunterschlagen könne.

Wie dem auch sey, der Erfolg hat wenigstens jenen Verdacht nur allzusehr gerechtfertiget. Zwey Tage vor dem Bartholomäusabende sagte der verwundete Coligny zum Könige: „Ist es aber nicht schändlich, daß man in Ihrem geheimen Rathe nichts vornehmen kann, ohne daß der Herzog von Alba in demselben Augenblicke davon Nachricht hat!“ — Gleiche Vorwürfe machte man der Katharine von Medicis. Und in der That, zu eben dieser Zeit sahe man einen Gesandten von Philip dem Zweyten am Hofe ankommen! Wie konnte man sich nun vorstellen, daß er nicht um das Geheimniß gewußt habe? Die Art, mit welcher er die Nachricht von jener schrecklichen Begebenheit anhörte, läßt übrigens keinen Zweifel in Ansehung seiner wahren Gesinnungen. Johann Bourachio, sein Eilbote, den er sich in Paris hielt, machte in drey

Tagen und drey Nächten den Weg von Paris nach Madrid, welches der König, sein Herr, sehr bewunderte; er bezahlte ihn nicht nur für seinen Fleiß, sondern auch für die mitgebrachten guten Nachrichten. Gleich lief er in die Kirche, ließ zur Danksagung das Te Deum anstimmen, und verordnete öffentliche Freudenfeste zu Madrid. Er schrieb an Karl den Neunten, um ihm wegen dieser freudigen Begebenheit Glück zu wünschen; er ließ es geschehen, daß man in seiner Gegenwart eine öffentliche Lobrede auf diese abscheuliche Handlung hielt, welche man, so wie auch zu Rom, den Triumph der streitenden Kirche nannte.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir von allen Versuchen Philips gegen Frankreich, von seiner grausamen Staatsklugheit, von seinen unaufhörlichen Aufmunterungen, von seinen Bemühungen bey dem Pabste und bey den Ausländern, um das Königreich in Feuer und Flamme zu setzen, umständliche Nachricht geben wollten. In seiner Hand hing der Hauptfaden zu dem ganzen verborgenen Gewebe; sein Hof war der Vereinigungspunkt, von welchem alle Verschwörungen ausgiengen. Die Religion, welche dieser Heuchler unaufhörlich im Munde führte, diente seinen ehrsüchtigen Entwürfen blos zur Decke. Unterdessen, daß er die Guisen zur Empörung aufmunterte, bot er dem König von Navarra monatliche funfzig tausend Thaler, und zweyhunderttausend Vorschuß, um die Protestanten zur Empörung zu bringen, und mit den Katholiken Krieg zu führen. (Bey seinem Vorhaben, die Mo-

narchie zu zerstückeln, stellte er sich sogar, im Jahre 1580, als wenn er die Schwester Heinrichs des Vierten heyrathen wollte, und rieth ihm, sich zum Könige von Gascogne zu machen;) zu gleicher Zeit versprach er demjenigen, der den Prinzen von Oranien ermorden würde, eine beträchtliche Geldsumme und den Adel, und zwar auf sein königliches Wort, und als ein Diener Gottes. — Den Adel für eine solche Handlung zu versprechen! eine solche Handlung, als ein Diener Gottes anzubefehlen! — Aber freylich betete er täglich seinen Rosenkranz. — Der Prinz von Oranien wurde würklich ermordet; und der Adel wurde würklich seinem Mörder gegeben; man kennt noch seine Familie, die keinen andern Anspruch auf Ruhm hat, als diesen Meuchelmord.

Guise vertheilte aus vollen Händen Spaniens Schätze, um der Ligue Anhänger zu erkaufen; er selbst stand in Philips Solde. Aber nach Guisens und der Medicis Tode, hatte der Spanier die erste Rolle auf dieser Blutbühne zu spielen; er wurde recht eigentlich Haupt und Seele von der Ligue; Mayenne ließ ihm nur die Arme. Sein Titel eines katholischen Königs blendete die Schwachen, und sein Gold that das übrige. Schnell fühlte man seinen Einfluß; die Italienischen Sitten und die Lothringschen Kreuze wichen den spanischen Heeren und Doublonen; bey dem Heere der Liguisten sahe man lauter spanische Livree und Devisen; selbst am Hofe war Kleidung, Gebehrde, Sitten, Sprache, alles war Spanisch. Ein Augenzeuge, Favyn, sagt

davon in seiner Geschichte von Navarra: „Nach dem Barricadengefechte sahe man den ganzen Hof Spanisch gekleidet; die Weste dichte am Leibe anliegend; einen grossen stark gefalteten Kragen; Knebelbart, Unterbart, Hut, alles Spanisch; alle Reden Spanisch; Spanische Windbeuteleyen; mit einem Worte, man könnte sagen, daß man damals in Frankreich es für Schimpf und Schande gehalten habe, französisch zu sprechen, und sich Franzosen zu nennen, und daß man ihm Unrecht gethan haben würde, wenn man es nicht das spanische Frankreich genannt hätte. Ich leugne nicht, daß Kenntniß und Verständniß fremder Sprachen für den gut erzogenen Adel nicht nützlich und vortheilhaft seyn sollte. Aber wenn ein jeder sich damit bemengen will, sogar das Frauenzimmer, welche ihre Ehre mehr darinne setzen sollten, daß sie ordentlich leben, als, daß sie gut sprechen, — dann hat man doch gewiß sichere Beweise, daß irgend einige Glieder des Staats fehlerhaft und verdorben sind.“ —

Philip der Zweyte wußte sehr wohl, wie viel ihm darauf ankam, Heinrich den Vierten vom Throne entfernt zu halten; er verlängerte deswegen unsre Drangsale noch um zehn volle Jahre; von 1588, der Zeit des Todes des Herzogs von Guise, bis zum Frieden, im Jahre 1598.

Man machte den Anhängern der Ligue den Vorwurf, sie wären im Herzen Spanier; dieser Vorwurf verdroß sie. „Ist es denn ein Laster, ein Spanier zu seyn? — fragten sie dagegen. Mornay erwiedert darauf: „Allerdings ist es Tugend

für den Spanier, wenn er ein guter Spanier ist; für den Franzosen ist es keine Tugend, ein Spanier zu seyn; sein Lob besteht darinne, daß er ein guter Franzose ist.“ —

Philip der Zweyte wollte sich den Titel eines Beschützers des Königreichs und der Krone Frankreichs anmassen; Mayenne selber setzte sich dagegen; er merkte, daß der ihn begleitende Adel diesen Schimpf nicht gelitten haben würde. Der Spanier hatte so viele Anhänger erkauft, daß der Herzog Ausflüchte suchen mußte und die Bemerkung machte, der Pabst würde es nicht gut heissen, wenn ein andrer sich Beschützer von Frankreich nennte. Die französische Nation, einen Beschützer! Warum nicht? Cronwell war es ja bey der englischen Nation. Darauf ging er mit starken Schritten zu; die Sorbonne philippisirte; selbst die Päbste waren von ihm abhängig; Italien war Sklavin und Söldnerin von Philip.

Vorzüglich aber sahe man, während der Belagerung von Paris, die Würkungen seiner verabscheuungswürdigen Staatsklugheit. Seine Truppen füllten die Stadt; alles wurde von seinen Kundschaftern bestochen; die Theologen waren erkauft; die spanischen Unterhändler suchten alle gewöhnliche Prediger zu gewinnen; die nur eine blose Pfarrstelle hatten, denen versprachen sie ein Bisthum; den blosen Kapellanen, Pfarrstellen, und andern, gewöhnliche Jahrgelder; und durch diese Vortheile liessen sie sich verleiten, daß sie aus Sorbonnisten öffentliche Herolde, Prediger, und Lobredner der Li-

gue wurden; sie erklärten den Ketzer des Throns unwürdig; und schickten zu gleicher Zeit Abgeordnete an den katholischen König, um ihn zu bitten, das Ruder des Staats in die Hand zu nehmen, und zu geruhen, die drückende Last der Krone sich auflegen zu lassen; schon beteten einige Mönche in Paris — pro Rege nostro Philippo.

Der Spanier Mendoza trieb die Unverschämtheit so weit, daß er in Paris Münzen mit dem Wappen von Castilien schlagen ließ, ohne daß der Herzog von Nemours, Befehlhaber dieser Stadt, oder das Parlament, darüber Klage geführt hätte; er ließ sie aus vollen Händen auf die Kreuzwege dem geringen Volke zuwerfen, welches dafür in Lobgesängen auf die Ligue und auf Philip ausbrach.

Man pries seine Edelmüthigkeit, und hauptsächlich seinen Eifer für die Religion. Er stellte sich menschenfreundlich, und wußte dadurch seinen ehrsüchtigen Absichten eine Larve vorzuziehen. In Paris war eine Menge von Leuten ohne Beschäftigung und ohne Vaterland, welche in allen Theilen der Stadt sich herum trieben; diesen gaben die spanischen Unterhändler wöchentlich ein gewisses Maas Getraide (minot;) sie hiessen daher minotiers: Sie hielten daher ein Verzeichniß von diesen Spanierfranzosen; man zählte ihrer gegen vier Tausend in dem einzigen Universitätsviertel; unter andre vertheilte man Suppen und derbe Speisen. Nach der Bezwingung von Saint Denis sahe man grosse Breykessel aufgestellt, welche man spanische Kessel nannte,

weil der spanische Gesandte sie gab, so wie auch die Kochtöpfe zum Fleische von Pferden, von Eseln und Maulthieren. Diese spanischen Kostgänger waren so recht der Auswurf des Pöbels; sie waren es, welchen aufgetragen wurde, zu rufen: „Es lebe der katholische König! es lebe der König von Spanien!“ —

Indessen wurde die schreckliche Hungersnoth immer empfindlicher; die Stimme dieser Unglücklichen wurde schwächer, je sparsamer die täglichen Spendungen wurden. Als sich aber kein Brod, kein Getraide, keine Kräuter zu verschlingen fanden, da sahen sie auf das Geld nur mit Unwillen. Einmal umringte sie Mendoza; er ließ noch immer jene kleine Münze unter sie auswerfen; aber ohne diese aufzusammeln, riefen sie mit ersterbender Stimme: „Ach, gnädiger Herr, Brod lassen Sie auswerfen, denn wir sterben vor Hunger!“ —. Und eben einige Tage nach diesem Vorfalle, wagte dieser Don Diego de Mendoza, den Vorschlag, daß man die Todengebeine vom Kirchhofe mahlen lassen sollte, um die Armen damit zu ernähren. Man nannte diese Zubereitung das Brod der Frau von Montpensier, weil sie diesen Einfall gebilliget, und in Ausführung hatte bringen lassen. Alle, die davon aßen, starben davon.

Gleiche Auftritte zeigten sich in den mehresten Provinzen; sie hatten mehr oder weniger die spanische Tyranney zu empfinden. Ein Alvarez Osorio in Jere; ein Hernandez Teillio in Picardie; (dieser war noch der tapferste unter allen Spa-

niern, und als er bey einem Sturmlaufen getödet wurde, so errichtete man ihm in der Kathedralkirche zu Amiens ein Grabmahl; nach der Einnahme dieser Stadt von Heinrich dem Vierten, wollte man diesen Fürsten bewegen, dasselbe zerstören zu lassen, als ein für Frankreich schimpfliches Denkmal. Wollte Gott, rief Heinrich, daß alle meine Feinde eins dergleichen hätten.); — ferner ein Contrera, der mit kaltem Blute den tapferen Admiral von Villars tödete; ein Johann von Nape, und ein Don Francesco de Armengol in Languedoc; ein Hauptmann Praxeda, ein Don Juan de Aquila in Bretagne, welcher hier mit Mercoeur fünftausend Spanier anführte; diese und andre wußten durch Furcht das Volk in Schranken zu halten, unterdessen, daß ein Simon Antonio, ein Manriquez, ein Giovanno Bertachin, und andre spanische Unterhändler und Minister, in Bestechungen und geheimen Ränken nicht minder glücklich waren.

Sie verstärkten ihre Batterien während der Versammlung der Ligue; denn nun mußte die Sache entschieden werden. Die von Philip besoldeten Schriftsteller, ein Italiäner Cranato, — welcher für Philip eben das that, was der Lothringer Rosieres für die Guisen gethan hatte; er schrieb nämlich im Jahre 1586, eine Abhandlung, um den Vorrang des Königs von Spanien über alle christlichen Königreiche zu beweisen, und um das salische Gesetz anzugreifen; er behauptete in derselben, daß, im Falle der Erlöschung des Hauses Valois, das

Haus Spanien, ein eventuelles Recht auf die Krone Frankreichs habe; — ferner ein Spanier, Pedro Cornejo, und andre suchten das erste Gesetz des Staats anzugreifen, und dem Könige von Spanien eingebildete Rechte und Ansprüche zu erschaffen, an welche er selbst nicht einmal dachte, unterdessen, daß ein Don Diego de Ibarra, Dom Bernardin genannt Inigo de Mendoza, und Juan Baptista Taxis seine Unterhändler und Gesandten bey der Ligue, redlich ihren Dienst thaten. Ihr Hauptauftrag bestand darinne, daß sie für Philips Tochter, Isabella, um die Krone anhalten sollten.

Ibarra that den ersten Antrag; er wurde schlecht aufgenommen. Mendoza, welcher für sehr gelehrt gehalten wurde, und welcher die Auseinandersetzung der Rechte der Spanierin, von Seiten ihrer Mutter, Tochter Hinrichs des Zweyten, hauptsächlich übernommen hatte, wurde vor die Versammlung gelassen, wo er seine Beweise aufstellte, und sehr studierte, sehr lange, und sehr langweilige Reden gegen das salische Gesetz hielt. Ohnerachtet diese Versammlung nur aus Liguisten bestand, so erregten diese Reden doch vieles Murren.

Tassis oder Taxis, welcher sich einbildete, daß die Franzosen hauptsächlich nur vor dem Weiberregimente sich fürchteten, glaubte die Sache dadurch in das Geleise zu bringen, daß er sagte, — der katholische König werde die Infantin an den Erzherzog Ernst von Oesterreich verheyrathen, und dieser werde mit ihr zugleich die Regierung führen; er bedachte nicht, daß eben die Furcht, einen Aus-

länder zum Könige zu bekommen, die Veranlassung in Frankreich war, nicht das Weiberregiment, — denn Weiber haben hier ofte die Regierung geführt, — sondern die Thronfolge nach weiblicher Linie, für unstatthaft zu erklären. Auch herrschte über seinen Vortrag nur eine einzige Meynung; die Stände antworteten: „sie verlangten keinen König aus einem andern Lande, und von einer andern Sprache, als der ihrigen; und niemals würden sich französische Ohren gewöhnen können, dergleichen zu hören.“ —

Uebrigens waren Ibarra, Tassis und Mendoza nur die Sprachwerkzeuge von Laurent Suarez de Figueroa, Herzoge von Feria, welcher den Titel eines ausserordentlichen Gesandten des spanischen Hofes bey den Ständen der Ligue führte. Dieser hatte Philips hauptsächliches Vertrauen, und vollen Auftrag, um die Erwählung eines Königs anzuhalten; und Blankets, die er nach Belieben anfüllte, und nachdem die Umstände waren, setzte er abwechselnd in dieselbe den Namen der Infantin des Erzherzogs, oder des jungen Herzogs von Guise.

Alle diese Spanier hatten einen unerträglichen Trotz und Hochmuth; vorzüglich fühlte sich Mayenne, welcher den Thron für sich verlangte, über ihren Stolz und über ihre Ansprüche. Sie wurden seine besondern Feinde. Sie schrieben wider diesen Prinzen an den König von Spanien. Heinrich der Vierte bekam diese Briefe in seine Hände, und überschickte sie an Mayenne; dies war die einzige Rache, welche er sich erlaubte. Es entstand

zwischen ihnen ein Misverständniß; Bitterkeit, Haß, Mistrauen, mischte sich in alle ihre Ueberlegungen, und trug sehr viel zur Verschlimmerung ihrer Sachen bey.

Endlich wußten diese Spanier, einen Belin, einen Brissac, Obrigkeiten und Bürger auszukundschaften, welche sich an den König ergeben wollten. Man war ihrer Tyranney müde; man täuschte ihre Wachsamkeit. Alle Franzosen waren heimlich einverstanden, Heinrich dem Vierten die Thore von Paris zu öfnen, und kein Spanier war davon benachrichtiget. Noch an dem Tage der Einnahme suchte der Herzog von Feria, aus Furcht vor der Rache dieses Fürsten, oder vor Beschimpfungen von der Menge, im Tempel sich zu verschanzen; der König schickte den Grafen von Saint Pol an ihn ab, um ihm zu versichern, daß er nichts zu fürchten habe; er ließ ihm ein sicheres Geleit anbieten, und erlaubte ihm, mit Trommelschlage und fliegenden Fahnen sich zurückzuziehen. Sie zogen noch an demselben Abend, zum Saint-Denysthore hinaus. Der König stand an einem Fenster, um sie vorbeyziehen zu sehen.

„Meine Herren, — sagte er zu den Gesandten, mit seiner gewöhnlichen Munterkeit, — empfehlen Sie mich Ihrem Herrn, aber dahin lassen sie es nicht wieder kommen.“ —

Alle Spanier grüßten ihn, mit dem Hute in der Hand, mit vieler Hochachtung und tiefen Verbeugungen. Der Herzog von Feria, welcher seinen spanischen Trotz noch nicht abgelegt hatte, grüß-

te ihn nur ganz obenhin; der König, welcher es gewahr wurde, machte die neben ihm stehenden darauf aufmerksam, und nahm seinen Hut auch nur zur Hälfte ab, indem er ihm nachmachte. Ein halbes Schock der verzweifeltesten Liguisten schleppten sie mit sich!

Durch seinen Sieg und durch seine Gelindigkeit hatte Heinrich der Vierte alle Herzen wieder gewonnen. Dadurch, daß er der Messe beywohnte, vernichtete er alles Vorgeben, und alle Ansprüche Philips des Zweyten. Dieser Fürst, welcher sich die Frucht seiner Treulosigkeit, und so vieler verschwendeten Schätze, sich so ganz entgangen sahe, verdoppelte jetzt seine Bemühungen, und wendete alle Arten von Kunstgriffen an, um Heinrichs Aussöhnung mit den Päbsten zu verhindern, und seine Absichten den Katholiken verdächtig zu machen.

Die Spanier widersetzten sich der Losprechung Heinrichs des Vierten vom Kirchenbanne. Noch im Jahre 1597, das heißt, vier Jahre nach Heinrichs Rückkehr zur katholischen Kirche, hatte der König von Spanien einen kleinen Rath in Paris, welcher seine Bestechungsgelder vertheilen, und seine geheimen Plane leiten mußte.

Heinrich fuhr indessen fort, mit den Waffen der Aufrichtigkeit und gesetzmäßigen Würde zu fechten; durch diese Art, seine Unterhandlungen zu betreiben, wurde mehr als einmal Philips List vereitelt; aber in seinem Systeme änderte er deswegen doch nichts.

Selbst nach dem Frieden zu Vervins, im Jahre 1598, hörte der seinen Grundsätzen getreue Spanier noch immer nicht auf, einen heimlichen Krieg gegen diesen Monarchen zu führen. Dem unsaubern Reste der Liguisten verstattete er eine Zuflucht in seine Staaten. Hier fand der Auswurf dieser verkehrten Menschen, welche Heinrichs Gelindigkeit verschonte, eine Sicherheitsstätte. Der Spanier gab dem Feuer ihrer Wuth Nahrung; er belohnte sie mit Jahrgeldern und mit Pfründen.

Die spanischen Niederlande, welche bisher das Waarenlager des Fanatism gewesen waren, — denn auch das vornehmste Hausgeräthe und der Schmuck der Krone, an welchen mehr als zehn Könige gesammelt hatten, war von den Liguisten geraubt, in die Niederlande geschickt, und zu Anvers verkauft worden, um die Kosten des Kriegs zu bestreiten, und die Armee des Herzogs von Parma zu bezahlen, — wurden jetzt recht der Sitz des Verderbens, wo der Sauerteig der Ligue in beständiger Gährung unterhalten wurde, und dessen schädliche Wirkungen endlich alle zum Vorscheine kamen; aus ihnen strömten so viele Schriften, Pasquille, Vorhersagungen, welche durch Mordthaten ihre Erfüllung erhielten; denn fast täglich wurden hier, unter spanischem Schuze, Spottschriften gegen Frankreich, und gegen Heinrich den Vierten geschmiedet; hier erschien die Vertheidigung des Johann Chatel, und die Predigten über die verstellte Bekehrung Heinrichs von Bourbon, vom Doktor Boucher; der englische Katholik,

tholik, und das Banket des Grafen von Arete, das fürchterlichste unter allen diesen Pasquillen; endlich die politischen Geheimnisse, in welchen gezeigt werden sollte, Heinrich der Vierte habe sehr weit aussehende Entwürfe, u. s. f.

Die Verschwörungen, welche gegen das Leben dieses Monarchen angelegt wurden, alle hier anzuführen, dürfte uns zu weit führen; es mag genug seyn, jenen Italiäner, welcher vom Kardinal von Oesterreich ein Monatsgeld von fünf und zwanzig Thalern erhielt, hier genannt zu haben, welcher eine Armbrust von ganz neuer Erfindung ersonnen hatte, mit welcher er den König aus der Ferne erlegen sollte; Heinrich der Vierte wollte ihn selber verhören; — den hochwürdigen Vater Ridicovi, einen Jakobinermönch aus Flandern, welchem vom Nunzius Malvezzi sehr zugeredet wurde, der ihm auch seinen Segen gab, als er von ihm wegging, um Heinrich den Vierten zu ermorden, der ihm aber verzieh, um den guten Namen des Nunzius, und die Ehre des heiligen Stuhls zu schonen; der aber ein neues Verbrechen beging, und endlich einer zweifach verdienten Strafe nicht entgehen konnte; — und endlich einen Pater Arger, ebenfals Jakobiner aus Avesnes, welcher sich eines gleichen Verbrechens schuldig gemacht hatte; und alles dieses nach dem Frieden, denn dies geschahe in den Jahren 1599 und 1601.

Vielleicht würde noch jetzt in jenen Niederlanden, nach zwey Jahrhunderten, ein Fürst, wel-

cher seine Staaten von dem ultramontanischen Aberglauben würde reinigen wollen, die meisten Schwierigkeiten vorfinden.

Indessen hörte der spanische Rath nicht auf, geheime Einverständnisse selbst in Frankreich zu unterhalten, und alles anzuwenden, um die Schwachen zu verführen und die Ehrgeizigen zu bestechen. So machte er, noch nach dem feyerlich beschwornen Frieden, Biron und den Baron von Fontenelle unglücklich; nöthigte den Hofe, ihm die Geheimnisse des Staats zu entdecken; so bestach der spanische Gesandte, Diego de Zuniga, den Meyrargues, um ihm Marseille zu überliefern; und die beyden Gebrüder Laquisses, geborne Genueser, um ihm Narbonne und Leucate zu überliefern, da zu gleicher Zeit Lesdema, der geringste unter allen spanischen Unterhändlern, einen Schwachsinnigen verleitete, ein noch weit grösseres Verbrechen zu begehen. Unter dem Vorwande der Andacht nämlich ging Lesdema ofte in das Kartheuserkloster zu Vannes; er wußte einen jungen Mönch, von schwachem Verstande, zu gewinnen, und beredete ihn, den König zu tödten; er hieß Ouin. An eben dem Tage, da Meyrargues hingerichtet wurde, wollte er sein Verbrechen vollziehen; und als der König über die Neubrücke von der Jagd zurücke kam, überfiel er ihn mit einem Dolche in der Hand. Der König begnadigte ihn, weil er ihn für einen Narren, und nicht für einen Verbrecher hielt; er befahl blos seinen Obern, ihn einzuschliessen, und wollte nicht, daß das Parlament sich dieser Sache unter-

zöge. Herr von Thou sagt, man habe ihm den Proceß gemacht, und der König habe ihm, in Rücksicht auf den Kartheuserorden, aus welchem er war, verziehen.

Auf gleiche Weise benutzte, und unterstützte der spanische Rath alle Thorheiten der Marquisin von Verneuil; sie und ihr Bruder, der Graf von Auvergne, waren einen Vergleich eingegangen, nach welchem der König von Spanien ihnen Truppen und Gelder versprochen hatte, um Heinrich von Bourbon, welchen Heinrich der Vierte von der Marquisin hatte, auf den Thron zu setzen; dieses Kind erhielt hier die Würde eines Dauphins und gesetzmäßigen Erben der Krone. Die Marquisin sollte nach Spanien gehen und ihren Sohn mitnehmen, um zu einem neuen Kriege und zu neuen Unruhen den Vorwand herzugeben; zwey Kapuciner, einer in Rom, der andre in Paris, hatten diese ganze Intrigue zu führen, die aber im Jahre 1604 entdeckt wurde.

Dies wäre so ein Abriß von dem Uebel, zu welchem Philip der Zweyte der hauptsächlichste Urheber, und welches vorzüglich sein Werk war; und man sieht, daß nicht ohne Grund einige Geschichtschreiber ihn daemonium meridianum genannt haben. Er war eben so sehr Feind der Menschheit, als Feind von Frankreich.

In seinen letzten Augenblicken gestand er seinem Sohne, daß es ihm beynahe fünfhundert vier und neunzig Millionen gekostet habe, um das Feuer unserer

bürgerlichen Kriege zu unterhalten. Die spanischen Pistolen waren so gewöhnlich in Frankreich, daß sie die gemeinste Münze bey dem Handel waren; und dies ist eben der nämliche Mensch, welcher seinem verabscheuungswürdigen Ehrgeitze mehr als zwanzig Millionen Unglücklicher in Indien aufgeopfert hatte.

Jenes Geständniß hatte Philip schon einmal in der Ständeversammlung der Ligue gethan; er ließ in derselben durch seinen Gesandten erklären, daß er schon über sechs Millionen Gold Unkosten gehabt habe. Daniel sagt in seiner Geschichte, daß unter seinen Papieren sich ein Aufsatz gefunden habe über das, was ihm die Kriege und seine übrigen Unternehmungen während ohngefähr fünf und vierzig Jahre gekostet haben; und dieser Aufwand belief sich auf fünfhundert vier und funfzig Millionen. Dies scheint fast unglaublich, denn es beträgt jährlich mehr als hundert Millionen. Eben diese Verschwendung veranlaßte Richelieu zu dem Ausspruche! „Philip habe die neue Welt erschöpft, um die alte kaufen zu können.

Herr Anquetil, dieser geschickte Mahler, schildert ihn in folgenden Worten:

„Ruhig an seinem Hofe schickte dieser Monarch aus dem Innersten seines Kabinets, die Zwietracht zu seinen Nachbarn herüber. Seine Schätze standen der Treulosigkeit offen, welche die Geheimnisse der Fürsten entdeckte; der Begeisterung, welche das Volk empörte; der Schwärmerey, welche Könige mordete. Die Menschen betrachtete er nicht anders, als wenn sie dazu geboren wären, seinem

Ehrgeitze zu fröhnen; und der Sieg würde diesem Barbaren nicht einen einzigen Seufzer gekostet haben, wenn er über Haufen von Leichnamen zum Throne der Welt hätte hinaufsteigen können.“ —

Er hatte sich recht mit Kunst darauf gelegt, Natur und Mitleiden in seinem Herzen zu ersticken; er hatte es so weit gebracht, daß er mit aller Gelassenheit das Schreyen der Unglücklichen hören konnte; und als er einmal, bey dem Anblicke der Elenden, welche er den Flammen Preis geben wollte, einige Rührung spürte, so schickte er einige Tropfen von seinem Blute an das Ketzergericht, um dieses unwillkührliche Verbrechen abzubüßen. Seine Neigung zu Glaubensgerichten und Ketzergerichten hatte er sehr frühzeitig blicken lassen; seine gröste Freude wäre gewesen, wenn er diese in Frankreich hätte einführen können; und dies wäre das erste gewesen, was er gethan hätte, wenn seine Tochter Königin geworden wäre.

Und dieses Ungeheuer fand Achtung, — und niemand sprach mit demselben anders, als auf den Knien! — und vierzehnmal empfieng er die letzten Sakramente, ehe er das Leben aushauchte! — Davon kein Wort weiter, um nicht zuviel zu sagen; wir wollen mit einer Bemerkung schliessen, welche sich von selber darbietet. Philip der Zweyte, der im Besitze der Schätze Indiens war, hat seinen Unterthanen einen Bankerott hinterlassen und Spanien zu Grunde gerichtet; er hat die Niederlande eingebüßt, und bey seinem Tode befahl er, Navarra an Heinrich den Vierten zurücke zu geben! Dies

war wohl die Mühe werth, vierzig Jahre lang beyde Welten unglücklich zu machen!

Welche Quaal würde Philip empfunden haben, wenn man ihm hätte sagen können: „Jener Heinrich von Bearn, den du verfolgest, dem du den französischen Thron rauben willst, — siehe nur, dessen Urenkel wird, nach Verlöschung deiner Nachkommenschaft, auf Spaniens Throne sitzen, und alle diese weitläuftigen Staaten im Frieden regieren.

Dreyzehntes Kapitel.

Von einigen andern fremden Staaten und Prinzen, und von ihrem Einflusse in Frankreich, während der Ligue.

Alle katholische Staaten thaten im Kleinen eben das, was Philip der Zweyte im Großen auszuführen gedachte; sie beförderten unsre Uneinigkeiten, in der Hofnung, ihren Theil an unserm Raube zu bekommen, und die Monarchie zu zerstückeln.

1. Karl der Dritte, Herzog von Lothringen.

Medicis hatte ihre liebste Tochter an ihn verheyrathet; die Herzogin von Lothringen war, zur Zeit des Bartholomäusblutbades, im Louvre, und war von allem unterrichtet. Die Königin bewog den sterbenden Karl den Neunten, dem Herzoge, seinem Schwiegersohne, die allgemeine Statthalter-

schaft über das Königreich zu geben, mit Ausschliessung ihres eigenen Sohnes, des Herzogs von Alençon; denn sie fürchtete dessen Standhaftigkeit, dessen Haß gegen die Guisen und dessen Anhänglichkeit an die Bourbons und Montmorency's. Sobald als Heinrich der Dritte aus Polen zurücke kam, verheyrathete sie ihn an die Schwester des Herzogs, und brachte ihn zu dem Entschlusse, zum Besten dieses Prinzen seinen Rechten auf das Herzogthum Bar zu entsagen, so sehr auch die Parlamente sich dagegen setzten.

Da der Herzog von Alençon tod war und Heinrich der Dritte keine Kinder hatte, auch keine haben konnte; so folgte Katharine dem Beyspiele einiger andern ausländischen Königinnen, die, mitten in ihrem neuen Vaterlande, immer noch ihre ausländischen Gesinnungen beybehalten; sie that alles, was sie nur konnte, um das salische Gesetz, welches ihr so sehr im Wege stand, anzugreifen und umzustossen. Wenn man ihr hätte glauben wollen, so waren die Bourbons weit von dem gemeinschaftlichen Stamme entfernt, waren nicht einmal mehr mit Valois verwandt. Nach dieser Voraussetzung wollte sie die Kinder ihrer Tochter krönen lassen; und aus diesem Grunde begünstigte sie jederzeit die Ligue, ohnerachtet sie den Guisen nicht hold war. Dieser Entwurf schmeichelte der Eitelkeit des Herzogs von Lothringen so sehr, daß er das Luftige davon gar nicht gewahr wurde.

Sobald als die Ligue öffentlich ausbrach, rückte der Herzog mit einem Heere nach Frankreich, und

verwüstete Champagne. Sein Feldherr, Ambli-
se, wurde von Turenne überwunden. Der Lo-
thringsche Prinz schickte den Marquis von Pont,
seinen ältesten Sohn, eben denjenigen, welchem er
die Krone bestimmt hatte, in Mayenne's Lager;
aber er wurde sein Mitbewerber bey der Ständever-
sammlung der Ligue, wo er durch seine Gesandten
die Sache seines Sohnes verfechten ließ, und sich
alle Mühe gab, seinen Rechten auf die Krone Gül-
tigkeit zu verschaffen. Die Zwietracht mischte sich
in das Spiel; die Siege Heinrichs des Vierten
machten sie wieder einig.

Nach der Zeit trat der Herzog von Bar, zwey-
ter Sohn des Herzogs von Lothringen, eine Wall-
fahrt nach Rom an, um bey dem Pabste sich Ver-
gebung darüber zu holen, daß er die Schwester Hein-
richs des Vierten geheyrathet habe, deren Tod er
durch häufigen Verdruß beschleunigte.

2. Karl Emmanuel, Herzog von Savoien.

Karl Emmanuel, Herzog von Savoien, war
ein tapferer, thätiger, geistvoller, staatskluger Prinz;
aber noch stärker war bey ihm die Neigung zu Rän-
ken, der Ehrgeiz und die Treulosigkeit. Er hatte
viele Ursachen, sich mit den Anführern der Ligue zu
verbinden. Er war verwandt mit den Guisen, ein
naher Vetter von Nemours, ein Schwiegersohn
von Philip dem Zweyten, Gemahl der Enkelin
Katharinens von Medicis. Seine Erziehung
hatte er von der Schwester des Marschall von Retz,
Marie von Gondi, welche ihn ganz zur italiäni-

schen Schlauheit in der Jugend gebildet hatte, und welche, während seines ganzen Lebens, eine große Herrschaft über seinen Geist behielt; sie war erste Hofdame bey der Herzogin, ihrer Mutter, und wurde an Claud von Savoien, Grafen von Pontcallier, verheyrathet.

Der Herzog benutzte die Unruhen des Königreichs und die Schwäche Heinrichs des Dritten, um sich des Markgrafthums Saluzzo zu bemächtigen, und zwar aus Furcht, — wie er sagte, indem er den Heuchler zugleich mit dem Ungerechten spielte, — aus Furcht, Lesdiguyeres möchte aus demselben ein Raubnest für die Huguenotten machen. Dies ist genau die Sprache und die Bedenklichkeit eines Tartuffe, welcher seinem Wirthe seine Güter nimmt, aus Furcht, dessen Sohn möchte einen schlimmen Gebrauch davon machen. Wahrscheinlich hatte er eine eben so lautere Absicht, als er sich zum Herrn von Dauphine' machen wollte. In Provence glückte es ihm besser; wir werden balde die Ursachen davon sehen. Das Parlament zu Aix, die höchsten Gerichtsstellen, die Kirche und die Kriegsheere wählten unter ihren Gliedern eine Menge päbstlicher Unterthanen, welche einem so gut katholischen Prinzen, wie der Herzog von Savoien war, der auch das Ketzergericht im Markgrafthume Saluzzo eingeführt hatte, alle sehr geneigt waren. Der Name und das Uebergewicht Philips des Zweyten, seines Schwiegervaters, unterstützte ihn; die Ränke und Schätze des Herzogs thaten das übrige. Eine Million Gold ließ er es sich kosten. Wo

er sich in den Städten zeigte, riefen Kinder und Pöbel: Vive la Messe, vive Son Altesse, et soit chassé la Valette. Der König von Spanien war ihm behülflich, daß er als Schutzherr dieser Provinz anerkannt wurde; denn durch dieses Beyspiel wollte er Frankreich veranlassen, auch ihn als Schutzherrn des ganzen Königreichs anzuerkennen. Nach einem Schlusse des Parlaments von Aix, wurde er zum Generalstatthalter von Provence, unter der Krone Frankreich, erklärt; er saß hier unter einem Thronhimmel, der nur für Könige aufbewahrt blieb.

Dies war die Wiederholung von dem, wie man es mit Mayenne in Paris gemacht hatte; und so wie dieser, blieb auch jener dabey nicht stehen; er machte Ansprüche auf die Krone, theils von Seiten seiner Mutter, einer Tochter Franz des Ersten; theils von Seiten seiner Gemahlin, einer Enkelin Heinrichs des Zweyten. Dies veranlaßte Panigarola, Bischof von Asti, der sein Abgeordneter, sein Prediger und sein Spion zu Paris war, zu dem Ausdrucke, — er sey ein doppelter Sohn Frankreichs, und er wüßte keinen, der ein größeres Recht, als er, auf die Krone hätte.

Und wirklich schmeichelt er sich für einen Augenblick mit der Möglichkeit, König von Frankreich zu werden; er schickte in dieser Absicht einen Gesandten an die Versammlung der Ligue; aber er fand an Mayenne einen fürchterlichen Mitbewerber, und mußte balde seinen Irrthum einsehen. Er sinnt auf einen neuen Entwurf, der vielleicht nicht so sehr aus der Luft gegriffen war; er wollte näm-

lich das alte Königreich Arles wieder herstellen, und in seiner Person Dauphine' und Provence mit Savoien vereinigen, von welchem jene Provinzen abgekommen waren. Er war sicherer gegen alle Hinderniss von Seiten des Kaisers, des Hauses Oesterreich, als Philip der Zweyte, der ihm diesen Königstitel, welcher seiner Eitelkeit eben so sehr, als seinem Ehrgeize schmeichelte, um einen billigen Preis verkaufte.

Ein berühmtes Frauenzimmer, die schöne Gräfin von Sault, hatte ihm zu seinem glücklichen Fortgange in Provence die Bahn geebnet; eben dieses, in der Folge vernachläßigte Frauenzimmer, wurde zum Theile die Urheberin seiner Widerwärtigkeiten. Am meisten fand er sich auf seinem Wege von einem Feldherrn angehalten, der, nächst Heinrich dem Vierten, der glücklichste und gröste Krieger seiner Zeit war. Lesdiguyeres schlug bey jeder Gelegenheit den Herzog von Savoien, verjagte ihn von einem Orte zum andern, und überall mußte er vor ihm die Flucht nehmen, bis endlich Frankreich von diesem ungelegenen Gaste gesäubert war; so wurden zum Beyspiele in dem entscheidenden Treffen bey Pont-Charra, der Herzog von Savoien, der spanische Hauptmann Olivarez, und bis auf zwölftausend Mann Savoier, Spanier, Mailänder u. a. geschlagen. Lesdiguyeres reinigte die Ufer der Rhone und der Isser von den Räubern der Ligue, mit eben dem glücklichen Erfolge, mit welchem der König, sein Herr und sein Freund, die Ufer der Loire und Seine von ihnen säuberte.

Noch blieb das Markgrafthum Saluzzo übrig, welches von den Ländern des Herzogs eingeschlossen war. Es ist bekannt, welche Maschinen er spielen ließ; zu welchen listigen Wendungen er seine Zuflucht nahm; welche sträfliche Kunstgriffe er sogar anwendete, als er am Hofe erschien, um Minister und Maitressen zu verführen, um sich der Nothwendigkeit zu überheben, gerecht zu handeln. Vielleicht glaubte er, noch mit einem Heinrich dem Dritten zu thun zu haben, der bey seiner Zurückkunft aus Polen nach Frankreich, von Erkenntlichkeit wegen einer prächtigen Bewirthung, welche man ihm zu Turin gegeben, und welche hunderttausend Thaler gekostet hatte, so sehr gerührt wurde, daß er dem Herzoge die Städte Pignerol und Savillan überließ, welche den Uebergang über die Alpen deckten.

So ofte als man mit ihm von Zurückgabe des Markgrafthums Saluzzo sprach, so ofte war seine ganze Antwort: „das Wort Zurückgabe müsse man niemals aus dem Munde eines Prinzen, und zumal eines Kriegers, hören. Doch bey aller seiner Geschmeidigkeit konnte er gleichwohl nicht entwischen; der siegreiche Heinrich war der Mann nicht, der dieses Denkmal von Schwäche und Schande hätte stehen lassen können; er wollte den Proteus in Fesseln sehen; seine ganze List scheiterte an dem Felsenmuthe, an dem freymüthigen und edeln Betragen des Helden von Frankreich.

Als der Herzog sich des Markgrafthums Saluzzo bemächtiget hatte, ließ er eine Münze schla-

gen, auf welcher man einen Centaur erblickte, der eine Crone mit den Füßen trat, mit der Ueberschrift: Opportune. Heinrich der Vierte, welcher sein Eigenthum wieder zurücke nehmen wollte, ließ ebenfalls eine andre Münze schlagen, auf welcher ein Herkules vorgestellt war, der einen Centaur mit den Füßen trat, mit einer andern Umschrift: Opportunius; und Sully sagt uns, daß der König selber der Erfinder von der Medaille und von der Umschrift gewesen sey.

Zu gleicher Zeit rückte Heinrich nach Savoien; alles beugte sich unter ihm. Vergebens hatte der Herzog ein Breve vom Pabste erhalten, vermöge dessen seine Soldaten, mit gutem Gewissen, alle Arten von Verbrechen begehen konnten; auch diese Aufmunterung erfüllte nicht alle seine Hofnungen. Er mußte sich unterwerfen, und jene Zurückgabe bewerkstelligen, die ihn so sehr am Herzen lag, oder einen gleichen Werth dafür geben. Er wollte an Genf sich seines Schadens erholen; aber auch hier verhinderte ihn Heinrich der Vierte an der Unterdrückung dieses erst werdenden Freystaats. Der Monarch ließ seinen festen Entschluß zur Vertheidigung desselben, selbst mit Daranwagung seiner eigenen Person, öffentlich bekannt machen, und erklärte sich als den Beschützer dieser Sicherheitsstätte der Freyheit.

Jetzt suchte der Herzog, Biron zu verführen; er berauschte ihn mit seinem treulosen Lobe; und seine Versprechungen, nebst den Versprechungen seines Schwiegervaters, seine Begriffe von Unabhän-

gigkeit und seine Entwürfe, zu Größe zu gelangen, fingen wirklich an, diesem berühmten Krieger den Kopf schwindlich zu machen. Was er über diesen strafwürdigen Plan und über die Absicht des Herzogs von Savoien dachte, kann man aus dem sehen, was er an Heinrich den Vierten schrieb da er unter andern sagt: „man darf ihm weder im Kriege noch im Frieden trauen;“ — und an einem andern Orte: „Nein, niemals werde ich bereuen, daß ich gegen diesen treuloseſten unter allen Menschen mistrauisch war.“ —

Aber das besondere Benehmen des Herzogs Karl Emmanuel von Savoien, gegen Coligny's Wittwe, seine geborne Unterthanin, ist eben so hassenswürdig. Sie war eine Gräfin von Egremont, die reichste Erbin in Savoien; Coligny's große Eigenschaften hatten sie für ihn eingenommen; und ohne diesen Helden besonders zu kennen, ließ sie ihm einen Heyrathsantrag thun, welcher angenommen wurde. Wir haben bereits gesehen, daß sie, zur Zeit des Huguenottenblutbades, erst seit zwey Jahren verheyrathet und schwanger war.

Dieses Frauenzimmer, die wegen ihres Unglücks bey jedem hätte Theilnehmen erwecken sollen, floh ein undankbares Land, dessen Boden mit dem Blute ihres Garten befleckt war. Sie bittet den Herzog von Savoien um Erlaubniß, ihn sprechen zu dürfen; sie erhält dieselbe; und augenblicklich wird sie, auf Befehl dieses Prinzen, in das

Schloß zu Niza in Verwahrung gegeben. Anfangs will er sie zwingen, ihrer Religion zu entsagen; da er aber gegen ihre Standhaftigkeit nichts ausrichten konnte, so läßt er sie von zehn leichten Reutern nach Turin bringen, wo sie in ein noch engeres Gefängniß gebracht, und noch fester geschlossen wird. Hier hatte sie alle Arten von Quaalen auszustehen; um sich ihrer Güter zu bemächtigen, legt ihr der Herzog lächerliche Verbrechen zur Last; beschuldiget sie, daß sie den Teufel angerufen habe, u. a. m.; und dem zufolge überliefert er sie dem Ketzergerichte; denn dahin nahmen die Verfolger jedesmal ihre Zuflucht. Die Richter erhalten Befehl, sie als eine Zauberin, oder wenigstens als eine ketzerische Abtrünnige zu verurtheilen; aber ihr wahres, ihr einziges Verbrechen bestand darinne, daß sie unermeßliche Besitzungen in Savoien hatte, deren der Herzog sich bemächtigen wollte; vergebens ließ Heinrich der Vierte, welchem Coligny's Andenken theuer war, und welcher dessen Wittwe ehrte, um ihre Freyheit bey dem Pabste anhalten; diese Verwendung des Königs machte ihre Fesseln nur noch schwerer. Der Herzog beschimpfte sich, in den Augen von ganz Europa, durch ein eben so ungerechtes, als grausames Verfahren. Endlich unterlag sie der Last ihrer Quaalen, ihres Alters, ihres Elendes, der Angst einer funfzehnjährigen Gefangenschaft, und endigte ihre Tage in einem grausenvollen Kerker; ohne einigen Trost; ohne auch nur einmal diejenige Hülfe zu erhalten, welche man den verworfensten Personen nicht verweigert; und ohne irgend eine andere Ursache zu

dieser fürchterlichen Verfolgung, als die unersättliche Habbegierde des Herzogs von Savoien.

So war das Schicksal der Wittwe Coligny's beschaffen, welche tausendmal mehr zu beklagen war, als ihr Gatte; denn dieser fühlte den Tod nur einen Augenblick. Es würde schwer zu sagen seyn, ob die Mörder des Weibes, oder die Mörder des Mannes, der Herzog von Savoien, oder die Guisen, die größte Schuld hatten?

Der Herzog, der unaufhörlich von Ehrgeitz und Habsucht gequält wurde, starb endlich vor Verdrusse, im Jahre 1630, in einem Alter von acht und siebzig Jahren; und ich weiß nicht, welche feige und schmeichlerische Geschichtschreiber ihm den Beynamen des Grossen gegeben haben.

3. Herzog von Nemours.

Karl Emmanuel von Savoien, Herzog von Nemours, Sohn Jakobs von Savoien, ersten Herzogs von Savoien, welcher sein ganzes Leben hindurch die Protestanten verfolgt hatte; — Sohn der Wittwe des grossen Herzogs von Guise, Franzens von Lothringen, mußte ohnfehlbar auch seinen Antheil an der Ligue nehmen, bey welcher er groß geworden war; als Bruder von einer Mutter mit den Guisen und mit Mayenne, war er das Vereinigungsband des Hauses Lothringen mit dem Hause Savoien; und durch das Böse, welches er Frankreich zufügte, zeigte er sich des einen so würdig, wie des andern.

In

In dem Augenblicke der Ermordung der ersten, ließ Heinrich der Dritte ihn in Verhaft nehmen; er rettete sich aus seinem Gefängnisse, in der Verkleidung eines Küchenjungens, und ging nach Paris, um das Volk zur Empörung zu reizen. Von da eilte er nach Lyon, wo er ebenfalls Aufruhr veranlaßt; endlich nach Vienne; ist bey dem Treffen bey Arques, und in der Schlacht bey Ivri zugegen, und wird bey dem einen, wie bey der andern, ohngeachtet seines Muthes genöthiget, mit Mayenne zu fliehen. Dieser gab ihm die Befehlhaberschaft von Paris, wo seine Wachsamkeit und sein Beyspiel nicht wenig dazu beytrugen, das Volk dieser unermeßlichen Stadt dahin zu bringen, daß es das ganze Elend einer langen Belagerung und die Schrekken der Hungersnoth, ertragen mußte. Heinrich der Vierte, dem die Noth seines Volkes das Herz brach, schrieb an Nemours einen äusserst rührenden und gefühlvollen Brief, um ihn zu bewegen, daß er diesen Drangsalen ein Ende machen, und zu seiner Pflicht zurückkehren möchte.

Der stolze Nemours schickte nicht einmal eine Antwort an Heinrich den Vierten; er begnügte sich damit, daß er an einen der Marschälle von Frankreich schrieb: „sein Glaube und seine Religion erlaubten ihm nicht, ihn als König anzuerkennen. Der Ruhm, welchen diese schöne Vertheidigung und seine Weigerung ihm bey den Liguisten verschafte, — die Liebe der betrogenen Pariser; — und hauptsächlich die Vorliebe seiner Mutter, erbitterten

den Herzog von Mayenne, welcher eifersüchtig darüber wurde, daß ihre gemeinschaftliche Mutter den jüngeren Bruder ganz so wie ihn halten und erziehen wollte. Von der Zeit an waren alle Bande zwischen ihnen zerrissen. Er strebte auch darnach, daß er von der Versammlung in Paris zum Könige erwählt würde; und da er sahe, daß Mayenne und diese Versammlung nicht für ihn stimmte, so trennte er sich von der Ligue, und begab sich in sein Gouvernement Lyon, wo er sich zum unabhängigen Herrscher machen wollte, wie Mercoeur in Bretagne, u. a. Aber alle diese kleinen Tyrannen waren weit drückender, als die Könige, welche sie vertreiben wollten.

Nemours half sich mit den Beyspielen und mit dem Heere des Herzogs von Savoien, seines nächsten Anverwandten. Indessen baute er zwey Citadellen, um die Stadt Lyon im Gehorsam zu erhalten; er behandelte die Bürger mit Härte; er umschloß, so zu sagen, diese Stadt mit den umliegenden Festungen, die er in seine Gewalt bekommen hatte; dieses, und die neuen Auflagen, welche er, auf Anrathen eines gewissen Ferrarenser, der eine Seele von Stein hatte, einführte, machten ihn bey dem Volke durchaus verhaßt. Die Einwohner, welche unter der Hand von Mayenne aufgehezt wurden, griffen zu den Waffen, bemächtigten sich ihres künftigen Herrschers, und brachten ihn nach Pierre Encise in Verwahrung. Auch die redlich denkenden mußten gestehen, daß er eine solche Behandlung verdient habe, weil er die verabscheuungswürdige Politik eines Machiavels befolgt hatte,

welche jederzeit die Fürsten zu Tyrannen, und das Volk unglücklich macht. Die Bürger, welche allmählig des Jochs aller dieser Ausländer müde zu werden anfiengen, hatten auch kein Vertrauen mehr zu Mayenne; und von diesem Augenblicke an, suchten sie zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen König zurücke zu kehren; welches sie auch balde hernach zu Stande brachten.

Nemours fand freilich noch Mittel, aus seinem Gefängnisse, in den Kleidern seines Bedienten, mit dem Nachtgeschirre in der Hand, zu flüchten; er kam mit einer neuen Macht zurücke, um diese grosse Stadt auszuhungern. Aber die Zeit war vorbey; die Stadt rief Heinrich den Vierten zu Hülfe; auch Vienne öfnete ihm die Thore, durch Disimieu's Hände, welchen Nemours für seinen Freund hielt, welcher aber lieber der Freund seines Königs und seines Vaterlands seyn wollte. Vor Verdrusse ausser sich, — voll Beschämung, alle seine grossen Entwürfe so ganz vereitelt zu sehen; — kraftlos durch die beständige Thätigkeit seiner Seele und durch seine langen Gefangenschaften, — starb er endlich in Annecy, seinem ersten Vaterlande. — Einige sagen, man habe seinem Uebel noch abhelfen können; er habe aber lieber sterben, als sein Leben einem Huguenottischen Arzte verdanken wollen. Wahrscheinlich ist indessen, daß er mehr das Opfer seines Ehrgeizes, als seines Fanatism wurde. Eigentlich war dieser Prinz mit einem sehr seltsamen Uebel befallen, welches mit der Krankheit Karls

des Neunten sehr viele Aehnlichkeit hatte. Das Blut floß stromweise aus seinem Munde. Sein grosser Muth widerstand einige Zeit der Heftigkeit dieses Uebels; als er aber so sehr dadurch geschwächt war, daß er sich nicht länger auf den Beinen halten konnte, so ließ er sich nach seinem Schlosse Annecy in Savoien bringen. Hier schmachtete er noch einige Monate in einem Zustande, bey welchem allen denen, die ihn sahen, die Thränen in die Augen traten; bis er endlich gegen die Mitte des Julius im Jahre 1595, in einem Alter von acht und zwanzig Jahren, den Geist aufgab.

Heinrich der Vierte, dessen freie und biedere Seele sogar seinen Feinden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen wußte, und welcher an Nemours seiner Tapferkeit schätzte, äusserte öffentlich seiner Betrübniß darüber, daß ein frühzeitiger Tod ihn seine Begnadigung entrissen hatte; und er behandelte dafür desto besser seinen Bruder, Saint Sorlin, nunmehrigen Herzog von Nemours, als dieser zu seiner Pflicht zurücke kehrte.

4. Großherzog von Toscana.

Ferdinand von Medicis, Großherzog von Toscana, hatte ebenfalls Truppen nach Frankreich, der Ligue zu Hülfe geschickt. Er schützte, in Ansehung Provence, wegen seiner Gemahlin, Christine von Lothringen, gewisse Rechte vor, an welche er selber nicht glaubte. Er benutzte den Augenblick, da der Herzog von Savoien in Provence einrückte, um nach Marseille seine Galee-

ren abzuschicken, welche sich der Inseln und des Schlosses If, so wie auch der Inseln Pomegues bemächtigten, wohin er einen florentinischen Befehlhaber legte.

Ferdinand hatte beträchtliche Summen an Karl den Neunten, an Heinrich den Dritten, selbst an Heinrich den Vierten geliehen, für welche er sich sehr starke Zinsen zahlen ließ. In Ossats Leben kann man sehen, wie viele Mühe dieser Monarch hatte, jene Inseln ihm wieder aus den Händen zu reissen; wie viele Behutsamkeit erfordert wurde, um den Großherzog über seine Furcht, daß er nicht genau bezahlt werden würde, zu beruhigen und zufrieden zu stellen; wie er mit einer Hartnäckigkeit, die dem gierigsten Pachter Ehre macht, auf Heller und Pfennig die Zinsen eintrieb. Endlich verlangte er, daß zwölf französische Güterbesitzer Bürgschaft für den Monarchen leisten und eidlich sich verpflichten sollten, nicht über zwanzig Meilen von seiner Person sich zu entfernen, um desto besser im Stande zu seyn, über die Bezahlung der Summen, welche er zu fordern hatte, zu wachen. Bürgschaft für Heinrich den Vierten! Ossat beging die unverzeihliche Schwachheit, seine Einwilligung dazu zu geben. Als man Sully diesen sonderbaren Vergleich vorlegte, nahm er ihn mit einem Lachen des Unwillens an und warf ihn denen vor die Füsse, welche ihm denselben überbracht hatten. Villeroy wagte, ihm den Vorschlag zu thun, er wolle selbst Bürge stehen. „So muß ich Ihnen dann sagen,

— erwiederte Sully, — daß ich noch niemals einen Banquier in meiner Familie gehabt habe.

Einige Zeit später heyrathete Heinrich der Vierte die Nichte des Großherzogs, und jene Summen machten einen Theil der Mitgift von sechshundert tausend Thalern, welche Marie von Medicis dem größten Monarchen Europens zubrachte. Was besagt aber endlich eine solche Mitgift? was allein einen König würdig macht, ist ein guter Charakter, Tugend, Liebe zu sich selber, und zärtliche Gesinnung gegen sein Volk; dies, dies sind die wahren, die einzigen Schätze, mit welchen ein Fürst durch seine Verbindung, seine Krone bereichern könnte; und ohne Zweifel kann er solche Schätze in seinen Staaten finden.

Mitten unter so vielen Fürsten und Ausländern, welche alle auf Frankreichs Verderben erpicht waren, blieben nur die biederen und edelmüthigen Engländer frey von dieser allgemeinen Zusammenverschwörung.

Wir haben bereits gesehen, mit welcher Betrübniß und mit welchen Merkmalen der aufrichtigsten Trauer die Königin Elisabeth die Nachricht von dem Bartholomäusblutbade anhörte. Der englische Adel war darüber so sehr aufgebracht, daß er auf seine Kosten ein Kriegsheer stellen wollte, um den unterdrückten Franzosen zu helfen; er legte Trauer an, wie bey einer Noth, die das ganze Land betroffen hätte. Menschheit! wie ehrwürdig bist du! danken sollte man dir, für diese

erhabene Gefühle, welche einer so edelmüthigen Nation, und eines freien Volkes so würdig sind!

Der englische Gesandte am französischen Hofe, der berühmte Walsinghaim, zeigte bey dieser Gelegenheit nicht minder den Adel und die Grösse seiner Seele. Er verbarg den Unwillen nicht, welchen Katharinens Treulosigkeit in ihm erregte, und laut beweinte er das Schicksal ihrer traurigen Schlachtopfer. Um ihn wieder zu gewinnen, kam Katharine auf den Einfall, ihm einen Aufsatz des Admirals vorzuzeigen, in welchem dieser die Mittel angab, wodurch England verhindert werden könnte, sich von der Seite der Niederlande nicht zu vergrössern. Nachdrücklich schilderte sie die Undankbarkeit, mit welcher Coligny die Güte belohne, welche die Königin Elisabeth jederzeit gegen ihn bewiesen habe. „Ich weiß nicht, Madame, — antwortete der edelmüthige Engländer, — welche Gesinnungen Coligny gegen die Königin von England hatte; aber das weiß ich vollkommen, daß dies der Rath eines Mannes ist, der für seinen König die größte Treue, und für den französischen Namen den größten Eifer besitzet, und daß sein Tod ein grosser Verlust für den König und für das Königreich ist! —

Das Benehmen Eduard Staffords, des Gesandten eben dieser Fürstin, zur Zeit des Barricadengefechtes, als Guise die Unverschämtheit besass, Heinrich den Dritten zu zwingen, aus seiner Hauptstadt zu fliehen, verdient eben so sehr gerühmt zu werden.

Der Herzog hatte Brissac an Stafford abgeschickt, um dessen Gesinnung zu prüfen und ihm eine Wache anzubieten, damit er für seine Person und für seine Wohnung nichts zu fürchten hätte.

„Meine Würde, als eines Gesandten, sagte er zu ihm, erlaubt mir nicht, anders als vom Könige Wache anzunehmen.“ — Brissac wird dringend, und stellt ihm vor, wie er alles von den Aufrührern zu befürchten habe, und daß das Volk ihm nach dem Leben trachte. —

„Dies glaube ich nicht, mein Herr; und warum sollte das Volk dies wollen? ich bekleide hier einen öffentlichen Charakter, und habe niemanden, wer er auch sey, beleidiget.“ —

„Haben Sie keine Waffen?“ — „Wenn Sie diese Frage an mich thäten, als den ehemaligen Freund und Vertrauten ihres Onkle, des Herrn von Cossé, so würde ich Ihnen vielleicht darüber Bescheid geben; aber in meiner gegenwärtigen Lage erhalten Sie von mir keine Auskunft.“ —

— „Man wird bey Ihnen nachsuchen; denn man vermuthet welche bey Ihnen; und es ist zu befürchten, man werde Gewalt brauchen.“ —

„Ich habe zwey Thüren zu dieser Wohnung; ich werde sie verschliessen lassen, und so lange als ich kann, vertheidigen, um wenigstens der ganzen Welt zu zeigen daß man ungerechterweise in meiner Person das Völkerrecht wird beleidiget haben.“ —

„Aber sagen Sie mir als Freund, ich bitte Sie, haben Sie Waffen?“ —

„Da Sie mich als Freund fragen, so will ich Ihnen als Freund antworten. Wäre ich hier unter keinem öffentlichen Charakter, so würde ich welche haben; da ich aber als Gesandter hier bin, so weiß ich von keinen andern, als Recht und öffentliche Treue.“ —

Ich bitte Sie, lassen Sie Ihre Thüren verschliessen.“ —

„Das darf ich nicht; das Haus eines Gesandten muß für jeden offen stehen, der herein und heraus will; überdies bin ich nicht in Frankreich, um blos in Paris zu bleiben, sondern in der Nähe des Königs, überall, wo der ist.“ —

Man wird uns hoffentlich verzeihen, daß wir diesen zwar langen, aber wegen seines Natürlichen so anziehenden Auftritt, hier eingerückt haben.

Elisabeth schickte unaufhörlich an Heinrich den Vierten Unterstützung an Geld und an Mannschaft. Engländer sahe man an der Seite dieses Helden, zu Ivri, zu Rouen, fechten; und es ist ganz der historischen Genauigkeit gemäß, wenn der Verfasser der Henriade sagt, daß der Kern der Engländer

Marchoit sous nos drapeaux pour la premiere fois,
Et sembloit s'étonner de servir sous nos Rois.

Ueber die Umkehrung Heinrichs des Vierten zur katholischen Religion wurde die Königin Elisabeth ein wenig unwillig; aber sie sahe die Nothwendigkeit sehr wohl ein, daß Heinrich der Ruhe und dem Glücke seiner Unterthanen dieses Opfer bringen mußte. Sie fühlte jederzeit für ihn die größte Hochachtung und die zärtlichste Freundschaft; und nannte ihn nie anders als ihren Bruder, ihren Biedern, oder ihren Ritter; auch behielt sie beständig eine ausserordentliche Neigung und die Hofnung, ihn zu sehen. Noch zwey Jahre vor ihrem Tode schrieb sie an ihn, und beklagte sich über ihr beiderseitiges Schicksal, welches ihnen nicht erlaube, über das Meer zu setzen:

„Mein sehr lieber und sehr geehrter Bruder, es kränket mich sehr, daß gewisse Umstände und Rücksichten, bey welchen wir vielmehr andre, als uns selber befriedigen, uns hindern, über das Meer zu setzen; denn ich hatte mir dieses Glück und das Vergnügen versprochen. Sie zu küssen und mit beyden Armen zu umfangen, da ich Ihre ganz ergebene Schwester und treue Bundsgenossin bin, und Sie eben der Bruder, den ich mehr liebe und ehre, als irgend etwas in der Welt; an welchem ich, — um Ihnen nur einmal das Innerste meiner Gedanken zu sagen, — seine unvergleichlichen Tugenden bewundre, und hauptsächlich seine Tapferkeit im Kriege, seine Höflichkeit und Gefälligkeit im Umgange mit dem Frauenzimmer. Auch habe ich Ihnen etwas von Wichtigkeit mitzutheilen, was ich nicht schreiben

kann, was ich auch keinem der Ihrigen, oder der Meinigen jetzt anvertrauen darf."

Jenes grosse Vorhaben, welches Heinrich der Vierte gefaßt, und der Elisabeth anvertraut hatte, war der ewige Friede; ein Vorhaben, welches seitdem von dem grossen Haufen der Schriftsteller so verläumdet, aber von Rousseau in Schutz genommen wurde; ein Vorhaben, welches vielleicht nicht so sehr aus der Luft gegriffen ist, als man zu glauben gemäß scheint, dessen Ausführung aber blos die Frucht der innigsten Verbindung zwischen zwey freyen, aufgeklärten Nationen, zwischen diesen beyden befreundeten Völkern seyn kann, so wie sie es unter den glücklichen Regierungen eines Heinrichs des Vierten, und einer Elisabeth waren.

Briefe, wie jener, aus welchem wir einige Stellen angeführt haben, schreiben sich Souveraine wohl selten; weil es selten Souveraine giebt, wie Frankreichs Heinrich, und Englands Elisabeth. Wollte Gott, daß eine solche Einigkeit zwischen den Häuptern, und ein solches Verständniß jederzeit zwischen zwey Nationen Statt gefunden hätte, die so ganz dazu gemacht sind, einander hoch zu schätzen, und deren eine der andern so würdig ist!

Wir thäten Unrecht, wenn wir blos von den Engländern sagen wollten, daß sie gegen unser Unglück nicht gleichgültig waren. Genf, welches gewissermassen ganz Französisch wurde, ein Theil der Schweiz, verschiedene Fürsten Deutschlands, öfneten den flüchtigen Vaterlandsfreunden eine Zuflucht; aber unter den katholischen Staaten blieb das

einzige Venedig frey von der Wuth, welche diese gegen uns äusserten; es nahm so wenig Theil an dieser heiligen Verschwörung, daß es vielmehr alle Arten von Diensten und Gefälligkeiten unserm guten Vierten Heinrich erzeigte.

Der Churfürst von der Pfalz äusserte seinen Unwillen auf eine sehr nachdrückliche Weise. Zwey Jahre nach dem Bartholomäusblutbade nahm der Herzog von Anjou, auf seiner Reise nach Polen, seinen Weg durch die Länder des Churfürsten. Dieser erlaubte ihm nicht anders, als mit einer sehr kleinen Anzahl von Edelleuten aus seinem Gefolge, die Hauptstadt zu betreten. Er empfing ihn in seinem Zimmer mit einer finstern und traurigen Miene. Statt aller übrigen Ausschmückung sahe man in demselben nichts, als ein Gemählde, auf welchem die Bartholomäusnacht, mit allen ihren Umständen, und so natürlich vorgestellt war, daß man die Hauptpersonen erkennen konnte. Der Churfürst hatte, wenn er mit dem Herzoge redete, die Augen beständig auf dieses Gemählde geheftet.

„Kennen Sie diese Leute da? — fragte er den Herzog. Heinrich konnte es nicht ableugnen. „Ha! diese Unglücklichen, — fuhr der Churfürst fort, — welche man zu Paris erwürgte, waren Rechtschaffene, und ihre Mörder schändliche Verräther!“ —

Bey der Tafel wurde der Herzog von lauter Franzosen bedient, welche dem Blutbade entgangen waren; kurz er sahe nichts, als drohende Gegenstände, wohin er auch blickte, überall wurde ihm

jenes grosse Verbrechen vorgehalten; man deutete auf Revers und Guise, wenn von italiänischen Verräthern, oder Lothringer Fleischern die Rede war.

Vierzehntes Kapitel.

Einfluß des Pabstes auf Frankreich, während der Ligue.

Weder Medicis mit ihren Italiänern, noch die Guisen mit ihren Unterhändlern, noch Spanien mit seinem Golde, noch alle übrigen gegen Frankreich verschworne Mächte, würden Glück gehabt haben, wenn sie sich nicht des geweiheten Namens der Religion, und der Uebermacht Roms bedient hätten, um die Gemüther zaghaft zu machen, die Seelen mit Unruhe zu füllen, das Volk zu täuschen, der Vaterlandsliebe ein Gegengewicht zu verschaffen, und sie in den Herzen zu ersticken. Rom, welches nur auf seinen eigenen Vortheil sahe, wendete alle seine Waffen, seine ganze Miliz, alle seine Bannstrahlen dazu an, um alle zu berücken; und neben dem Religionspaniere schwebten die Fahnen der Ligue; auf ihrer Hauptfahne war ein Crucifix gemahlt, mit der Umschrift: auspice Christo, — Christus ist unser Führer. —

1. Von den Päbsten und von Rom.

Während einer langen Reihe von Jahrhunderten hatte der Bischof von Rom sich eine unums-

schränkte Macht über alle Regenten Europens angemaaßet. Er war in dem Besitze einer allgemeinen Oberhoheit; die Könige waren seine ersten Vasallen und standen ihm zur Verantwortung. Er berief sie nach Rom vor seinen Richterstuhl, traf Verfügungen über die Reiche, hob Abgaben von ihnen, nahm und gab Kronen nach seinem Wohlgefallen. Wer seine Macht zu bezweifeln gewagt hätte, den würde sein Bannstrahl gerührt, der würde sein Verbrechen in den Flammen gebüßet haben. Unter den Befehlen des Pabstes stand in jedem Staate eine fürchterliche Hierarchie, welche von den ersten Unterhändlern in Purpur, bis zu den letzten mit Strick und Kutte, alle von ihm unmittelbar abhiengen und die blinden Diener seines Willens waren. Es war ein Staat im Staate; er war hier unbeschränkter, als der Regent selber; er redete nur im Namen des Himmels; er übte den gefährlichsten Despotism, die Macht eines Gottes selber. Unwissenheit, Vorurtheile, Aberglaube fesselte die Welt an seinen Fußschemel, und Fürsten schätzten sich glücklich, wenn sie nur den Staub desselben küssen konnten.

Dies war der Zustand von Europa bis in das sechzehnte Jahrhundert, als der unvermeidliche Lauf der Dinge und die Wiedergeburt der Wissenschaften auch hierinne eine Umänderung bewirkten.

Der Fall des morgenländischen Reichs und die Erfindung des Buchdruckens gaben den Europäern zu ganz neuen Begriffen Anlaß, und verschaften dem Geiste eine neue Strebsamkeit. Kenntnisse verbreiten sich; die Aufhellung wird größer; die so viele

Jahrhunderte gefesselte Vernunft erhebt endlich ihre Stimme, und zum erstenmale waget sie, dem Schreckbilde unter die Augen zu sehen, welches sie angebetet hatte; sie erschrickt über die Häßlichkeit desselben. Man untersucht jetzt etwas näher den Grund zu dieser verehrten Macht; man betrachtet genauer dieses Götzenbild, welches sich mit dem Golde der Nationen bereichert hatte, aber dessen Füße zerbrechlich sind; man erstaunt über die zahllosen Misbräuche einer Haushaltung, die blos väterlich hatte seyn sollen. Die Geldforderungen des römischen Hofes; die öffentliche Feilbietung der Heiligthümer; der Ablaßhandel; die anstößigen Sitten und die Verkehrtheit der meisten Päbste; — jene Gewohnheit, regelmäßig in jedem Jahre den Fluch über alle Regenten Europa's auszusprechen, (man sehe die Bulle, mit den Anfangsworten: in coena domini); — jene Anmaßungen, nach Willkühr über Kronen zu verfügen; jene überall brennende Scheiterhaufen des Ketzergerichts, in welche ein jeder gestossen wurde, der diese Vorrechte zu bezweifeln und von seiner Vernunft Gebrauch zu machen wagte; — dies, dies waren die Ursachen, welche halb Europa gegen Rom bewafneten.

Jetzt erhub sich ein Geschrey; man verlangte die Abstellung so vieler Misbräuche; zwey Mönche, welche, ein Jahrhundert früher, wie so viel andre, in den Flammen umgekommen seyn würden, gaben das Zeichen. Die Abänderungen eines Luthers und Calvins waren nichts anders, als Kraftanstrengungen der ganzen erbitterten Welt; Bündnisse, um

sich der allgemeinen Alleinherrschaft der Päbste zu widersetzen, um der willkührlichen Macht dieser Theokraten zu entgehen, und die Ketten zu sprengen, welche von Rom aus um beyde Welten gelegt waren.

Von den päbstlichen Bullen, welche Amerika an Spanien verschenken, und welche allen jenen Abscheulichkeiten zum Vorwande dienen, die in der neuen Welt begangen werden, sehe man ein mehres in den Untersuchungen des Herrn von Paw über die Amerikaner.

In dem Manifeste des Legaten wegen der Wahl eines katholischen Königs in Frankreich, im Jahre 1593, fängt er mit dem Satze an: „Jesus Christus ist der einzige König, der einzige Monarch in der Welt; und sein Statthalter auf Erden ist folglich der einzige Monarch des ganzen Erdbodens.“ —

Schon hatte ein großer Theil von Europa dieses schimpfliche Joch abgeworfen. Verschiedene Häupter von Nationen hatten sich auf jene politische Freyheit berufen, welche darinne bestehet, daß in jedem Staate keiner fremden Macht gehorcht wird. Schon hatten die Päbste durch diese Umänderung England verloren, einen Theil von Deutschland, die Hälfte der Schweiz, Schweden, Dännemark, Preussen u. a. m.; sie fürchteten, auch Frankreich zu verlieren. Hätten die neuen Meynungen in diesem Königreiche das Uebergewicht erhalten, so hätten die Päbste eins ihrer reichsten Kammergüter verloren; die Kardinäle, ihren Rang und ihren Titel; die Geistlichkeit, ihre Zehnten; die Theologen, ihr

Ansehen; die Mönche, ihr Daseyn. Natürlich mußten also die Päbste, und alle, die von Rom abhingen, nichts unversucht lassen, um die Könige zur Ausrottung aller derjenigen von ihren Unterthanen aufzumuntern, welche jener Aenderung beytraten, sie mußten das Feuer der Verfolgung anzünden; Drohungen und Ermahnungen, Gold und Bullen, Bannstrahlen und Kriegsheere, nichts wurde geschont, um eine so heilige Unternehmung befördern zu helfen; sie billigten alle Arten, die Reformirten zu quälen, die Ligue bey Kraft zu erhalten, die Franzosen zu verfolgen, den Krieg in die Länge zu ziehen, und Heinrich dem Vierten die Krone zu entreissen; wobey sie ihre Absichten hinter dem Schleyer der Religion verbargen; und machten, wiewol auf eine sehr traurige Weise, buchstäblich das wahr, was einer unsrer großen Dichter, Boileau, nur im Scherze gesagt hat:

Pour soutenir les droits, que le Ciel autorise,
Abyme tout plutòt, c'est l'Esprit de l'Eglise.

Wenigstens war dies die Denkungsart des römischen Hofes.

Schon vor dem Bartholomäusblutbade, und unterdessen, daß Pius der Sechste alle Beherrscher Europa's, und vorzüglich die berühmte Mutter Heinreichs ds Vierten, feyerlich in den Bann that, schickte dieser Pabst ein Heer zu uns herüber, um unsre Unruhen in Gährung zu erhalten, und Frankreich zu verwüsten. Sforza von Santa-

Fiore war der Führer dieses Heeres; Tosinghi, welcher in der Folge mit zu Coligny's Mördern gehörte, führte das päbstliche Fußvolk; der Bischof von Fermo, Lanti, war Generalkommissar; und die den Franzosen abgenommenen blutigen Fahnen, welche Rangoni dem Pabste überbrachte, wurden als Siegeszeichen in dem Tempel des heiligen Johannes, und an dem Gewölbe der Peterskirche in Rom aufgehänget.

Als man, drey Jahre später, mit einem einzigen Hiebe allen Protestanten die Köpfe abschlagen wollte, und, um sie zu vereinigen, die Verbindung Bourbons vorschlug, schöpfte Rom Verdacht und weigerte sich, Theil daran zu nehmen. Der Pabst wurde durch Briefe von der Königin Mutter und vom Kanzler Birague beruhiget, welche ihm sagten, — alles dieses geschähe in guter Absicht und in guter Meynung, und zum Dienste des katholischen Glaubens, der Kardinal von Lothringen, welcher damals in Rom war, sagte für alles gut; der so verlangte Erlaubnißschein wurde verwilliget; und der Nuntius Salviati kam nach Frankreich, um den Erfolg zu beobachten.

Leider! durfte man auf diesen nicht lange warten! Bey dem Empfange des Briefes von Karl dem Neunten, welcher ihm denselben meldete, konnte der heilige Vater seine Freude nicht zurückehalten. „Fröliche Zeitung! fröliche Zeitung! — rief er“ — alle Lutheraner sind ermordet, ausgenommen drey Bendometten, — (unter diesem

verächtlichen Ausdrucke deutete er auf die drey Prinzen aus dem Hause Bourbon, Vendome, den König von Navarra, Conde' und den Prinzen von Conti), — „welchen der König, in Rücksicht auf seine Schwester, verziehen hat.“ —

Am Abende wird die Kanone auf der Engelsburg abgefeuert, und auf allen Strassen von Rom brennen Freudenfeuer; der Pabst verordnet ein Jubelfest und einen feyerlichen Umgang, welchem er in eigener Person beywohnt, um Gott wegen dieses glücklichen Erfolges zu danken. Er schickt einen ausserordentlichen Nuntius nach Frankreich, um dem Könige seine Freude darüber zu bezeugen, daß er mit so leichter Mühe alle Ketzer in einem und demselben Netze gefangen habe. Münzen werden in Rom geschlagen, zum Zeichen der Genehmigung dieses Blutbades, und zur Verewigung des Andenkens an dasselbe; auf der einen Seite erblickte man das Brustbild des Pabstes, auf der Kehrseite einen Würgengel, in der einen Hand ein Kreuz, in der andern ein Schwerd, mit welchem er alle sogenannte Protestanten unter den Franzosen ermordet; mit der Umschrift: Hugonotorum strages, — Huguenottenniederlage. Kurz, man vergaß nichts, um mit diesem großen Triumphe der römischen Kirche, der streitenden Kirche über ihre Feinde, ein Gepränge zu machen; und um einen, dem Pabste so angenehmen Auftritt, in beständiger Erinnerung zu erhalten, ließ man ein Gemählde davon verfertigen, welches in dem Saale des Vatikans aufgestellt wur-

de, damit Buon Compagno recht mit Muse sein Werk betrachten könne.

Noch heutiges Tages sehen die Franzosen, welche nach Italien gehen, nicht ohne Unwillen, dieses halb verwischte Bild, welches indessen immer noch ein allzu treues Gemählde von unserm Unglücke und von Roms Uebermuthe ist.

Daß Coligny's Kopf in diese Hauptstadt gebracht worden, versichern Herr von Thou und einige andere, nicht blos protestantische Geschichtschreiber. Es sey darum; Gregor hörte wenigstens nicht auf, von Rom aus, Truppen und Reliquien, Bullen und Geld an die Häupter der Ligue zu schicken. Man hielt zu Rom geheimen Rath über das, was in Paris vorfiel; der Plan zur Ligue wurde dem heiligen Vater vorgelegt, welcher sich zum Pathen derselben erklärte, sie für die seinigen anerkannte, und ihr seinen Segen ertheilte. Deswegen unterhielt er auf seine Kosten ein Heer von viertausend Mann Schweizern, um dieser seiner Pathin unter die Arme zu greifen; versprach auch, sechs Monate lang, ihr monatlich funfzigtausend Thaler zur Bestreitung der Kosten des heiligen Kriegs gegen die Ketzer zu geben.

Dann weiß ich aber nicht, wie sonst gültige Geschichtschreiber haben sagen können, daß dieser sanfte und bescheidene Pabst nur mit der Scheidemünze des heiligen Stuhls, das heißt, mit Ablaßbriefen, die Ligue unterstützt habe. Freylich ist es wahr, daß er damals, da er den Plan zu der großen Ligue, im Jahre 1584, billigte, nicht für gut

fand, daß man dem Könige nach dem Leben stehen sollte; er verlangte blos, man solle sich ganz behutsam seiner Person versichern, und man sollte ihn behandeln, wie Pabst Gregor der Vierte, Ludwig den Gutmüthigen behandelt hatte. Welche Sanftmuth!

Der Franziskaner Peretti, sein Nachfolger, wollte weder Truppen noch Geld an die Ligue schicken, welche er als Regent misbilligte, aber als Pabst aufmunterte. Peretti war ein großer Mann; aber er war Pabst; aber er war stolz darauf, gekrönte Häupter zu seinen Füßen zu sehen; er gab weniger; er that aber desto mehr. Er öfnete alle geistlichen Schätze des heiligen Stuhls zum Besten der Ligue. Wer kennt nicht jene verhaßte Bulle Sixts des Fünften gegen Heinrich den Vierten, und die Art und Weise, wie dieser Fürst sie beantwortete. Unterdessen daß er seine Antwort an die Thüren des Vatikans anschlagen ließ, schrieb er an die versammelten Stände des Königreichs:

„Einige, (die Guisen und Medicis) haben bey dem Pabst Ansuchung gethan, mich meines Rechts zur Thronfolge zu berauben. Glaubet aber nicht, daß seine Blitze mich schrecken. Eure Vorfahren, welche bessere Christen und bessere Franzosen waren, als die Beförderer dieser Bulle, haben uns hinlänglich belehret, daß der Pabst kein Recht auf dieses Königreich hat u. s. f.“ —

Indessen erklärte der Pabst Heinrich den Vierten und den Prinzen von Condé für Bastarden, für Ketzer, die des Throns unwürdig wären;

und durch die Gleichgültigkeit, welche diese gegen seine Bannstrahlen äußerten, verdienten sie seine Hochachtung. Doch überließ er ihren Raub den Guisen, ihrem Schwager Joyeuse, und andern guten Katholiken; den schwachen Heinrich den Dritten that er in den Bann, forderte ihn nach Rom und ließ ihm sechszig Tage Zeit, innerhalb welcher er vor seinem Richterstuhle erscheinen sollte, um wegen seiner Aufführung Rechenschaft abzulegen. Valois ließ sich dadurch erschrecken, und Gregor betrachtete ihn seit der Zeit immer nur mit Mitleiden.

Sixt der Fünfte, hatte bey seiner Achtserklärung gegen die Bourbons, freylich noch einen andern Bewegungsgrund, den er aber nicht laut sagte; er machte sich nämlich Hofnung, seine Nichte zur Königin von Frankreich zu machen. War dies etwa die Tochter von seinem Wäschermädchen?

Wahr ist es indessen, daß eben jenes unvernünftige Decret des Pabstes dem Königsmörder die Hand bewafnete. Ein junger Mönch, der in dem blinden Gehorsam gegen den Pabst aufgewachsen war, glaubte den Himmel durch die Ermordung eines Fürsten zu rächen, den Gott selber durch den Mund seines Statthalters eben verworfen hatte.

Bey der Nachricht von diesem Meuchelmorde war zu Rom die Freude nicht geringer, als sie bey der Nachricht von dem Bartholomäusblutbade gewesen war. Der Pabst hielt sogleich Consistorium, und pries die That des Jakob Clement, als ein grosses Werk Gottes, und als eine bewundernswür-

dige Fügung der Vorsehung. Er erhob den Eifer, den Muth, und die Redlichkeit des Königsmörders weit über Eleazar und Judith; endlich ging dieser Unverschämte, in seinem Wahnsinne, und in seiner Ruchlosigkeit oder Heucheley vielmehr, so weit, daß er die Handlung jenes Unmenschen mit dem Geheimnisse der Menschwerdung und Auferstehung verglich, wie sie Prophet Habakuk vorausgesagt hatte.

Ein Unterthan also, der seinen König getödet hatte, heißt in Rom ein Märtyrer; und sein Verbrechen heißt ein Wunder! der König, welcher dem Pabste und den Mönchen die gröste Ehre hatte wiederfahren lassen, hatte einen Mönch zu seinem Mörder, und einen Pabst zum Ankläger und Henker seiner Seele!

Päbste sterben; aber Pabstgeist stirbet nicht. Gregor der vierzehnte ging in weniger als einem Jahre, so lange seine päbstliche Würde dauerte, viel weiter als sein Vorweser. Bey diesem schwachen und halsstarrigen Greise, der ganz an den Spanier, dessen geborner Unterthan er war, sich verkauft hatte, der Sklave von Philip war, — folgten alle Leidenschaften und alle Bewegungen grade so, wie dieser Monarch sie vorschrieb; den Schatz, welchen Sixt der Fünfte gesammelt und in der Engelsburg niedergelegt hatte, verschwendete er zur Unterstützung der Ligue, und zu Ausrüstung eines Kriegsheeres, welches er nach Frankreich schickte. Die Befehlhaberschaft über dasselbe gab er seinem Neffen, Herkules Sfondrati. Das päbstliche Heer ging fast ganz zu Grunde, noch ehe es nach

Frankreich kam, und brachte durch seine lasterhaften Sitten mehr Aergerniß als Hülfe für die Ligue.

Dieser Pabst wollte den Gesandten Heinrichs des Vierten nicht annehmen; aber eine sehr gnädige Antwort ertheilte er den sechszehn Henkern der Ligue. Vergebens machte dieser Fürst neue Versuche bey Clemens den Achten, seinem Nachfolger; seine Briefe und seine Gesandten wurden, die einen wie die andern, mit Verachtung abgewiesen. „Der Navarrer oder der Bearner, denn ich weiß nicht, welchen Namen ich ihm geben soll, — sagte der Pabst in seinem Consistorium, — hat an uns geschrieben; aber wir sehen aus dem Inhalte, wie weit dieser Unglückliche von den Zeichen wahrer Reue noch entfernt ist. Er ist der Wolf unter den Schafen.“ —

Endlich bricht der gemeinschaftliche Vater der Gläubigen in die Worte aus: „lieber wolle er lebendig geschunden, zerrissen, den Tod des Märtyrers sterben, ehe er den grösten aller damaligen Könige von dem Banne freyspreche.“ Er befiehlt also seinen Abgeordneten, einen König von Frankreich zu erwählen, der einen Vasall des Pabstes seyn soll; und Mayenne beruft die Stände der Ligue zusammen.

Als endlich das Parlament seinen merkwürdigen Ausspruch zur Behauptung des salischen Gesetzes gethan hatte; als die Bischöfe von Frankreich den König in den Schooß der Kirche, und die Franzosen ihn in ihre Hauptstadt aufgenommen; als die Siege Heinrichs des Vierten und noch mehr seine grossen

Eigenschaften und seine Gelindigkeit ihm die Herzen aller gewonnen hatten; auch dann noch ließ dieser halsstarrige Greis vom Siebengebirge noch volle zwey Jahre auf das, was er seine Absolution nannte, warten. Er wollte Heinrichs Gesandten zwingen, vor dem Großketzerrichter zu erscheinen; er wollte erst erklären, daß er ihn zur königlichen Würde wieder tüchtig gemacht habe; und ohngeachtet der Weisheit und Standhaftigkeit seines Ministers, sahe sich Heinrich gleichwohl genöthiget, sich dieses verhaßte Joch einigermaaßen gefallen zu lassen.

Noch dem einen von jenen Artikeln, welche der Pabst Heinrich dem Vierten vorschreibt, muß dieser Held alle Mittwoche die Litaneyen, den Rosenkranz zur Ehre der heiligen Jungfrau am Sonnabende; und das Paternoster alle Tage beten; er legt ihm zugleich die Verbindlichkeit auf, Klöster für die Bettelmönche zu bauen. — Ein Savoier Schriftsteller, welcher behauptet, Heinrichs Stellvertreter hätten Stockschläge bekommen, thut in allem Ernste dem Pabste den Vorschlag, er sollte in Rom eine Säule errichten lassen, zum ewigen Denkmal seines Triumphs über Frankreich.

Der Sieger bey Ivry bekam Stockschläge auf Perr[illegible]s Rücken, und der Kardinal Ossat mußte bey dieser Beschimpfung ein Auge zudrücken! Welche Schmach! Vielleicht war dies der Augenblick, das römische Joch auf immer abzuwerfen. Wenigstens war dies der Gedanke des Erzbischofs von Bourges, Beaume Semblancay und andrer guten Franzosen, aber die Zeit war noch nicht ge-

kommen; die Gemüther waren dazu nicht genug vorbereitet. Der gute König fürchtete, der Krieg möchte kein Ende nehmen, und das Königreich möchte wieder in den Abgrund von Uebeln zurücke stürzen, aus welchem er dasselbe kaum erst gehoben hatte. — Was ein andrer damaliger französischer Prälat, Montluc, Bischof von Valence, sagte, als er bemerkte, daß bey unsern innerlichen Kriegen jedesmal nach Rom die Zuflucht genommen wurde, enthält einen sehr gründlichen Gedanken:

„Es ist äußerst einfältig, Paris in Flammen sehen, und auf Wasser von der Tiber warten, um den Brand zu löschen, da man aus der Seine das Wasser so nahe hat.“ —

2. Päbstliche Legaten in Frankreich.

Die für Frankreich gefährlichsten Werkzeuge der Macht der Päbste, waren nicht ihre kriegerischen Waffen und Heere, sondern ihre Diener des Friedens, ihre Gesandten, ihre Legaten. Diese waren ihre Statthalter und Stellvertreter in Frankreich; hier übten sie ihre Macht in der größten Fülle; sie hatten eine wahre Gerichtbarkeit über alle, die mit Rom in Gemeinschaft standen; und noch ohne Rücksicht auf den heiligen Charakter, den sie führten, besaßen die meisten von ihnen unermeßliche Pfründen, Reichthümer und ein Ansehen, welches sie in den Stand setzte, ganz Frankreich, zum Vortheile ihrer Gebieter, zu verderben und umzustürzen.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn wir alle Versuche, welche diese Abgesandte des römischen

Hofes gegen die Freyheit der Nation, gegen die Würde des Throns, und gegen die französische Geistlichkeit wagten, umständlich aus einander setzen wollten. Aber auch nur in dem Zeitpunkte, mit dessen näherer Untersuchung wir uns beschäftigen, erblicken wir einen Cardinal Orsino, oder von Ursins, als abgeschickten Gesandten an den König, um ihm wegen der gelungenen Unternehmung am Bartholomäustage Glück zu wünschen. Bey seiner Ankunft in Lyon verschwendet er die grösten Liebkosungen an die elenden Mitschuldigen an diesem Blutbade, schmeichelt ganz öffentlich den vornehmsten Gehülfen bey dieser schrecklichen Fleischergeschichte, und ertheilt ihnen allgemeinen Ablaß; kurz, dieser Gesandte des heiligen Vaters erhebt so recht geflissentlich und so laut die Klugheit Karls des Neunten, und mit so weniger Zurückhaltung, daß ihm der Hof unter der Hand sagen ließ, er möchte sich in seinen Lobpreisungen ein wenig mehr mäßigen.

Nach dem Barricadengefechte schickte der Pabst den Legaten Morosini an den Herzog von Guise ab, welchen er einen zweyten Makkabäer nannte, um ihm Glück zu wünschen; läßt ihm in seinem Namen einen Degen überreichen, in welchem Flammen eingegraben waren, und läßt Abrede mit ihm nehmen, wie man der Ligue zum Triumphe verhelfen könne. Morosini war ein Venetianer, ein Mann von Geist, bescheiden, liebte und übte die Wissenschaften, der den Haß und die Rache des Pabstes nicht mit hinlänglicher Wärme zu betreiben bemüht war; er sorgte nicht für hinlängliche Bekanntma-

chung der Bullen, welche Heinrich den Dritten in den Bann thaten, welche ihn herabwürdigten, welche sein Leben dem ersten Meuchelmörder Preis gaben. Er wurde zurücke berufen; man machte ihm aus seiner Mäßigung ein Verbrechen; er mußte sich darüber rechtfertigen, und verbarg sich mit seiner Ungnade in sein Bisthum zu Verona, wo er auch starb.

Der Nuntius Gartano, welcher seine Stelle besetzte, machte sich keines ähnlichen Verbrechens schuldig. Sixt der Fünfte, welcher ihn abschickte, hatte in Ansehung der Ligue noch nicht die Augen geöfnet. In Paris, wo er während der Belagerung dieser Hauptstadt, im Jahre 1590, eingeschlossen war, machte er gemeinschaftlich mit Gondi, dem italiänischen Bischofe dieser Stadt und Cardinale, von allen möglichen Kunstgriffen Gebrauch, um das unglückliche Volk muthig zu erhalten, die Schrecken der Hunzersnoth zu erdulden, und verschafte seinem Hasse gegen seinen rechtmäßigen Fürsten Nahrung; er spendete seine Segen und Spaniens Schätze, um Anhänger für die Ligue zu erkaufen. Die schüchtern gemachte oder bestochene Sorbonne mußte auf seinen gebieterischen Befehl den Ausspruch thun, — Heinrich von Bourbon könne niemals den Thron besteigen; die Franzosen wären in ihrem Gewissen verbunden, Krieg gegen ihn zu führen, selbst wenn er vom Bann freygesprochen würde; und wer sein Blut im Kampfe gegen diesen Ketzer vergiessen würde, den erwarte eine ewige Belohnung und die Märtyrerpalme.

Dieser Ausspruch, welcher in der Stadt verbreitet, von den Kanzeln öffentlich abgelesen, und von den Predigern erläutert wurde, that zur Verwunderung seine Wirkung auf die Gemüther der Menge. Cartano that noch mehr; er verordnete einen feyerlichen Umgang bey den Augustinern, und eine Predigt über diesen Gegenstand, welche einer der stürmendsten Rednern, die er in seinem Solde hatte, halten mußte. Mitten unter dieser Feyerlichkeit, und bey diesem Gepränge, welches recht auf Seelenerschütterung angelegt war, tritt er selber, in seiner priesterlichen Kleidung, an die Schwelle des Altars, in der Hand die Hostie, und vor ihm das Kreuz, und das aufgeschlagene Evangelienbuch; und so läßt er alle Prinzen, Prinzeßinnen, Prälaten, Gutsherren, die Häupter aller Gliederschaften, Obersten, Hauptleute u. s. f, von neuem den feyerlichen Eid schwören, den sie schon öfters abgelegt hatten, bis auf den letzten Tropfen ihr Blut zur Behauptung der katholischen Religion zu vergiessen, und sich niemals einem ketzerischen Könige zu unterwerfen.

Auf solche Art berauschte man das Volk mit dem Geiste des Fanatism, jetzt zögen die Liguisten alles mit in ihren Wahnsinn, und nöthigten das Parlament, in dessen Mitte jetzt der Legat Sitz genommen hatte, — (seine Frechheit ging so weit, daß er den für den König aufbewahrten Platz einnehmen wollte, aber der erste Präsident verhinderte dieses), — zu dem Ausspruche, in welchem jedem unter Todesstrafe verboten wurde, von Frieden mit Heinrich von Bourbon zu reden. Jetzt sahe

man in Paris jenen Zug von bewafneten Mönchen, ein in den Jahrbüchern der Welt unerhörter Anblick; ein ewiges Zeugniß von der Wirkung, welche die Wuth und die Thorheit der Religionsschwärmerey auf die Gemüther der schwachen Sterblichen äußern können. Der Nuntius Gaetano stand und überschaute seinen Sieg; er war gleichsam der Feldherr dieses neuen Kriegsheers. Aus besonderer Achtung gegen ihn feuerten die Mönche von Zeit zu Zeit Ehrenschüsse aus ihren Musketen, welche sie mit Liedern und Gesängen untermischten. Aber bey einer solchen Abfeurung wurde sein Sekretair, durch irgend einen ungeschickten Mönch, neben ihm getödet. Der erschrockene Legat gab ein Zeichen mit der Hand, daß sie mit Schießen aufhören sollten; die Mönche glaubten, er ertheilte ihnen den Segen, und verdoppelten ihre Ehrenschüsse; und der Legat war genöthiget, sich so geschwinde als möglich zu entfernen, und sich diesem angenehmen Schauspiel zu entziehen.

Zu eben dieser Zeit kam der Mailänder Marsilio Landriano, päbstlicher Referendar, und ausserordentlicher Nuntius, zu uns herüber, und gab der Feuersbrunst neue Nahrung. Er brachte ein Versprechen vom Pabste mit, den Liguisten aus seinem Schatze monatlich funfzehntausend Gulden zu liefern: und zwey Bullen, durch welche Heinrich der Vierte, als in den Bann gethan, als Abtrünniger, und in so ferne seiner Königreiche verlustig, erklärt wurde; so wie seinen Anhängern ihre Landgüter und Pfründen abgesprochen wurden, wenn sie nicht inherhalb vierzehn Tagen dem Gehorsame

gegen ihn entsagen würden. Selbst Mayenne mochte dagegen reden was er wollte; er trieb die Frechheit so weit, daß er jene Feuerbullen in allen Städten der Ligue öffentlich ließ bekannt machen.

Indessen hatten sich viele obrigkeitliche Personen, welche der Tiranney der Sechszehner entgangen waren, und welche bey dieser allgemeinen Sichtung, immer noch ächt französische Denkart beybehalten hatten, nach Tours und nach Chalons geflüchtet, wo sie zwey getrennte Departements aus den Trümmern des Pariser Parlaments machten. Das zu Chalons versagte den päbstlichen Bullen die Gültigkeit, als nichtig, ärgerlich, empörend im Widerspruche mit den Rechten der gallikanischen Kirche; befahl, daß sie von der Hand des Scharfrichters zerrissen und verbrannt werden sollten; Landriano sollte in Verhaft genommen, und zehntausend Livres demjenigen zur Belohnung gegeben werden, der ihn der Gerechtigkeit ausliefern würde. Zugleicher wurde jedem Franzosen verboten, Gold oder Silber nach Rom zu schicken.

Das Parlament in Tours ging noch einen Schritt weiter; es erklärte Gregor den Vierzehnten für einen Feind des Friedens und der Einigkeit der Kirche, für einen Feind des Königs und des Staats, für einen Mitschuldigen an Spaniens Verschwörung, für einen Unterstützer der Rebellen, und für einen Theilhaber an der Ermordung Heinrichs des Dritten.

Man braucht es wohl nicht erst zu sagen, daß das Skelet von dem noch übrig gebliebenen Liguisti-

schen Parlamente in Paris, welches von den Sechszehnern beherrscht, an Spanien verkauft, und Sklave des Willens des päbstlichen Legaten war, nichts unversucht ließ, um dieses Denkmal der Vaterlandsliebe anzuschwärzen, welches bey allen guten Franzosen Beyfall, bey der zu Mantes versammelten französischen Geistlichkeit Widerspruch, und durch die Siege Heinrichs des Vierten Festigkeit erhielt.

Aber unter allen diesen Prälaten war, ohne Widerspruch, der gefährlichste und wüthendste, Philip Sega, Bischof von Placenz in Spanien, Gesandter zu Paris und Cardinal auf Empfehlung Philips des Zweyten und des Herzogs von Parma, welche seine böse Gesinnung gegen Frankreich kannten. In seinem Gefolge waren italiänische Prälaten und Mönche aus allen Gesellschaften, welche zur Aufrechthaltung des Glaubens, wie sie sagten, mitkamen. Er hatte eine besondere Vollmacht vom Pabste, den Versammlungen der Ligue beyzuwohnen, die Wahl eines katholischen Königs zu besorgen, und hatte seinen Haß und seinen Wuth an die Spanier verkauft. Auch zeigte er sich als den unversöhnlichsten Feind gegen Heinrich den Vierten, welchen er nie anders nannte, als den Bearner, selbst nach der Umkehrung dieses Monarchen zur katholischen Religion. Dieser Prälat herrschte nach Willkühr in Paris, und hatte hier sogar mehr Ansehen, als selbst Mayenne; er hatte daselbst ein fürchterliches Ketzergericht eingeführt; er quälte und peinigte die guten und friedliebenden Bürger. So ofte, als er einige Franzosen im

Ver-

Verdachte hatte, daß sie dem Könige günstig wären, so ofte ließ er den Eid der Ligue erneuern, welcher gleichsam das Vereinigungszeichen und das Geschrey zum Aufruhre war. Er bestärkte die Kühnheit der Sechszehner, dieser von ihm besoldeten Bösewichter; er wurde durch sein Beyspiel, durch seine heftigen Rathschläge und wilden Zuredungen, die Ursache zu der Ermordung so mancher obrigkeitlicher Personen, welche nicht genug sklavische Unterwürfigkeit gegen Roms Willen bewiesen hatten. — Er war der allgemeine Verfolger aller Franzosen; er verdammte die Schrift des Weisesten unter den Prälaten und unter den königlichgesinnten Grossen, als gotteslästerlich; und nachdem er die Versammlung der Ligue, auf Befehl seines Herrn, betrieben und sogar anbefohlen hatte, so ließ dieser spanicolisirte Italiäner öffentliche Umgänge und Gebete halten, um Gott zu bitten, er mögte den Abgeordneten eingeben, daß sie die Infantin von Spanien wählen. Er ließ eine öffentliche Erklärung an alle Franzosen ergehen, in welcher er sie ermahnte, zur Wahl eines katholischen, und in Wahrheit recht christlichen Königs, sich zu vereinigen; das heißt, sie sollten den König von Spanien, Guise, oder den Erzherzog von Oesterreich wählen.

An dem Tage der Eröfnung der Versammlung, kommunicirte er mit eigener Hand alle Abgeordneten, um sie in ihrem frommen Vorhaben desto mehr zu befestigen; und gleich nach der zweyten Sitzung wollte er ihnen einen feierlichen Eid abfor-

dern, daß sie Heinrich niemals als ihr Haupt anerkennen wollten, selbst wenn er sich bekehren und als Katholik leben würde.

Als er sahe, daß dieser Fürst gleichwol zu diesem letzten Entschlusse geneigt war, welcher dem ganzen Handel der Spanier ein Ende machen müßte; so that er das alleräusserste, was sich nur denken läßt, um ihm die Rückkehr zu dem Schooße der Kirche unmöglich zu machen. Er schlug neuen Lermen unter den Predigern; er befahl ihnen, öffentlich gegen die Abschwörung dieses Fürsten zu eifern, beförderte die fürchterlichsten Schmähschriften, und nahm die Verfasser derselben in seinen Schutz. Er verbot den Prälaten und Pfarrern in Paris, zu ihm zu gehen, um ihm Unterricht zu ertheilen. An dem Tage endlich, da Heinrich der Vierte zu Saint Denis wirklich übertrat, verbreitete er gegen diesen Monarchen einen recht mordbrennerischen Aufsatz, in welchem dieser Abgesandte des gemeinschaftlichen Vaters aller Gläubigen von neuem versicherte, — Heinrich von Bourbon, welcher sich König von Frankreich und Navarra nenne, sey namentlich ein Ketzer, Abtrünniger, Unbußfertiger; Haupt, Beförderer und Beschützer der Ketzer; er erklärte seine Bekehrung für nichtig; beschwor die Bischöfe, bey seiner herzlichsten Barmherzigkeit, ihn nicht frey zu sprechen, und bedrohte sie mit Kirchenstrafen und mit den Blitzen des Vatikans, wenn sie einen Schritt weiter wagen würden.

Diese letzte Aeusserung der ohnmächtigen Wuth des Legaten wurde mit der Verachtung behandelt,

welche sie verdiente. Die französischen Prälaten, welche dieser doppelten Benennung würdig waren, ehrwürdige Prediger, ein Morenne, ein Benedict, ein Chavagnac, u. a. Stadtpfarrer in Paris, trotzten seinen Drohungen, und begaben sich zu dem Helden; haufenweise strömte das Volk nach Saint Denis, um Zeuge von einer so erwünschten Aussöhnung zu seyn, durch welche es den Tyrannen der Ligue entrissen, und dem besten der Könige wiedergegeben werden sollte.

Der Legat wurde wütend, als er die Nachricht von der Einnahme der Stadt Paris hörte. Heinrichs erste Sorge war, daß er Perron an ihn abschickte, den Mann, von welchem er wußte, daß er ihm am liebsten seyn würde, um ihm anzukündigen, daß er ihn in seinen Schutz nehme, sich eine Unterredung mit ihm auszubitten, und ihm zu versichern, daß er ihm mehr Ehre erweisen werde, als er bey der Ligue gehabt habe. Der stolze Priester verschmähte dieses zuvorkommende Anerbieten eines siegreichen und wohlthätigen Helden, und wollte niemals Heinrich den Vierten sehen. Er verließ die Stadt, und nahm einen wütenden Mönch und Priester mit sich, beyde in spanischem und römischen Solde, und welche beyde an dem durch Barriere begangenen Meuchelmord Antheil hatten. Heinrich war so gütig, daß er ihnen einen Freypaß verwilligte; ließ den Legaten von Perron bis an die Grenze des Königreichs begleiten, und gab Befehle, daß er überall mit der, einem Gesandten und

Staatsmanne zukommenden Achtung, behandelt werden sollte. Der wütende Legat begab sich nach Rom; und man behauptet, er habe so vielen Beweisen von edelmüthiger Güte nicht widerstehen können, habe endlich seinen Irrthum erkannt, und Heinrich den Vierten schätzen gelernt.

Andre versichern mit grösserer Wahrscheinlichkeit, er sey nicht bis Rom gekommen, sondern sey unter den Verwünschungen des Volks von Paris, welches er getäuscht hatte, und mit dem Hasse von ganz Frankreich abgereist, und auf dem Wege vor Wuth darüber gestorben, daß er sein ganzes Bestreben vereitelt, und alle seine Hetzereyen vergeblich finden mußte.

Was in der Hauptstadt geschahe, das ist ein treues Bild von dem, was in den südlichen Provinzen Frankreichs, durch die Vermittelung und Gegenwart der Vicelegaten zu Avignon, mit nicht minderem Glücke betrieben wurde.

3. Von Avignon, und dessen Vicelegaten während der Ligue.

Die Päbste hatten ihre Niederlage in Frankreich. Als Herren von Avignon geboten sie über die benachbarten Provinzen weit herrschender, als über die Hauptstadt; hier hatten sie einen unmittelbaren Einfluß. Und eben in diesem brennenden Wirkungskreise des Fanatism wurden alle Köpfe des südlichen Frankreichs elektrisch. Wenn Provence, Languedoc, Dauphine', Lyon, sogar, mehr von der Wuth des Vulkans der Ligue empfunden, so war

dies Folge ihrer Nachbarschaft mit dem Vicelegaten und mit dem Hofe von Avignon; denn hier war die Mündung dieses Vulkans in Frankreich.

Wie unklug handelten sie doch, jene Könige, welche diesen Staat von ihrer Krone ablommen liessen; oder vielmehr, die, aus Mangel der mäßigen Summe von achtzig tausend Goldgulden, für welche diese Stadt mit ihrem Gebiete den Päbsten war verpfändet worden, die Wiedereinlösung vernachläßigten!

Avignon, welches ganz von Frankreich umschlossen ist, und lauter hitzige und unruhige Geister hatte, die desto mehr wagten, je weiter sie von dem Monarchen und von der Hauptstadt entfernt lebten, war so recht der Mittelpunkt der geheimen Ränke dieses Landes, und die Schmiede aller Waffen und Ketten für Dauphine', Lyon, Provence und Languedoc. Die Kardinäle, Viceregenten der Grafschaft, waren gewöhnlich Erzbischöfe in Frankreich; die meisten Gutsbesitzer in Provence waren zu gleicher Zeit Vasallen vom Pabste; sie dienten unter den Kriegsheeren des Pabstes, und unter den Kriegsheeren des Königs; prangten mit Ordenszeichen von Frankreich, und mit Ordenszeichen von Rom; waren Mitglieder der apostolischen Kammern, und der französischen Parlamente; schworen also zweyen Oberherren; fanden unaufhörlichen Widerspruch zwischen ihren Vortheilen und zwischen ihren Pflichten; hatten fast niemals eine andere Wahl, als Empörung, oder Undankbarkeit; trugen die Zeichen der dreyfachen Krone, und die Zeichen der Lilien; und

darf man sich nun noch wundern, wenn in diesen Zeiten der Unruhe und der Vorurtheile, Roms Uebergewicht so ofte der Wagschale den Ausschlag gab?

Die Kardinallegaten führten einen glänzenden Hofstaat; bey ihnen war der Sammelplatz aller erhitzten Köpfe des Südens. Wer nicht nach Rom gehen konnte, um seinen Auftrag von den eigenen Händen des heiligen Vaters zu empfangen, der erhielt ihn von dessen Viceregenten in Avignon; dort war die Quelle, aus welcher die Katholiken den Geist der geschäftigen Andacht schöpften, jenen durch Werke thätigen Glauben, jene heilige Begeisterung, welche sie hernach in ihr Vaterland mit herübernahmen; dort konnten die Verfolger ihren Eifer recht zur Glut bringen, in dem Umgange mit einem Serbelloni, Armagnac, Strozzi, Malvezzi; dort endlich sorgte man für Beybehaltung römischer Denkart, römischer Politik, römischer Grundsätze; dort war die Niederlage der Ablaßbriefe, der mordbrennerischen Breven, jener frommen Klapperspiele und heiliger Tändeleien, mit welchen man unsre Väter zu beherrschen wußte; dort hatte Karl der Neunte, und Heinrich der Dritte, Geschmack bekommen an lächerlichen Umgängen, Bußbrüderschaften, an jenen unanständigen Maskeraden, und an jenen frommen Possenspielen, welche sie an ihren Hof mit herüber nahmen. — Wer unter Katholiken zu den ersten seines Standes gehörte, der begab sich regelmäßig dahin, um von seiner Aufführung dem Pabste, oder dessen Stellvertreter, Rechenschaft abzulegen, und brachte denn eben denselben Ge-

schmack und eben dieselbe Verkehrtheit in seine Provinz mit zurücke. Kein Pilger, kein Reisender kam dahin, oder er war genöthigt, ein weisses Kreuz anzunehmen, wenn er als ächter Katholik erkannt seyn wollte.

Nähere Belehrung über alles dieses findet man in der Geschichte der Kriege der Grafschaft Venaissin, Provence, Languedoc, und Dauphiné von Perussis, welcher bey diesen Auftritten, die zu blutig waren, um blos belacht zu werden, selbst eine Rolle mitspielte. Bey allen Vorurtheilen dieses Schriftstellers, der ein Unterthan des Pabstes war, bey allen Lobeserhebungen, mit welchen er auch die gehäßigsten Vorfälle begleitet, entdeckt man dennoch den wahren Geist des Avignonschen Hofes. Dieses Rom in Frankreich nimmt ganz das Rom in Italien zu seinem Muster; kaum erfährt man hier die Ermordung einiger obrigkeitlichen Personen, welche der Ketzerey verdächtig waren, so läßt man Freudenfeuer veranstalten. Unter dem achtzehnten September 1572, wird gemeldet: „man sey in Paris noch immer mit Hinrichtung der Rebellen gegen Gott und Menschen beschäftiget; und es sey ein unleugbares Wunder, daß er in einer einzigen Morgenstunde, und ohne katholisches Blut zu vergiessen, mehr als zwey hundert und funfzig Anführer und Freunde der Huguenotten getödet worden wären.“ — Noch vom Jahre 1573 heißt es: „Am Feste des heiligen Bartholomäus wurde, zur Erinnerung an die Niederlage der Huguenotten in Paris, und zur Danksagung, eine allgemeine Pro-

cession in Avignon gehalten, welcher der Kardinal von Armagnac, und Martinengue, Graf von Villeclair, Befehlhaber der Grafschaft, mit beywohnten.

Verschiedene dieser Legaten waren zu gleicher Zeit Befehlhaber von Provence und Languedoc, und verbreiteten hier ihren schädlichen Einfluß. Man kann sich vorstellen, wie leicht es ihnen werden mußte, das Feuer der Zwietracht, bey einem solchen Vorrathe brennbaren Stoffes, recht zur Flamme zu bringen. Die dem Legaten untergeordneten Italiänischen Befehlhaber der Grafschaft, waren die blinden Vollstrecker ihres Willens, und suchten nur sich bey jenen beliebt zu machen. Man sahe davon schreckliche Beyspiele; die in den angränzenden Provinzen, konnten nichts wichtiges vornehmen, niemanden verfolgen, keine Scheiterhaufen anzünden, keine Kriegsheere stellen, wenn sie nicht zuvor ihr Orakel befragt und von dem gnädigen Herrn Vicelegaten Befehle erhalten hatten. Wenn Toulouse und Languedoc mehr feyerliche Bußumgänge, in weisser, schwarzer, oder blauer Uniform, mehr Schwärmwuth und Scheiterhaufen gesehen haben; so kam dies eben daher, weil Armagnac und Strozzi zu gleicher Zeit Erzbischöfe dieser Stadt, und Befehlhaber über die Provinz waren. — Es findet sich ein Schluß des Parlaments von Toulouse vom Jahre 1606, das heißt, mehr als zwölf Jahre nach Heinrichs des Vierten Umkehrung zur katholischen Religion, in welchem Priestern und Mönchen anbefohlen wird, Gott für ihn zu bitten, und

in die Meßbücher die Gebete für den König wieder einzurücken, welche man herausgelassen hatte. — Wenn Provence viel länger und viel grausamer von Parteien zerrissen wurde; so kam auch dieses eben daher, weil der Einfluß und die Nachbarschaft von Avignon hier weit merklicher waren, und weil die meisten Provencer, Gutsbesitzer, Vasallen des Pabstes waren. Provence war überhaupt von allen Seiten angegriffen; nach der Gebirgseite, vom Herzoge von Savoien; nach Frankreich, von den Staates des Pabstes; nach der Meerseite, vom Großherzoge von Toskana, und vom Könige von Spanien. Von jeder Parthey wurde es zerrissen; und der Avignonsche Legat hatte noch obendrein das Kezzergerichte eingeführt. —

Wenn Lyon, ohngeachtet der Vaterlandsliebe einiger Einwohner, mehr als andre die Schrecken am Bartholomäusabende und das Joch der Ligue empfinden mußte; so kam wiederum dieses daher, weil es mit Italiänern bevölkert war, und weil sie ihren Fanatism an dem Italiänischen Hofe zu Avignon recht wärmen konnten. Unter den Italiänischen Einwohnern von Lyon waren die meisten, Florentiner, welche wegen der Handlung und Geldgeschäfte dahin kamen; hier findet man einen Albizzi, Antinotti, Altoviti, Baglioni, Bouvisi, Capponi, Ferrari, Guadagni, Guibli, Orlandini, Poggio, Pagano, Particelli, Ubaldini, u. a.

Auf solche Art geschahe es, daß der an diesem Brennpunkte entzündete Funke, sich allmählig immer weiter ausbreitete, bis alle die südlichen Gegen-

den in vollen Flammen standen; unterdessen, daß von anderer Hand, aber auch unter Leitung der Päbste, die Feuersbrunst auf alle übrigen Gegenden Frankreichs fortgepflanzt wurde.

5. Kardinäle; unmittelbare Vasallen des Pabstes.

Es war also den Päbsten nicht genug, daß sie von Rom her Blitze und Kriegsheere abschickten; daß sie in der Mitte des Königreichs eine Werkstätte hatten, wo sie ihre Waffen schmiedeten; daß sie Statthalter dahin abschickten, denen sie ihre Befehle und die Vollziehung ihrer Rache auftrugen. Sie hielten hier weit fürchterlichere Minister, Fürsten, römische Vasallen, die, unter der seltsamen Benennung von Kardinälen, die Säulen und die festesten Stützen ihrer Macht waren.

Würklich sind selbst französische Kardinäle Ausländer für Frankreich; sie sind Vasallen eines ausländischen Fürsten; der Pabst ihr unmittelbarer Oberherr, sie haben keinen gesetzmäßigen Rang in den Nationalversammlungen, in den Parlamenten, sie machen nicht einmal einen Theil der französischen Geistlichkeit aus.

Ohne Zweifel ist dies eine der kühnsten Empfindungen der Italiänischen Staatsklugheit, daß sie so in der ganzen christlichen Welt, in allen Europäischen Staaten, reiche und mächtige Angehörige vertheilt haben, welche weiter nichts sind, als Roms erste Unterthanen; Leute, die so zu reden, ihr Vaterland verleugnen, um in einem neuen Vaterlande

zu dienen, dessen Vortheile jederzeit im Widerspruche mit den Vortheilen des ersteren stehen; auch haben sie jederzeit das letztere verrathen, um dem ersteren einen Dienst zu erzeigen. Der Kardinalshut war die Lockung, welche Rom allen ehrsüchtigen Geschornen der ganzen Welt vorhielt. Der Römische Purpur war das Netz, in welchem alle Tugenden der Nation und des Vaterlandes verunglückten. Dadurch wußte Rom jederzeit, die Mächtigen zu fesseln, dadurch gelangte es zur Herrschaft und zur Regierung über alle Staaten von Europa.

Es sollte uns nicht schwer werden, ein langes Verzeichniß von allen denjenigen zu liefern, die, auch bey uns, die Vortheile ihres Vaterlandes aufgeopfert haben, um zu dieser ausländischen Würde zu gelangen; und wenn die übrigen Nationen eine ähnliche Prüfung mit ihrer Geschichte vornehmen wollten, so würden sie ein gleiches Resultat finden. Man bedenke nur, was Wolsey in England that; Ximenes in Spanien; Gronwell in den Niederlanden; Martinuzzi in Polen, u. s. f.

Wir Franzosen brauchen unsre Jahrbücher nur zu öfnen, um uns zu überzeugen; und ohne bis zu jenen Jahrhunderten zurücke zu gehen, in welchen ihr Einfluß mächtiger und schädlicher war, im Verhältnisse mit der Unwissenheit und mit den Vorurtheilen, welche über den Erdboden herrschten; — und ohne zu den neusten Zeiten herunter zu kommen, in welchen die Beyspiele noch weit auffallender seyn würden, — wollen wir uns blos-

auf den Zeitraum einschränken, der mit jenem ganz nahe grenzet, von welchem wir reden.

Warum mußte der Kanzler du Prat, mit dem Entwurfe der Concordaten, noch vollends die Freiheiten der Nation zu Grunde richten, sein Vaterland an den Pabst verkaufen, und Frankreich Roms Habsucht zinsbar machen? blos in Hofnung auf den Kardinalshut. — Warum hatte Tournon, der unbarmherzige Tournon, die ersten Scheiterhaufen in Frankreich angezündet, und die Orte Cabrieres und Merindol durch die Flammen verwüstet? blos, weil er seinem Herrn zu Rom sich gefällig machen mußte, der ihm Freiheit von Strafe für sein Verbrechen zugesichert hatte. — Warum war Strozzi, Erzbischof von Toulouse, der erste Urheber der ersten Verbindung, welche man in Frankreich zum Verderben der Protestanten entstehen sahe, das heißt, derer, welche gegen die Misbräuche und gegen die willkührliche Herrschaft des römischen Hofes protestirten? blos darum, weil er als Ausländer auch noch den Kardinalstitel wünschte. — Warum forderte Armagnac, Erzbischof der nämlichen Stadt, Armagnac, dieser Vicepabst in Frankreich, und Vicekönig gewissermassen in den südlichen Provinzen, warum forderte er, mit der Bulle in der Hand, die Mutter Heinrichs des Vierten und ihre Kinder, für die Kerker des Ketzergerichts? blos, weil er Kardinal war. Warum vertrieb der Kardinal Joyeuse, einer der hitzigsten Liguisten, warum vertrieb er das Parlament von Tou-

louse aus dem Heiligthume der Gerechtigkeit? blos, weil er römischer Priester war. Und Pelleve' der schlechteste unter den Franzosen, warum starb er vor Verzweiflung bey den Triumphen Heinrichs des Vierten? weil ihn der römische Purpur deckte. Und Perron, warum wurde er als Verräther an Frankreich und an dem Geiste Heinrichs des Vierten behandelt, der ihn aus dem Staube hervor gezogen hatte? weil er Rom als sein Vaterland ansahe, und alle Grundsätze desselben zu den seinigen gemacht hatte. Und Guise, Gondi, Birague, Lothringen ꝛc., warum — — —? — Doch die Warum würden kein Ende nehmen.

Wirklich muß das ansteckende Gift, welches dieser Purpurmantel mit sich führet, sehr schädlich seyn, da selbst der sonst gute Amboise dessen Wirkungen empfunden hatte. Dieser übrigens so billige und wohlmeinende Mann, veranlaßte Ludwig den Zwölften zu den italiänischen Kriegen, in welchen hunderttausend Franzosen ihr Grab fanden, nur deswegen, weil er Kardinal und Legat war, und weil er Pabst zu werden hofte.

Was mußte vollends aus den andern werden, die weder seine Güte, noch seine Vaterlandsliebe, noch seine Rechtschaffenheit hatten? Und eben in diesen Zeiten, von welchen wir reden, häuften sie sich am stärksten. Unter Heinrich dem Zweyten und unter Karl dem Neunten, zählte man bis auf zwölf Kardinäle zugleich an dem französischen Hofe, und noch acht andere Bischöfe, welche das Versprechen hatten, es zu werden. Dergleichen hatte man

seit dem Anfange der Monarchie niemals gesehen; sie alle brachten einen unerträglichen Stolz und Hochmuth mit; sie alle hielten sich nicht für Unterthanen des Staats; — so dachten die Päbste und die Kardinäle selber; Sixt der Fünfte ging noch weiter; er behauptete, der Kardinal von Guise habe von dem Augenblicke an, da dieser Prälat die heilige Weihe erhalten habe, aufgehört, ein Unterthan Heinrichs des Dritten zu seyn! aus einem solchen Schlusse würde folgen, daß ein Priester kein Bürger seyn könne; ein Satz, vor welchem alle katholische Staaten zittern müßten; aber zum Glücke ist dieser Ausspruch Roms nicht unfehlbar, und ohne Zweifel wird er bey dem Fortschritte der Aufhellung und der Vernunft weichen müssen. — Alle jene machten den Prinzen vom Geblüte den Rang streitig, und stellten sich den Königen gleich; sie alle traten die wahren Hirten, die Bischöfe und Pfarrherren unter ihre Füße; sie alle waren unverschämt genug, ohngeachtet der Rechte und Freyheiten der Stände, einen Ehrenrang bey den Nationalversammlungen zu verlangen und sich anzumaaßen, von welchen sie, schon als Vasallen eines ausländischen Fürsten, auf immer hätten ausgeschlossen seyn müssen; dies war auch der Wunsch der gesunden Glieder der Nation; und bey allem Drucke, unter welchem die ächten Bürger seufzeten, hörte man sie dennoch ofte ihre Stimme gegen diesen unleidlichen Misbrauch erheben, und sahe sie alles anwenden, um dieses fremden Joches los zu werden. In den Versammlungen der Jahre 1560 und 1561 waren fünf

Kardinäle gegenwärtig, Tournon, Lothringen, Bourbon, Chatillon und Guise. Eben diese Kardinäle hatten sogar Zutritt zum Staatsrathe; ein neuer Misbrauch, der noch viel gefährlicher war, als die übrigen. In der besondern Versammlung der Stände zu Paris wurde verlangt, daß der Regierungsrath für alle Kardinäle verschlossen seyn sollte, da sie einem ausländischen Fürsten den Eid geschworen hätten, selbst der Kardinal von Bourbon sollte, als Prinz vom Geblüte, nicht eher Zutritt erhalten, bis er das Kardinalat niedergelegt haben würde.

Wenn dieses weise Gesetz nicht wäre verworfen worden, wie viele Uebel hätte Frankreich weniger gehabt! Wir würden nicht unter den willkührlichen Regierungen eines Richelieu und Mazarin geseufzet haben! Niemals hätte der sanfte Fleury dreyßigtausend Geheimschreiben untersiegelt, das heißt, dreyßigtausend willkührliche Befehle, um dreyßigtausend untadelhafte Franzosen in die Kerker der Bastille hinab zu stürzen, um eine römische Bulle durchzusetzen. Man sieht, daß seit mehreren Jahrhunderten, mit Ausnahme der allzukurzen Regierung Heinrichs des Vierten, Frankreich in der That nur von Ausländern, römischen Priestern und Geistlichen beherrscht und gequälet wurde.

Indessen war damals, als noch ächte Franzosen ihre Stimme für die Rechte des Vaterlands erhoben, die Zeit nicht mehr; die Gegenparthey war zu mächtig; und als endlich unsere Unruhen zum wirklichen Ausbruche kamen, so sahe man, wie diese

ihren Reichthum, ihre Macht und ihr Ansehen ganz dazu anwendete, um die Kirchenänderung zu entfernen, die Freyheit zu ersticken, die Ligue zu befördern, und alle diejenigen unter ihre Fahnen zu versammeln, welche ihren Vortheil dabey fanden, wenn sie zur Unterdrückung des Vaterlandes mit Rom in Verbindung traten.

Da die Kardinalswürde eine Belohnung für jeden war, der auf Frankreichs Unkosten den Päbsten diente, so schonten freylich alle diejenigen, welche nach derselben strebten, gar nichts, um diesen ausländischen Schmuck zu verdienen; und vielleicht hat eben diese, jedem Ehrsüchtigen offen stehende Aussicht, die allermeisten geblendet, und hauptsächlich dazu beygetragen, daß wahre Liebe zum Vaterlande in aller Herzen erstickt wurde.

Wenn so viele Prälaten die Ligue beförderten; wenn ein Rose, ein Epinac, ein Genebrard, und so viele andre, sich als schlechte Bürger zeigten; so thaten sie dies, weil sie Kardinäle werden wollten; ein Hut von verschiedener Farbe machte alle Köpfe wirblicht.

Die Meynungen haben sich in diesem Stücke, in Frankreich, so wie in dem ganzen Europa, geändert. Der große Hopital wollte schon zu seiner Zeit, daß man diese glänzenden Fesseln Roms zerreissen sollte, welche eine wahre Knechtschaft verbergen; und er wird kommen, dieser Augenblick. Schon haben verschiedene katholische Staaten dieser treulosen Würde entsaget; die Republick Polen, zum

Bey-

Beyspiele, hat sehr weislich beschlossen, daß keine polnische Kardinäle mehr seyn sollten. Eine hellere und gesundere Staatsklugheit hat jene ultramontanische Begriffe verdrängt; die französischen Prälaten vorzüglich, welche weit aufgeklärter denken, als jemals, und Bürger geworden sind, verschmähen jenen ausländischen Schmuck; und haben sie denn nicht auch schon einen recht schönen Rang in ihrem Vaterlande? werden sie nicht schon so gut behandelt, daß sie demselben dienen können, ohne sich nach fremden Glanze umzusehen? Ein weit edlerer Ehrgeiz belebet ihre Seelen; sie sehen es ein, daß ihr eigentliches Geschäfte nicht darinne bestehet, daß sie die Staaten beunruhigen und unterdrücken, sondern daß sie dieselben aufklären und zur Sanftmuth bilden; daß, wenn Frankreich frey wäre, ihr wahrer Ruhm sich darinne zeigen würde, daß sie die Vortheile des Vaterlandes in den Nationalversammlungen in Schutz nehmen; und daß, wenn auch unter ihnen einige seyn sollten, die es bedauerten, daß sie keine Kardinäle sind, sie sich darüber beruhigen müßten; die zwey größten Prälaten der französischen Kirche, Bossuet, und vorzüglich Fenelon, waren es nicht.

So viele Klugheit und Einsicht hatte man in denen Zeiten nicht, von welchen wir reden, Rom beherrschte die Welt, durch die Hofnung auf einen Purpurmantel; man wetteiferte, um diesen zu erhalten; man that alles, um dessen würdig zu werden; und diejenigen, welche einmal mit demselben

bekleidet waren, wendeten alles an, um ihre Macht zu befestigen, um Frankreich vollends unter das Joch zu bringen. Und um zu diesem großen Ziele zu gelangen, um uns auf immer an dieses Joch zu fesseln, konnten die römischen Prälaten nichts nützlicheres, nichts wirksameres erfinden, als die Einführung des Ketzergerichts.

5. Das Ketzergericht und dessen Diener in Frankreich.

Seit der Wiedergeburt der Wissenschaften, und vorzüglich seit dem Tode des großen Leo des Zehnten, welcher als Pabst sehr gegen seinen Vortheil handelte, indem er jene begünstigte, seit dieser Zeit haben seine Nachfolger die Nothwendigkeit des Ketzergerichts eingesehen, um die Fortschritte der Aufklärung zu hemmen. Sie verschaften demselben auch neue Thätigkeit in Italien, und suchten es auf alle Königreiche zu erstrecken, die von ihnen abhingen. Dieses Gericht war eigentlich wider die heller denkenden errichtet, wider die Gelehrten, wider alle diejenigen, denen es schwer wurde, ihre Vernunft unter Roms Träume, und ihre Träume unter die Herrschaft der Päbste gefangen zu geben; und je mehr die Welt sich bemühte, von den Banden der Unwissenheit und des Aberglaubens sich los zu machen, desto mehr verdoppelte dieses Gericht seine Wachsamkeit, um die Aufklärung zu ersticken, und die Vernunft herab zu würdigen.

Der berühmte Italiäner Aonius Palearius, der Verfasser eines sehr schönen Gedichts über die

Unsterblichkeit der Seele, wurde im Jahre 1566 zum Rom verbrannt, weil er gesagt hatte, das Ketzergericht sey ein Dolch, mit welchem man die Gelehrten ermorden wolle. Zu allen Zeiten suchte Rom jede hellere Aufklärung zu entfernen; die Vernunft, jede neue Begriffe, jene nützliche Entdeckung zu verbannen, Vorurtheile zu unterhalten; der Unwissenheit Dauer zu verschaffen; und die Welt in einer ewigen Kindheit zu erhalten; und von dem Bischofe Virgil, welcher Gegenfüßler vermuthete, bis zu dem großen Galilei, welcher die Umdrehung der Erde entdeckte; von jenem ersten Gregor, welcher die Büchersammlung auf dem Palatinischen Berge verbrennen ließ, bis zu jenem andern Gregor, welcher unsern unsterblichen Geschichtschreiber, den Herrn von Thou, in seinen Index mit ansetzte, — in allen diesen Zeiten sieht man, daß ihr Plan und ihr fortgesetzter Entwurf nur dahin ging, die Vernunft zu vernichten, und die Wahrheit und Freyheit von der Erde zu verbannen.

Die Kardinäle, welche in Frankreich, unter Franz dem Ersten und Heinrich dem Zweyten, den Thron umringten, sahen alle die Vortheile sehr gut ein, welche sie von einer solchen Einrichtung, zur Befestigung ihrer Größe und der Oberherrschaft der Päbste, erwarten konnten. Dies veranlaßte den Kardinal Tournon, den Kardinal von Lothringen, den Kardinal Armagnac, den Kardinal Strozzi, ihre Kräfte mit dem Kardinal Granvell, Guise, mit dem Herzoge von Alba, und mit dem Könige von Spanien zu vereinigen, um das Ketzergericht

in Frankreich einzuführen. Sie hielten dieses für das wirksamste Mittel gegen die Ketzerey, das heißt, für das schicklichste Mittel, alle diejenigen, welche ihren Befehlen zu trotzen wagen würden, durch Furcht zu bezähmen; sie wollten diesen Richterstuhl mit Ketten, mit Folterwerkzeugen, mit Kerkern und Scheiterhaufen umringen. (Die Empörung der Niederlande hatte keine andere Veranlassung, als die Furcht vor dem Ketzergerichte, welches Philip der Zweyte in denselben einführen wollte).

Schon war der wilde Verfolgungsgeist, welcher dieses Gericht kenntlich machet, über die Gebirge herüber gekommen. Wirklich war eben dieser ketzerrichterliche Geist an der Ausbreitung jener Flammen Ursach, welche die ganze Ortschaften Cabrieres und Merindol verheerten; ein Mönch verrichtete hier, als Bevollmächtigter des Pabstes, das Amt des Ketzerrichters. Jener verfolgende Geist war es, der von einem Ende Frankreichs bis zu dem andern, so viele Scheiterhaufen anzündete. Und in welcher Absicht? um Roms Herrschaft und Grundsätze auszubreiten.

Selbst unter Franz dem Ersten siehet man jenen Titel eines Glaubensrichters wieder aufleben. Man sahe in Paris, unter diesem Fürsten, und unter dessen Sohne wahrhaftige Autodafe's oder geistliche Glaubensverhöre, jene fürchterliche Feste, bey welchen man, unter den grösten Feyerlichkeiten, Menschenopfer schlachtete. Schon prangten drey brave italiänische Franziskaner mit dem Titel eines Ketzerrichters in Frankreich. Der Kardinal von

Lothringen strebte für sich nach der Würde eines Großketzerrichters, deren ihn sein Charakter und seine Unbiegsamkeit in der That würdig machte.

In Provence setzte ein Ketzerrichter unter Anleitung des Vicelegaten alles in Schrecken; im Jahre 1547 erging ein päbstliches Breve an die Kardinäle von Lothringen und an zwey andre Kardinäle, sie sollten das Amt eines Ketzerrichters in Frankreich verwalten; im Jahre 1548 übergiebt ein Jakobiner Glaubensrichter zu Toulouse an Heinrich den Zweyten ein Werk, in welchem er beweiset, man dürfe die heilige Schrift nicht französisch übersetzen; in Languedoc sahe man, wie diese Wütheriche den Schwärmgeist und die Schrecken der Kreuzzüge gegen die Albigenser erneuerten.

Im Jahre 1568 wurde in der That, zu Toulouse, gegen die Anhänger der neuen Religion, vermöge einer Bulle des Pabstes Pius des Fünften, unter dem funfzehnten März eben dieses Jahres, ein Kreuzzug öffentlich bekannt gemacht. Dies ist ein merkwürdiges Stück für die Geschichte der religiösen Schwärmwuth. Die Protestanten hiessen in derselben Atheisten, Menschen, die ohne Gott, ohne Glauben, ohne Gesetz leben; Jesus Christ selber giebt den guten Katholiken den Gedanken ein, sich mit dem Kreuze zu zeichnen, die Waffen zu nehmen, und einen neuen Krieg zu führen, wie Mattathias und die übrigen Makkabäer; man erinnert an die Albigenser, welche in demselben Lande eine Niederlage von sechszigtausend Ketzern erlitten; man ermuntert zu einer eben so hitzigen Verfolgung gegen

die neuen Feinde Gottes, denen man gar keine Barmherzigkeit soll wiederfahren lassen; wenn die Kreuzfahrer während dieses Feldzuges stürben, so würde ihr Blut eine zweyte Taufe seyn, zur Abwaschung aller ihrer Verbrechen; und sie würden, mit den übrigen Märtyrern, stracks in das Paradies übergehen; um sich zu diesem heiligen Kriege als Kreuzfahrer anzuschicken, müsse man vorher beichten, und sich mit dem Leibe und Blute des Herrn stärken; und wenn man uns, setzen sie hinzu, einige Kanonen wird leihen wollen, so wird alles nur um so viel besser gehen. Gegeben zu Toulouse am ein und zwanzigsten September im Jahre 1568. Alles oben angeregte geschieht mit Genehmigung unsers heiligen Vaters, des Pabstes. —

Priester waren die Hauptleute bey diesem heiligen Glaubensheere. Ihr Wahlspruch war: Eamus nos; moriamur cum Christo; — laßt uns gehen, um mit Christus zu sterben. Der Pabst erläßt folglich allen denjenigen ihre Sünden, welche sich für eine so heilige Unternehmung bewafneten, und die von Gewissensvorwürfen so frey, wie vom Mitleiden, das Glück haben würden, Ketzer zu tödten.

Kurz, von allen Seiten sahe sich Frankreich von diesem gehäßigen Joche bedrohet, von allen Seiten wurde es angegriffen, und es war in Gefahr zu erliegen und dieses Ungeheuer in seinen Busen aufzunehmen. Der große Kanzler Hopital rettete uns von dieser Geissel des Ketzergerichts; aber deswegen wurde er auch der Gegenstand des Hasses und der

Verfolgung des römischen Hofes und der Anhänger desselben. Der Pabst schonte keine Versuche und Aufopferungen, um ihn selber vor sein Gericht fordern zu lassen, und einen großen Mann mehr in den Gefängnissen des Ketzergerichts zu sehen; und wurde ihm gleich dieses süße Vergnügen nicht zu Theile, so glückte es ihm doch bey einem verderbten Hofe, daß seine Entfernung und seine Verweisung beschlossen wurde.

Ist es einmal so weit gekommen, daß man einen großen Mann verdächtig gemacht, ihn von den Geschäften entfernt, ihn mitten auf seiner Laufbahn angehalten, ihn genöthigt hat, sein Leben in der Einsamkeit abzunutzen, hat man seine Talente dem Vaterlande unbrauchbar gemacht, dann müssen die verkehrt denkenden Menschen sich Beyfall zujauchzen; denn dies ist der gröste Triumph der Verleumdung. Wer kann die Uebel berechnen, welche ein erhabener, durch Tugend verschönerter Geist hätte verhindern können? und wer kann den Einfluß angeben, den ein einziger Mann auf seine Nation und auf sein Jahrhundert haben kann?

Wir wollen also, mit seinem würdigen Lobredner, Hopitals Andenken segnen, da wir die Früchte seiner Weisheit genießen. Wenn wir frey denken; wenn der Duldungsgeist die Wunden der Schwärmwuth hat verharschen lassen; wenn Weisheit sich dem Throne immer mehr und mehr nähert; wenn wir nicht, wie Spanien und Portugall, um zwey Jahrhunderte dem übrigen Europa an Vernunft und Einsichten nachstehen; wenn wir keine

solche Unglückliche haben, wie Olavides, der langsam in dem grausenvollen Kerker sterben mußte; so ist es Hopital, dem wir alles dieses verdanken.

Hopital hatte seit langer Zeit gegen den Kardinal von Lothringen, gegen Medicis, gegen Rom, gegen den spanischen Rath, und gegen die Ausländer in Frankreich, für die Freyheit seiner Nation zu kämpfen gehabt; er stand alleine wider alle; aber beseelt von dem Wohle des Staates, ließ er sich durch nichts zurücke schrecken. Er wagte friedliche Vorschläge; er löschte die Scheiterhaufen; er erhob die Stimme der Verträglichkeit und der Menschenliebe, mitten unter dem lauten Geschrey der Schwärmwuth. Selbst Karl der Neunte fing an, auf diese Stimme zu hören. Er bezeugte Willfährigkeit und Achtung gegen die Vorschläge dieses großen Mannes. Mehr war nicht nöthig; sein Untergang war sogleich von Medicis beschlossen. Er war darauf vorbereitet. Olivier, sein Freund, schrieb ihm lange Zeit zuvor: „Sie haben Talente, welche zu großen Aemtern aufrufen; aber auch Tugenden, welche machen, daß man jene nicht lange besitzet.“ — Die Freude der Frevler machte seiner Entfernung vielleicht mehr Ehre, als das Bedauern der Redlichen. Einige Tage vor dem Bartholomäusblutbade meldete man ihm, daß man einen Haufen bewafneter Leute gegen Bignay zu kommen sähe. Seine Vasallen und seine Hausbedienten wollten sich zur Wehre setzen. „Nein, sagte er, um Gotteswillen nicht; wenn das kleine Thor nicht breit genug ist, um sie herein zu lassen, so öfne man das

große.“ — Aber diese Leute meldeten ihm, daß der König ihm verziehen habe, und ihn in seinen Schutz nehme. „Ich müßte nicht, jemals Tod oder Verzweiflung verdient zu haben,“ — gab Hopital zur Antwort.

Um übrigens diesen großen Mann nach seinem ganzen Werthe kennen zu lernen, muß man die Lobschrift auf ihn lesen, nicht jenes nichtsbedeutende Redegepränge, welchem die Akademie den Preis zuerkannt hatte, sondern jenen Aufsatz, der seiner würdig ist, und der diese Worte zur Aufschrift hat:

Ce n'est point aux esclaves à louer les grands hommes. —

ein Werk, voll von männlichen Schönheiten, voll kühner und lichtvoller Züge, voll schöner Entwickelungen, voll großer Regierungsgrundsätze, und voll neuer Wahrheiten; vielleicht nächst Rousseau's Schriften, das einzige Werk unsers Jahrhunderts, welches sich dem Tone, der Lebhaftigkeit, und der, bisweilen nachläßigen, aber fast immer erhabenen Beredsamkeit eines Demosthenes nähert. Die Frucht einer starken, muthvollen Seele, die von Liebe zum allgemeinen Wohle belebt und mit einem feurigen Hasse gegen die Misbräuche gerüstet ist, welche die Staaten unglücklich machen; — einer Seele, die bey dem Anblicke der Tugend von Begeisterung entflammt wird; kurz, ein Werk, welches einen Bürger verräth, der ganz dazu gemacht ist, sein Vaterland zu verherrlichen, wenn es noch ein Vaterland giebt. Ich bin nicht so glücklich, ihn zu kennen, aber ich danke ihm, im Namen

der Nation, für den wahrhaft patriotischen Muth, den er bey diesem Ehrenopfer gezeigt hat, welches er einem unsrer grösten Männer darbrachte. Nur Eins fehlt zu seinem Triumphe; warum hat er sich nicht genannt? warum entzieht er sich unserm Lobe? sollten wir denn wirklich noch jetzt in dem äusserst knechtischen Zustande seyn, daß ein Franzose nicht ungestraft in Frankreich die Freyheit und den Ruhm der Franzosen sollte in Schutz nehmen dürfen?

Hopitals Verweisung war ein allgemeines Unglück; Trauer für ächte Franzosen; Triumph für alle Feinde Frankreichs. Päbste, Kardinäle, Legaten, Italiäner, Spanier, alle Ausländer, jauchzten über diesen Sieg der Frevler; und wie sehr mußte die Betrübniß der Redlichen durch den Gedanken vermehrt werden, daß wenn der Kanzler Hopital zwey Jahre länger in seinem Amte geblieben wäre, wir niemals eine Bartholomäusnacht gehabt haben würden.

Die hernach folgenden Begebenheiten belebten die Hofnung der Guisen so sehr, daß sie im Jahre 1588 eine unverschämte Schrift an Heinrich den Dritten einreichten, in welcher sie ganz offenbar und ohne Umweze, die Einführung des Ketzergerichts in die vornehmsten Städte des Königreichs verlangten. Ein besonders Ketzergericht wurde sogar in Paris, im Jahre 1593 errichtet, um gegen diejenigen zu verfahren, welche beschuldiget wurden, mit Verachtung von dem Pabste, von dem Legaten und von den Lothringer Prinzen, geredet zu haben. Aber hier erwachte das Parlement; es unterdrückte

dieses verhaßte Gericht, als ein Unternehmen, welches dahin abziele, spanische Inquisition in Frankreich einzuführen.

Auch jenes fromme Vorhaben kam nicht nach seinem ganzen Umfange zur Ausführung. Aber wenn man gleich verhinderte, daß man diesem Ungeheuer nicht unter die Klauen gerieth, so konnte man ihm doch nicht seinen schädlichen Einfluß benehmen; es fand sich wirklich, in der Mitte von Frankreich, ein Bild im kleinen von dem großen Ketzergerichte, welches diesem einen Theil seiner Verrichtungen abnahm.

Dies war eine Gesellschaft von Menschen, die, nach ihren Grundsätzen, als Ausländer im Staate zu betrachten waren; Leute, die ganz, und im wesentlichsten den ultramontanischen Begriffen, Roms Einfällen und Anmaßungen ergeben waren; Stützen der Theokratie der Päbste; die aus Eigennutz und nach ihrem Systeme bereit waren, Roms Macht und Herrschaft auf alle Art und Weise auszubreiten. Sie lebten von Beweisen und von Streitigkeiten; sie hatten sich zu den höchsten Richtern über die Gewissen und über die Gedanken aufgeworfen. Man konnte, ohne ihre Genehmigung, keine Meynung für sich haben; und dieses kleine Ketzergericht, welches in allem seinem großen Muster nachahmte, hatte seine Vertrauten, seine Blitze, seine Bannstrahlen und seine Schlachtopfer; es hatte seinen Index, seine Fallen, seine Ankläger.

Im Jahre 1562 verfertigte die Sorbonne ein Verzeichniß von denen Büchern, welche unter

ihrer Censur gewesen waren, nach dem Muster des römischen Index librorum prohibitorum; der Kardinal von Lothringen hatte bey dieser Arbeit den Vorsitz. Und dies ist der Anfang und der Ursprung des peinlichen Gedankengerichts. Verschiedene Buchhändler wurden gehenkt; die theologische Fakultät blieb im Besitze des Censurrechts über alle die guten Bücher, welche das Unglück haben, ihr zu missfallen.

Bey jenem kleinen Ketzergerichte machte sich besonders ein gewisser Mocharez oder Mouchard, durch seinen Eifer berühmt, mit welchem er einen jeden verfolgte, und bey diesem Richterstuhle angab, der, ohne seine Erlaubniß, zu denken wagte; sein Nachspüren und Auflauern und Angeben, machten ihn der Nation so verhaßt, daß sein Name eine tödliche Beleidigung wurde, selbst bey der niedrigsten Gattung von Menschen, welche der Ehre am wenigsten bedürfen.

Die Moucharde handelten blos auf Eingebung des Pabst:s. Diesem Richterstuhle, der so unfehlbar war, wie sein Haupt und Vorgesetzter, legte man die Frage vor: ob man den Ketzern Wort halten dürfe? was sage ich? — sie entschieden für die Verneinung, und nichts erregte grösseren Anstoß und Abscheu bey den Redlichen, als diese Entscheidung. In ihrem Wahnsinne zerbrachen sie, nach Gutdünken, alle Ketten, welche die Könige an ihr Volk, und das Volk an ihre Könige fesseln. Durch ihre Aussprüche wurden Fanatism geboten, Mord geheiligt, die Hand des Königsmörders bewafnet, und

diesem die Märtyrerpalme zugesichert. Alle Mitglieder dieses Gerichts waren eben so viele Prediger der Empörung; sie hielten sich dazu verpflichtet; und ihre Entscheidungen ermunterten oder rechtfertigten alle Verirrungen, alle Ausschweifungen, alle Rasereyen der Ligue.

Wäre es blos auf diese Kundschafter Roms angekommen, und ohne die Siege Heinrichs des Vierten, ohne die muthvollen Schriften der Freunde des Vaterlandes, und ohne die Kraftanstrengungen der guten und ächten Bürger, würde Frankreich unter dieses Joch gerathen seyn, und würde sich der willkührlichen Herrschaft der Päbste, des Ketzergerichts, und der Mönche, haben zaghaft unterwerfen müssen.

Funfzehntes und letztes Kapitel.

Von den Mönchen, dieser unmittelbaren Miliz der Päbste, und von ihrem Einflusse in Frankreich während der Ligue.

Ehe wir dieses Kapitel anfangen, erlaube man uns ein Geständniß abzulegen, welches uns nicht schwer werden kann.

Das weiß der Himmel, daß wir mit dem, was wir von Mönchen zu sagen haben, keinesweges gesonnen sind, irgend jemanden zu kränken. Fern sey von uns der Gedanke, daß wir Menschen spot-

ten sollten, die mehr beklagenswerth als sträflich sind; Einsiedler, die ofte tugendhaft sind, und von welchen viele unsre ganze Hochachtung verdienen. Wir reden von Mönchen des sechszehnten, nicht von Mönchen des achtzehnten Jahrhunderts; ihr Kleid ist das nämliche, aber ihre Grundsätze sind nicht mehr dieselben. Sie sind nicht mehr, was sie waren. Das Licht der gesunden Vernunft hat auch die Mauern der Klöster beschienen, und ist durch die Gitter hindurch gedrungen. Wie viele von ihnen, die entweder verleitet, oder vor dem reifen Alter zu diesem Schritte bewogen worden, oder Opfer des Stolzes und der Habsucht sind, beseufzen ihr Schicksal, welches sie zwinget, unter einem verächtlichen Anzuge ihr Leben hinzufristen, der Rechte des Menschen und des Bürgers beraubt zu seyn; sie würden die wohlthätige Hand segnen, welche ihre Ketten zerbräche; die Gefängnisse öfnete, in welchen Reue und Verzweiflung wohnet; und welche das Band unvorsichtiger Gelübde zerrisse, um sie dem Vaterlande, den Freuden der Natur, den Süßigkeiten des gesellschaftlichen Umgangs, und dem Gefühle ihres eigenen Werthes wieder zu geben, und solche verdienen gewiß, daß auch wir ihren Werth erkennen, und sind unsrer ganzen Achtung würdig. Nein! von solchen reden wir nicht; sondern von einer Klasse von Menschen, die ihnen eben so fremde sind, wie dem Vaterlande selber, und die durch ihre Verfassung noch weit mehr, als durch ihre Grundsätze und durch ihr Betragen schon lange unsern Tadel verdient haben. —

I. Von den Mönchen überhaupt, als Kundschafter und Anhänger der Ligue.

Unter allen Mitteln, welche die Päbste ersonnen hatten, um ganze Völker in ihre Fesseln zu schmieden, die Staaten unter ihr Joch zu beugen, und die ganze Welt in Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten, war keins so wirksam, als die Einrichtung mit den Mönchen, Menschen, die durch unvorsichtig abgelegte, und gleichwohl unwiderrufliche Gelübde, den sanftesten Empfindungen für Natur und für Vaterland entrissen werden, um nun ganz von Rom abzuhängen. Frankreich hat hiervon zu allen Zeiten, vorzüglich aber zu denen Zeiten, von welchen wir hier reden, eine traurige Erfahrung gemacht. Niemals würden weder selbst die Päbste, noch deren Legaten, noch die Kardinäle, noch alle Mächte Roms, ein solches Glück gemacht haben, ohne die Hülfe dieser fürchterlichen Miliz; dieses Haufens, der nichts zu verlieren hatte; dieser Leute, die sich als die thätigsten Unterhändler, und als recht blinde Werkeuge der Größe und der willkührlichen Herrschaft der Päbste zeigten, und welche Frankreich und alle katholische Staaten unklug genug in ihren Schooß aufnahmen und pflegten.

Was würde man von einem Fürsten sagen, der so unbedachtsam handelte, daß er fremde Miliz in seinen Staaten unterhielte? die einer fremden Macht Gehorsam zugeschworen hätte? der ihr den Schutz und die wichtigsten Vortheile seines Volks

anvertraute? Und was ist dieser Haufen von Mönchen denn anders? was sind diese Legionen von allen Uniformen, deren Anführer in Italien sind, deren Feldherren in Rom ihren Sitz haben, und welche als ihr höchstes Oberhaupt und als ihren wahren Oberherrn niemanden erkennen, als den Pabst, dessen unmittelbare Befehle sie annehmen und ausführen?

Frankreich, welches sie ernährt, ist ihr Vaterland nicht; Rom ist ihr Vaterland; sie sind als Ausländer zu betrachten. Viele waren dies schon wegen ihrer Geburt; sie sind dies noch weit mehr durch ihren Eid, durch ihre Sitten, durch ihre Grundsätze, durch das Ziel ihrer Neigungen, als durch ihre Kleider und ihre Abkunft. Und wenn Roms Vortheile mit den Vortheilen des Staats in Widerspruch gerathen, wird es dann wohl unentschieden bleiben, auf welche Seite diese Sklaven der theokratischen Macht der Päbste treten werden? Nein, sie sind keine Franzosen; sie sind es nicht, sie können es nicht seyn, denn nie können sie Bürger werden. Von allen diesen Mönchen, deren General zu Rom seinen Sitz hat, kann man eben das sagen, was man von einem einzigen geistlichen Orden gesagt hat: „Es ist ein bloßer Degen, wovon der Grif zu Rom ist" —

Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Päbste diese Werkzeuge ihrer Größe und ihrer Macht so ausserordentlich vervielfältigten. Je mehr sich die Wirkungen der Aufklärung, der Vernunft

und

und der Wissenschaften vereinigten, um die Welt aus der Unwissenheit und dem Aberglauben heraus zu ziehen; desto mehr fühlten die Päbste die Nothwendigkeit, ihre Kräfte zu vermehren, und diese Miliz zu verdoppeln, die dazu bestimmt war, die Vernunft zu bekämpfen, die Wissenschaften zu unterdrücken, und das Licht der Aufklärung zu verlöschen.

Mit den alten Legionen, welche unter den Fahnen des Italiäners Franz von Aßisi, welcher im Jahre 1226, in einem Alter von fünf und vierzig Jahren starb, und welcher neunzigtausend Mönche und Nonnen seines Ordens erlebte, eine wahre Verschwörung gegen das Menschengeschlecht! — und mit den Heeren des Spaniers, Dominiko, aus Calarrega, dieses Erfinders des Ketzergerichts, welcher bey seinem Tode im Jahre 1221, die Freude hatte, beynahe eine eben so große Anzahl erlebt zu haben, — mit diesen alten Legionen, welche sich wieder in Brigaden theilten, die sich über die ganze Erdenfläche verbreiteten, mit diesen zwey Haupthee-ren, diesen Stützen des ketzerrichterlichen Throns und der willkührlichen Herrschaft ihres römischen Oberhaupts, vereinigten die Päbste, als sie sich von den Reformirten angegriffen sahen, ganze Bataillons neu geworbener Truppen; die französischen Legionen wurden unaufhörlich durch frische Miliz ergänzt, welche aus Italien abgeschickt wurde, um den Eifer und den Trieb der alten recht anzufeuern. Diese neuen Truppen, welche den alten Heeren einverleibt wurden, nahmen den Geist derselben an, unterdes-

sen daß ganz neu angestellte Compagnien, welche mit den erstern wetteiferten, ihren Eifer und ihren Muth noch beträchtlich vermehrten.

Im sechszehnten Jahrhundert sahe die Reform einen solchen Haufen neuer Mönche auftreten, deren Bestimmung es recht eigentlich war, gegen dieselbe zu kämpfen, und welche unter verschiedenen Uniformen in ihre Regimenter eingetheilt wurden. Alle diese Mönche waren italiänische Fabrike; und die ersten Kolonien, welche sie nach Frankreich abschickten, bestanden aus Italiänern; sie erhielten ihren Auftrag unmittelbar vom Pabste; ihr Erlaubnißschein war eine Bulle; ihre Waffen waren Bündel von Ablaßbriefen und Bannflüchen; ihr Sold war ihnen auf die Vorurtheile und auf die Unwissenheit des Volks angewiesen; und diese Soldaten waren, mit ihrem zum erstenmale versuchten Eifer, die hitzigsten Verfechter des Pabstes und die wärmsten Beförderer der Ligue.

Damals sahe man zum erstenmale Kapuziner nach Frankreich kommen, welche der Kardinal von Lothringen berief, und welchen Heinrich der Dritte ihre Wohnung in seinem Pallast anweisen wollte. Der Kardinal von Lothringen brachte ihrer vier von der Trienter Kirchenversammlung mit, und wies ihnen in seinem Park zu Meudon ihren Aufenthalt an; alle vier waren Italiäner. Zehn Jahre später, im Jahre 1575, kam der Pater Pacifikus aus Venedig, mit noch vierzehn andern italiänischen Kapuzinern, nach Frankreich. Heinrich der Dritte ließ ihnen das Haus bauen, welches

sie noch heutiges Tages in seinem Tuileriesgarten besitzen. Louise von Lothringen, seine Gemahlin, wollte auch ihre Kapuziner haben. Es wurde endlich Mode, Kapuziner zu werden, oder doch wenigstens in Kapuzinertracht zu sterben.

Hieronimiten sahe man zu gleicher Zeit in Frankreich auftreten, welche Heinrich der Dritte aus Spanien kommen ließ, und welchen er ebenfalls ganz in der Nähe seines Pallastes, in dem Vincenner Holze, ihre Wohnung anwies, wohin er sich mit seinen Lieblingen öfters zu begeben pflegte; braune Franziskaner, Einsiedler, Barfüßler, welche Gonzaga Nevers mit herein brachte, u. a. m. Damals sahe man eine neue Legion von der Miliz des heiligen Bernhards zum Vorscheine kommen, welche unter dem Namen von Feuillanten, einen Eifer und eine Wärme zeigten, die ihres ersten Gesetzgebers, dieses begeisterten Predigers der Kreuzzüge, vollkommen würdig war; und aus dem prächtigen Hause, welches Heinrich der Dritte ihnen in seinem Tuileriegarten bauen ließ, sahe man die wüthendsten Apostel der Ligue hervor kommen. Heinrich der Dritte that ein gleiches in Blois, wo er den Feuillanten und den Kapuzinern eine Wohnung in seinem Pallaste über seinem Zimmer anwies. Eben die Mönche von diesem Bernhardinerorden waren die Werkzeuge, durch welche sich die Guisen zu Herren in den Provinzen, und hauptsächlich in Languedoc zu Herren von den Stimmen in der Ständeversammlung des Jahres 1588 machten.

Merkwürdig ist indessen, daß alle diese Mönche, welche Heinrich der Dritte mit Wohlthaten überhäuft hatte, seine heftigsten Feinde wurden.

Von den Kindern des Spaniers Dominikus, welche gewöhnlich Jakobiner genannt werden, haben wir nichts weiter zu sagen; ihre Geschichte in diesen unglücklichen Zeiten ist nur allzu bekannt; wir wollen nur daran erinnern, daß die Franzosen bey dem Nationalheere Heinrichs des Vierten so sehr wegen der unwürdigen That Jakob Clements in Wuth geriethen, daß man den Vorschlag that, entweder den ganzen Orden aus dem Königreiche zu vertreiben, oder in Zukunft den Henker als Jakobiner zu kleiden, um das Andenken an den Königsmord zu verewigen. Heinrichs des Dritten Wittwe verlangte von Heinrich dem Vierten die Aufhebung dieses Ordens.

Wenige Mönche blieben von dem ansteckenden Gifte frey; und die bescheidensten, welche dem von den übrigen erhaltenen Stosse nur schwach folgten, waren überhaupt diejenigen, welche nicht unmittelbar vom Pabste abhingen; welche keine öffentlichen Schulen des Zanks und der Theologie hatten; welche Grundstücke besassen, die sie an das Vaterland hefteten; welche keine Kardinäle eigentlich zu Beschützern hatten; kurz, die keinen in Rom wohnhaften General hatten. Dies war die Ursache, warum gewisse geistliche Orden, bey allen Vorurtheilen ihres Standes, doch nicht vollen Antheil an der Wuth der Ligue nahmen.

Wir sind dieses Opfer der Wahrheit schuldig. Weder Benediktiner, noch Geneviever, noch Viktoriner, noch Karthäuser erschienen bey den feyerlichen Umgängen der Ligue; dies kam eben daher, weil sie angesessen waren, und ihren General in Frankreich hatten.

Unter dem alten und ehrwürdigen Orden des heiligen Benedikt, kennen wir nur einen einzigen, Pater Bossu, als einen der stürmendsten Prediger der Ligue. Er scheint es sich recht haben angelegen seyn zu lassen, die andern zu übertreffen; auch war er Rektor der Theologie und stand in vorzüglicher Achtung bey dem Pabste. Nantes war der Schauplatz seiner Wuth, wo er von Mercoeur aufgehetzt und besoldet wurde.

Von den übrigen Mönchen weigerten sich die meisten, Heinrich den Vierten als König anzuerkennen, selbst nach seiner Abtretung. Der Monarch erfuhr dieses und sagte: „Man muß warten, sie sind noch böse.“ — Erst der Pabst muste ihnen wörtliche Erlaubniß geben, daß sie für diesen Fürsten zu Gott beten dürften.

Aber noch haben wir nicht von den berühmtesten und unerschrockensten unter dieser ganzen Miliz, welche erst ganz neulich von den Päbsten in ihre Regimenter waren vertheilt worden, geredet.

2. Von den Jesuiten insbesondere.

Unter allen Mönchen, welche gleichsam aus dem Gehirne der Päbste ganz gepanzert entsprun-

gen, sind ohne Widerspruch die geschicktesten, die berühmtesten, die gleich vom Anfange ihrer Geburt den meisten Glanz um sich her verbreiteten, und die mit dem grössten Erfolge für die Grösse Roms und der Päbste kämpften, — die Jesuiten.

In dem Staatssystem der Päbste ist ihre Einrichtung ein Meisterstück. Die Verfassung dieser Gesellschaft, die Talente und Geschicklichkeiten ihrer Mitglieder, die Wahl der Angehörigen, ihre strenge Ordnung, ihr blinder Gehorsam, der Geist, welcher sie belebte, machte aus ihr ein unüberwindliches Ganzes Ganz eigentlich war sie bestimmt, gegen die Protestanten zu kämpfen, und ein feyerliches Gelübde verband sie mit den Päbsten. Ihre einzelnen Glieder waren Männer von Verdiensten und tugendhafte Menschen; blos die Verfassung war tadelhaft; sie war der Staatsklugheit zuwider, und alle übrigen Religionsgesellschaften verdienen mehr oder minder diesen Vorwurf.

Alle die Gründe, aus welchen man die Jesuiten hätte abweisen sollen, waren die nämlichen, welche ihnen den Eingang verschaften. Die Parlamente, die Bischöfe, die Prediger, die Universitäten, ein Theil der Nation, wollte sie ausschliessen, weil sie ursprünglich Spanier, von Geburt Italiäner, und durch ihre Gelübde und Eide an den Pabst ergeben waren, und eben diese Gründe verschaften ihnen den Schutz der Päbste, Spaniens, der Guisen, der römischen Priester, des Bischofs von Paris, Gondi, der Medicis und aller Fein-

de Frankreichs. Sie wurden folglich in die Mitte dieses Landes aufgenommen; man vertraute ihnen den öffentlichen Unterricht; sie wurden in die Palläste der Könige, und zur Führung ihres Gewissens berufen; man mengte sie in alle unsre Unruhen, welche sie vergrößerten; aber minder als die übrigen Mönche, weil sie damals noch minder ausgebreitet, noch minder zahlreich waren.

Die ersten, welche sich in Frankreich niederliessen, waren Ausländer. Ein in Spanien gestifteter, und bisher blos in Spanien und Italien aufgenommener Orden, muste anfangs wenige Franzosen unter seinen Mitgliedern zählen; man schickte daher Spanier und Italiäner nach Paris, um hier eine Pflanzschule anzulegen.

Johann Maldonnat, ein Spanier, aus Andalusien gebürtig, war einer der ersten und berühmtesten. Der Kardinal von Lothringen lockte ihn nach Frankreich, um die hohe Schule zu Clermont im Jahre 1563 zu eröfnen. Hier lehrte er Philosophie und Theologie, und hatte eine außerordentlich starke Anzahl von Zuhörern; ein vorzüglich fächterliches Talent hatte er zu Streitreden. Weil die Königin Elisabeth von Oesterreich das französische nicht gut redete und verstand, so gab man ihr zum Beichtvater den Pater Maldonnat, ihren Landsmann. Dies war der erste Jesuit, welcher als Beichtvater am französischen Hofe erschien. Karl der Neunte ließ ihn im Louvre predigen, um die Ketzer zu bekehren; seinen Händen wurde an dem

Morgen des Blutbades am Bartholomäustage, Heinrich der Vierte und der Prinz von Condé anvertraut, um sie zur Annahme der katholischen Religion vorzubereiten; und es läßt sich glauben, daß die kraftvollen Ermahnungen des Königs noch weit wirksamer waren, als das Zureden des spanischtn Jesuiten. Fast funfzehn Jahre lang wurde sein Eifer gar nicht müde, und man sahe ihn unaufhörlich reden, predigen, streiten und bekehren, in Paris, in Poitiers, in Lothringen, in Sedan. Man behauptet, er habe in dieser letzten Stadt gegen zwanzig Prediger mit einemmale gestritten, und sie alle darnieder geschlagen. In der Hitze des Streits vergaß er sich leicht, und behandelte alle als Ketzer, welche ihm widersprachen.

Sein Ruf und das Ansehen, in welchem er am Hofe stand, erweckte ihm Feinde; er begab sich nach Bourges in das Jesuiterkollegium, welches er durch die Königin, sein Beichtkind, hatte bauen lassen; und von da nach Rom, wo er im Jahre 1583 starb. Maldonnat verschafte seinem Orden einen großen Ruf; und Herr von Thou, welcher sein Schüler gewesen war, belehrt uns, daß, wenn das Parlament diese neu aufkommende Gesellschaft duldete, ohnerachtet sie von der Universität mit schlimmen Augen angesehen, und den Einsichtsvollen schon verdächtig wurde, sie diesen Vortheil blos der Achtung zu verdanken hatte, in welcher Vater Maldonnat stand.

Johann Mariana, nicht minder berühmt, als der vorhergehende, aber von einer viel feurigeren, hartnäckigeren Denkart, und in seinen Meynungen weit übertriebener, war in dem Sprengel von Toledo in Spanien geboren. Er war ebenfalls in Paris zur Zeit des traurigen Bartholomäusblutbades; im Jahre 1569 kam er hin, und blieb bis 1574. Diese fünf Jahre verbrachte er mit Unterricht in der Theologie; man kann aus den, in seinen Werken zerstreuten Grundsätzen urtheilen, was er muß gelehret haben. Er war ein Mann von einer kühnen Einbildungskraft, von ungeheuren Kenntnissen, und der schönste Schriftsteller aus seinem Orden. Er ließ sein berüchtigtes Werk de Rege & de Regis institutione, in seinem Vaterlande drucken; ein Werk, wo auf jeder Seite das Gift flesset, in welchem er die fehlerhaftesten und gefährlichsten Schlußfolgen aus dem wahren Grundsatze herleitet, daß die Könige um des Volks willen da sind, und daß sie ihre Macht nur von dem Willen aller herhaben; daraus folget nun, nach seiner Behauptung, daß es erlaubt ist, sich auf alle Art und Weise eines Tirannen zu entledigen; und er bewundert deswegen die That und die Aufopferung des Jakob Clement, welcher er die unsterbliche Zierde Frankreichs nennet; Galliae decus aeternum. Bayle sagt von seinem Buche, keins reize zu Empörungen, keins sey im Stande, die Thronen häufigen Veränderungen, und selbst das Leben der Fürsten dem Dolche der Meuchelmörder auszusetzen, so sehr als dieses Buch von Johann Mariana.

So war die Lehre aller Liguisten beschaffen. Aber Heinrich der Vierte war damals schon triumphirender Sieger; das Parlament verdammte also das Werk des spanischen Jesuiten, durch die Hand des Henkers verbrannt zu werden, und von der Sorbonne wurde es verworfen; es war um einige Jahre zu spät gekommen. Eben dieses, in Spanien gedruckte, seit langer Zeit vergessene, von allen französischen Jesuiten verleugnete, und namentlich vom Pater Cotton widerlegte Buch des Mariana, hatte man zu unsern Tagen ganz vorzüglich aus dem Staube hervor gezogen, um einen berühmten Orden unglücklich zu machen, welcher zu der Zeit, da dieses Buch war geschrieben worden, ganz Europa zum Mitschuldigen hatte.

Mariana hat sich einen rechtmäßigeren Ruhm durch seine Geschichte von Spanien erworben, welche in Ansehung der Schreibart für ein Meisterstück gehalten wird, welcher aber die Haupteigenschaft eines Geschichtschreibers abgehet, die Unparteylichkeit; er behandelt in derselben Franzosen und Protestanten mit gleicher Ungerechtigkeit.

Noch früher als Maldonnat und Mariana war der Jesuit Lainez, ebenfalls ein Spanier, zweyter General und wahrer Stifter seines Ordens, nach Frankreich gekommen, und zwar im Gefolge des Kardinallegaten Est von Ferrara, des nämlichen, welcher auch die italiänischen Possenreisser zu uns herüber brachte. Lainez war sein Theolog, und zeigte sich als einen der rüstigsten Kämpfer des Pab-

stes bey der Trienter Kirchenversammlung. Er wohnte dem Colloquium mit bey, welches die Eitelkeit des Kardinals von Lothringen, mit so vielem Gepränge, in Poissy halten ließ. Der Spanier wollte sich mit den protestantischen Geistlichen nicht einlassen, welche er nur Affen, Wölfe, Füchse nannte; dies geschahe im Jahre 1561, das heißt, genau zwey Jahrhunderte vor dem Schlusse, welcher die Jesuiten aus dem Königreiche verbannte, und sie noch ein wenig schlimmer behandelte, als Affen, Wölfe, und Füchse.

Der Vater **Robert Bellarmin**, italiänischer Jesuit, nachmals Kardinal, begleitete auf Befehl **Sixts des Fünften** den Nuntius **Gartano**, welcher von diesem Pabste nach Frankreich abgeschickt war, um das Feuer der Empörung recht rege zu machen. **Bellarmin** war ein gelehrter und tugendhafter Mann; aber bey seinem dreyfachen Charakter, als Theolog als Jesuit, als Italiäner, war er ganz der ultramontanischen Lehre ergeben, welche niemand mit so vieler Wärme erhob, als er. Er verfertigte verschiedene Schriften gegen die Ketzer, und eine vorzüglich gegen **Heinrich den Vierten**. Er war in Paris eingeschlossen, als diese Stadt von Heinrich belagert wurde; aber man sahe weder ihn noch seine Mitbrüder, bey den übrigen Mönchen an der Spitze der Processionen der Ligue.

Als er von dem wüthenden Legaten befragt wurde, ob man sich in Friedensunterhandlungen mit **Heinrich dem Vierten** einlassen könne, ohne in

den Bann zu gerathen; so gab er standhaft bejahende Antwort, und diese Antwort machte ihn den Spaniern verdächtig. Dieser Jesuit erwarb sich in der Folge einen so großen Ruf in der gelehrten Welt, daß Herr von Thou die Bosheit des Neides, welcher seine allgemeine Geschichte anzugreifen wagte, nicht besser glaubte zu Schanden zu machen, als wenn er ihm Bellarmins Beyfall entgegen stellte.

Der Vater Tyrius, ebenfalls italiänischer Jesuit, war Rektor der hohen Schule zu Clermont. Er gab die nämliche Antwort, welche sein Mitbruder gegeben hatte, und eine solche Mäßigkeit war, bey ihrer äußerst hitzigen Denkart, immer eine Art von Verdiensten. Die unglücklichen Pariser waren durch eine lange Belagerung ganz zu Grunde gerichtet, und starben fast vor Hunger und Elend. Man hatte Verdacht, daß die Mönche, welche sie mit jedem Tage aufmunterten, die Schrecken der Hungersnoth geduldig zu ertragen, in ihren Wohnungen reichlichen Vorrath hätten. Man befahl also, in allen Klöstern Nachsuchung zu halten. Der Vater Tyrius und Vater Bellarmin gingen zum Legaten, um ihn zu bitten, sie mit dieser Haussuchung zu verschonen. Der Handlungsrichter war gegenwärtig, und sagte ihnen: „Meine Väter, Ihre Bitte schickt sich weder für einen Bürger, noch für einen Christen; hier ist davon die Rede, wie der allgemeinen Noth abgeholfen werden könne; warum sollten sie von dieser Haussuchung ausgenommen werden? hat ihr Leben einen höheren Werth, als das unsrige?“ —

Ebenfalls ein Ausländer war der Vater Alexander Hayus, ein schottischer Jesuit, und Lehrer der Beredsamkeit an der nämlichen Schule. Er erklärte seinen Zuhörern Demosthenes philippische Reden, wobey er alle Züge gegen den Bearner anwendete, und den Unterricht gab, daß derjenige, welcher ihn töden könnte, gerades Weges in das Paradies gehen würde, ohne erst durch das Fegefeuer zu müssen, wenn er über der Vollziehung eines so heiligen Unternehmens sterben sollte. Johann Chatel hatte diese Lehre mit angehört; auch wurde bey dem Prozesse dieses jungen elenden Schwärmers, der Vater Hayus namentlich durch einen Parlamentsschluß vom zehnten Januar 1595 auf ewig verbannt. Verschiedene Zeugen sagten aus, dieser Wüthende habe öfters, selbst noch nach der Einnahme von Paris geäußert, er wünsche, wenn Heinrich der Vierte bey ihrer Schule vorbey ginge, daß der erste beste Kopf zum Fenster hinab auf ihn fiele, um ihm das Genicke zu brechen. Dieser Mönch, welchem, bey Strafe des Hängens, verboten war, wieder in das Königreich zurücke zu kommen, ging nach Prag, um seine Tage daselbst zu beschliessen; hier starb er auch kläglich als ein Raub eben der Wuth und eben desselben Fanatism.

Der Vater Mathei oder Mathieu, dieser unermüdete Eilbote der Ligue, welcher in jenen Zeiten so berüchtiget war, soll ein Lothringer Jesuit gewesen seyn; wenigstens gab es einen Lothringer Jesuiten unter diesem Namen. Er fing seine Liguen-

predigten in Lyon an; aber balde war dieses Geschäfte für seinen Eifer nicht hinreichend; und nun ging die Reise mit der Post bald dahin, bald dorthin, und mit bewundernswürdiger Eilfertigkeit, bis nach Rom, wo er recht mächtig für seine Parthey arbeitete. Durch seine Ränke vorzüglich, und in Verbindung mit Aumale und Pelleve', wurde im Jahre 1585, dem Pabste Sixt dem Fünften jene lästerliche Bulle abgenöthiget, in welcher er Heinrich den Vierten und Conde' in den Bann thut und enterbt. Vater Mathieu lag beständig auf der Heerstraße; er überstieg die Alpen und Pyrenäen mit der Flüchtigkeit eines Raubvogels. Eben er brachte im Jahre 1591, den Brief der Sechszehner an den König von Spanien, um Frankreichs Krone ihm zu Füßen zu legen, und hauptsächlich, um ein Heer, und seine Tochter für den jungen Herzog von Guise zu erbitten. Er sey, sagten sie, gründlich von ihren Angelegenheiten unterrichtet, und habe sie durch seinen Eifer sehr erbauet. Der Pabst brachte eben so geschwind Antwort von Philip zurücke, und der Schluß war, daß jene elenden Sechszehner ihre Magistratspersonen aufhenken sollten.

Die Jesuiten haben beständig geleugnet, daß dieser Vater Mathieu, der Ueberbringer des Briefs der Sechszehner, einerley Person mit dem Jesuiten Mathieu vom Jahre 1585 sey; sie berufen sich auf das Zeugniß eines Fleury und andrer gleichzeitiger Schriftsteller, welche ganz bestimmt sagen, der Briefträger der Sechszehner sey kein Jesuit,

sondern ein spanischer Bettelmönch gewesen, und habe Matthäus Aquarius geheissen; ihre Gründe scheinen entscheidend; die Uebereinstimmung in Namen, Stand, Neigung und Verrichtung kann zu ihrer Verwechselung Gelegenheit gegeben haben; die Ligue kann zwey Eilboten statt eines einzigen gehabt haben. Es mag indessen der spanische Mönch Aquarius, oder der Lothringer Jesuit Mathieu, auf diesen Titel den meisten Anspruch gehabt haben, wahr bleibt es denn doch immer, daß er kein Franzose war.

Wir wiederholen es noch einmal! der Himmel weiß es, daß wir mit diesen Bemerkungen nicht die Absicht hatten, des Unglücks einer berühmten Gesellschaft zu spotten, welche sich, durch ihre Talente, durch ihre Schriften, und durch die herrlichen Schüler, welche sie zur Tugend und zu den Wissenschaften bildete, um die gelehrte Welt so verdient gemacht hat. Von einer so gehäßigen Absicht sind wir weit entfernt. Wir sind vielmehr der Wahrheit das Geständniß schuldig, daß die Jesuiten unter allen liguistischen Mönchen am wenigsten schwärmerisch waren; daß die Gesinnungen, welche sie damals äußerten, allen geistlichen Orden dieser Zeit gemein, und also mehr ihrem Jahrhunderte und größtentheils ihrem Lande zuzuschreiben waren; denn ein Spanier hatte den Orden gestiftet, und Italiäner hatten ihn verbreitet. Französische Jesuiten haben zu allen Zeiten jene gefährlichen Lehren verabscheut.

Aber wenn man denn schon diese Art von brauchbaren und tugendhaften Menschen ausrotten

wollte, — wenn sogar, wie nicht bezweifelt werden kann, die Aufhebung dieser Gesellschaft nothwendig geworden war; — wenn dieses der erste Stoß war, welchen die unbeschränkte Herrschaft der Priester leiden mußte; warum sucht man denn nach erdichteten Verbrechen? warum zwingt man sie, bey dem Verluste des ihrigen, auch noch ihre Schande zu unterzeichnen? warum häufet man Härte und Klagen? warum rüstet sich die Gerechtigkeit, welche immer kalt bleiben sollte, mit Hasse und mit Rache? warum müssen ihre Güter, warum auch jene berühmte Büchersammlung verschleudert, und an die benachbarten Staaten verkauft werden? warum hatte in einem Jahrhunderte der Verträglichkeit und Weisheit nicht eine sanftere, menschlichere, minder raubgierige Politik den Vorsitz bey diesem nützlichen Geschäfte? und überhaupt, warum sind denn grade sie die einzigen — — —? —

Ah! wünschen wollen wir es wenigstens, zur Ehre dieses Jahrhunderts, daß es nicht umsonst verfliessen, und daß noch das gegenwärtige Menschengeschlecht endlich einmal, aber freylich mit der Schonung, welche Gerechtigkeit und Menschenliebe fordern, jene Schmarozergesellschaften verschwinden sehen möge, welche nur auf Kosten der großen Gesellschaft sich erhalten; und möchte man doch, wenn von ihnen die Rede ist, nicht jenen gesellschaftswidrigen Satz, gleichsam zu ihrem Andenken, sich in das Gedächtniß zurück rufen dürfen: Gens aeterna, in qua nemo nascitur.

3. Mönche, als Lehrer, Beichtiger und Prediger der Ligue.

Man sieht, daß alle diese Mönche, welche in unmittelbarer Abhängigkeit von Rom lebten, sie mochten nun Kinder von Franz, oder von Dominikus, von Bernhard oder von Ignaz seyn, gleiche Denkart, gleiche Grundsätze, gleiche Absichten hatten, aber in allen diesen Stücken im Widerspruche mit den Staaten standen. Ihr Ziel war, nach allen ihren Kräften das Reich in die willkührliche Herrschaft der Päbste auszubreiten. Und dazu haben sie nach Möglichkeit beygetragen; sie fochten für ihren eigenen Heerd; denn hätte Reform und Vernunft die Oberhand behalten, so wären keine Mönche mehr in Frankreich. Eben unter diesen Menschen, welche in Rücksicht auf ihre Gelübde, ihre Eyde, ihre Meynungen, und größtentheils auch in Rücksicht auf ihre Geburt, als Ausländer anzusehen waren, fanden sich die eifrigsten Geschäftsführer und die wüthendsten Gehülfen der Ligue; aus diesen Schulen kamen alle jene zum Vorscheine, welche Empörung lehrten, predigten, vergötterten.

Betrachtet man die Sachen zuerst von Seiten der Regierung; wie unklug war es gehandelt, daß man die Sorgfalt für öffentliche Sitten und Unterweisung, den Händen von Menschen anvertraute, welche wegen ihres Standes nicht Bürger seyn könnten! Man erinnere sich nur, wie damals die Studien beschaffen, und welches die herrschenden Mey-

nungen waren! welche Grundsätze man der Jugend beybrachte! welches Gift sie mit der Milch der Erziehung einsog! Dies bedenke man, und erwäge dann die Folgen, welche dieser erste Fehler nach sich ziehen mußte.

Dies ist noch nicht alles; man begnügte sich nicht mit dem öffentlichen Unterrichte; mit dieser Beschäftigung, welche eine Art von obrigkeitlicher Würde seyn sollte, die nur den bessern Bürgern aufbehalten bliebe, hatte man noch ein weit fürchterlicheres Amt verbunden, die Aufsicht über das Gewissen. Man urtheile hierüber nicht nach unsrer gegenwärtigen Denkungsart, und nach unsrer Gleichgültigkeit, wodurch diese Waffen viel von ihrer Schärfe verloren haben. In jenen Zeiten, von welchen wir reden, stand das Gewissen der Könige, und die Schwachheiten der Königinnen unter der Leitung von Mönchen; sie füllten sie mit recht kleinlicher und mönchischer Andacht. Und was waren es zum Theil für Leute? Ein Pater Edmond Auger, der zuerst Seiltänzer gewesen war und seinen Bären auf der Straße herum geführet hatte, wurde zu Rom Jesuit, und dann Beichtvater bey Heinrich dem Dritten. Man wirft ihm mit Rechte vor, daß er den Geist dieses Königes mit allen italiänischen Mummereyen genähret habe. Eine unterhaltende Geschichte mußte allerdings die Geschichte der königlichen Beichtväter werden, von dem frommen Robert an, bis zu den alten Tagen Ludwigs des Vierzehnten.

Solche Leute waren es, die man Königen zur Seite gab; sie zwangen diese, ihre Vorurtheile, ihre Absichten, ihre Leidenschaften zu befördern; sie zwangen sie zur Unverträglichkeit und zur Verfolgung; sie übten willkührliche Herrschaft über die Seelen; niemand wagte zu denken, ohne die Erlaubniß von einem Franziskaner oder Jakobiner; und wer sich geweigert haben würde, zu den Füßen eines Mönchs seine geheimsten Gedanken zu eröffnen und seine Vernunft zum Opfer zu bringen, den hätte man angegeben, verfolgt, als widerspenstig, als Ketzer, als Gottesleugner bestrafet. Welche Herrschaft maaßten sich nicht diese Menschen über die Meynungen an! welchen Einfluß auf die Personen! welche Gewalt über die Seelen!

Bey diesen geheimen Gewissensleitungen wußte man das, was man nicht jedermann anvertrauen konnte, unvermerkt an die Hand zu geben; hier herrschte man über schwache Einbildung, hier bildete man die rechten gefährlichen Schwärmer. Beyspiele davon sind nur zu häufig. Alle diejenigen, die mit Ausführung von irgend einer Freyelthat umgingen, befragten zuerst diese Gewissensräthe, welche sie denn gegen die Warnungen ihres inneren Richters zu beruhigen wußten. Vor dem Richterstuhle dieser nach Leidenschaft handelnden Menschen galt nicht Schönheit, Tugend, Recht, sondern was ihre gemeinschaftliche Sache beförderte; alle natürliche Sittlichkeit war verlöscht; nach

Beschaffenheit des Nutzens oder des Schadens wurden Verbrechen vergöttert und Tugenden verworfen. Blos nach ihren Absichten und nach ihren Vortheilen spendeten diese Stellvertreter der Gottheit, Fluch oder Segen.

Man bediente sich also recht vortheilhaft des Geheimnisses der Beichte, um das Volk in Thätigkeit zu setzen, die Gemüther zu erhitzen, die Schwachen zu beunruhigen, und denjenigen, die noch wankten, den entscheidenden Stoß zu versetzen. Die Mönche, welche blos auf Eingebung des Legaten handelten, verweigerten die Sündenerlassung allen denen, welche den Valois nicht fluchen, die Bourbons nicht verdammen wollten, und welche Unlust bezeigt hatten, für die heilige Ligue die Waffen zu tragen. Vor diesen geweihten Richterstühlen wurden die Verzeichnisse von denenjenigen aufgenommen, welche im Stande waren, der gemeinschaftlichen Sache mit ihrem Degen, oder mit ihrem Beutel zu dienen; dort wurde den Liguisten angedeutet, an welchem Posten sie sich einzufinden hätten, mit welchen Waffen sie sich rüsten, und unter welchen Fahnen sie fechten würden.

Hauptsächlich aber bey dem schwachen und frömmelnden Geschlechte beging man die grösten Misbräuche von diesem heiligen Amte. Die Beichtiger verlangten von ihren Beichttöchtern, sie sollten ihre Männer, selbst ihre Liebhaber hart halten, bis diese sich für die gute Sache erklärt haben würden. Die gefälligsten Schönen würden in diesem Punkte

eher ihre Liebhaber, als ihre Beichtiger getäuscht haben; und wer denn auch den Verführungen Spaniens und der Guisen noch glücklich widerstanden hatte, der ließ sich denn doch in die Ligue aufnehmen, um seiner Frau zu gefallen, oder sich bey seiner Gebieterin beliebt zu machen.

Vor allen andern beschuldigte man die Jesuiten dieses Kunstgriffs, weil der auf ihre Rechnung nun einmal rege gewordene Haß mehr ihre unrechte Handlungen aufsuchte. Aber es hat sich nur allzusehr bestätiget, daß nicht blos die Jesuiten sondern alle Mönche, als Beichtiger, die Herrschaft misbrauchten, welche die Religion über das Gewissen giebt; eine Herrschaft, deren Stärke sich nicht anders berechnen läßt, als durch Berechnung der Schwäche der Seelen.

Doch unter allen jenen zahlreichen Mitteln zur Verführung des großen Haufen, war keins so wirksam, — keins, das so zur Thätigkeit reizte, — keins, von welchem die Päbste, der Spanier und die Guisen, eine glücklichere Anwendung machten, — keins, welches einen so schnellen, so unfehlbaren Eindruck auf den rohen Geist einer unwissenden und leichtgläubigen Menge machen mußte, als — die öffentlichen Predigten. Und wiederum waren es Mönche, welche sich auch auf diesem neuen Kampfplatze am meisten hervor thaten.

Lesen konnte das gemeine Volk nicht; aber haufenweise strömte es hin zu jenen frommen Rede-

geprängen, zu jenen langen Selbstgesprächen, diesem einzigen damals üblichen Schauspiele, und zwar unentgeldlichem Schauspiele, dessen spielende Personen ganz unermüdet waren. Die ungestüme Beredsamkeit dieser Begeisterten, ihr gemeinschaftlicher und nach dem Geschmacke ihrer Zuhörer abgemessene Ausdruck, die krampfartigen Bewegungen dieser frommen Gaukler, und ihre lebhaften Anreden, waren zur Rührung äußerst geschickt; das Volk hörte sie mit Begierde; es nahm ihre Worte für Götterspräche; und diese rohen Redner lenkten Herz und Verstand der Menge nach ihrem Wohlgefallen.

Diese Ausländer merkten zeitig genug, wie nöthig es für sie sey, diese feilen Stimmen zu gewinnen. Alle Prediger wurden, so zu reden, in Beschlag genommen; der Legat ertheilte ihnen sehr freygebig die nöthige Vollmacht; der Spanier gab das Geld, und die Guisen gaben die Texte zu der Predigt. Man schickte ihnen am vorhergehenden Tage den Inhalt ihrer morgenden Reden zu; dies hieß man prêcher par billets, die Zettelpredigt. Sie kündigten sehr unbefangen an, daß sie nicht über das Evangelium des Tages predigen würden, sondern über die Aufführung der Tirannen.

Sie scheuten sich nicht, den Anblick der Altäre durch Zureden und Aufmunterungen zum Königsmorde zu entweihen; wir brauchen eine Judith! wir brauchen eine Aod! — riefen sie; und wenn sie das Werkzeug gefunden hatten, dann erhielten sie Befehl, in ihren Predigten demselben die

Lobrede zu halten. Noch mehr! sie gingen bis zur Vergötterung desselben. Bald waren es Lobpreisungen des heiligen Märtyrers; sie thaten den Vorschlag, ihm eine Statue zu errichten, als dem Befreyer des Vaterlandes; bald wollten sie, man sollte seine Verwandten aufsuchen, als noch lebendige Reliquien, und ihnen auf Kosten des Staats ein Jahrgehalt anweisen; bald sprachen sie den Fluch gegen den Bearner, und gegen die Franzosen, welche es mit ihm hielten; die mochten denn Katholiken oder Protestanten seyn; gleichviel.

Dergleichen Redegepränge wurde bisweilen an einem Tage mehreremale wiederholt; es gab eben so viele aufrührerische Volkstreiber, als Prediger; eben so viele Redebühnen, als Kanzeln in den Kirchen; und jedesmal wirkte ihre gewaltige Beredsamkeit Wunder. Nein, niemals konnte ein Demosthenes oder ein Cicero, so mannichfaltige Bewegungen hervor bringen, als diese rohen Redner bey dem betrogenen Volke der Hauptstadt.

Eine Wirkung eben einer solchen Mordpredigt war es unter andern, daß ein wüthender Haufe die Gräber der Lieblinge Heinrichs des Dritten zerstörte und ihre Asche gegen den Wind streute; ferner, daß der Pöbel in die Augustinerkirche stürmte, um die Gemählde herunter zu reissen, welche die Errichtung des heiligen Geistordens, von Valois, vorstellte, und daß sie sein Bild, nebst diesen Gemählden im Kothe herum schleppten; endlich war auch dieses die Wirkung einer solchen Pre-

digt, daß der Name Heinrichs des Dritten aus den öffentlichen Gebeten ausgestrichen wurde; und daß man im Jahre 1500, sowohl Mönche, als deren Schüler, auf den Strassen der Hauptstadt, mit einer Fackel in der Hand, aufziehen sahe, welche sie in dem Kothe auslöschten, und dabey in klagendem Tone sangen: „So müsse Gott das Haus Valois auslöschen.“ —

Solche Wirkungen hatten diese täglichen Predigten. Unter denen, welche zu Paris sich dieses verhaßten Geschäftes unterzogen, bemerken wir:

Franz Panigarola, ein italiänischer Franziskaner, Bischof von Asti. Er hatte am Hofe Karls des Neunten das Bartholomäusblutbad geprediget. Der Kardinal Gartano nahm ihn nach Frankreich zurücke, um den Parisern während der Ligue, die Empörung zu predigen. Er hatte ein bewundernswürdiges Talent, den Pöbel zu verführen; dies that er hauptsächlich dadurch, daß er Possen in seine Predigten mischte; auch hatte er beständig einen Haufen von Zuhörern hinter sich her laufen. Er nahm einmal zu seinem Texte diese Worte: „Für dich, meine Schöne, für dich will ich sterben,“ — — wobey er ein Frauenzimmer ansahe, welchem er diesen Schimpf zugedacht hatte; erst hernach setzte er hinzu, — „spricht der Herr zu seiner Kirche.“ —

Ein andermal gerieth er wie in eine Entzückung, und sagte, daß diejenigen, welche ihn der

Neigung zum Frieden beschuldiget hätten, Lügner wären; und mit erhabener Stimme rief er: „Guerra, Guerra!“ und gerieth in einen solchen Eifer, daß er sein Schlückchen zu trinken vergaß, wie er sonst in der Mitte seiner Predigt zu thun gewohnt war; und man will gleichwohl bemerkt haben, daß dieser noch zu den gemäßigtesten Predigern unter seinen Mitbrüdern gehört hatte.

Dies waren freylich, wird man sagen, fromme Possenreisser, Gaukler, welche ganz dazu gemacht waren, den Pöbel zu täuschen und zu belustigen. Aber wie viele Große gehörten damals zum Pöbel! Im Jahre 1592, am zehnten April, verschwor der Italiäner, welcher in der heiligen Kapelle predigte, in Gegenwart aller Zuhörer, seine Seele an den Teufel, in dem Falle, daß der Bearner jemals wieder nach Chartres kommen sollte; und sagte überhaupt Unanständigkeiten, deren Wiederholung die Schamhaftigkeit verbietet.

Dieses Geschäfte war für den Eifer des Panigarola nicht hinreichend; er war auch noch der Unterhändler und der Spion des Herzogs von Savoien in Paris, gab ihm Rechenschaft von allem, was in dieser Hauptstadt vorfiel, und wiegte ihn mit der Hofnung ein, König von Frankreich zu werden, da er schon den Vortheil habe, ein doppelter Sohn von Frankreich zu seyn.

Johann Wincester oder Lincester oder Guincester, war einer der ersten Prediger im Solde der

Herzogin von Montpensier, um Heinrich den Dritten zu verleumden. Man kann sagen, daß er sein Geld gut verdient habe; denn er diente der Ligue mit einer Wuth und mit einer Hitze; die nicht leicht ihres gleichen hat. Er war jener künstliche Namendrechsler, welcher aus den Worten — Henri de Valois, diese heraus brachte: vilain Herodes; und dabey brachte er durch seine wilde Beredsamkeit eine solche Bewegung unter seine Zuhörer, daß sie, gleich aus seiner Predigt, hinliefen und das Gemählde nebst dem Wappen des Königs bey den Großaugustinern zerbrachen, mit Füßen traten, und im Kothe herumschleppten.

Einmal sagte er, er werde nicht über das Evangelium predigen, sondern, „über das Leben, die Thaten, und abscheulichen Handlungen dieses treulosen Tirannen, Heinrichs von Valois, welcher die Teufel anrufe.“ Mit einer rednerischen Bewegung, welche dieser Zeiten würdig war, zog er hierauf aus seinem Aermel einen Leuchter hervor, welchen die Sechszehner den Kapuzinern entwendet hatten, auf welchem Satirs eingegraben waren; diesen zeigte er seinen Zuhörern, und versicherte, dies wären die Teufel, welche jener elende Tirann als seine Götter anbete. — Ein andermal, als er in der Bartholomäuskirche predigte, forderte er seinen Zuhörern den Eyd ab, daß sie den letzten Tropfen ihres Blutes, und den letzten Heller in ihrem Beutel dazu verwenden wollten, daß sie den Tod der Guisen rächeten; hierauf wendete er sich zu dem

ersten Präsidenten, Harlay, welcher zugegen war, und sagte: „Heben Sie Ihre Hand auf, Herr Präsident; heben Sie dieselbe hübsch hoch, noch höher, damit das Volk es sehe!“ —

Dieser Wincester war einer von den ersten bey dem feyerlichen Umgange der Ligue; und als hernach ein gewisser Mensch ihm bekannt hatte, — er wage nicht, seine Ostern zu halten, (zu kommuniciren), weil er einen Haß gegen den König habe; so sagte er zu diesem jene schreckliche Worte: „Ich würde kein Bedenken tragen, ihn, selbst am Altare, und mit der Hostie in der Hand, zu tödten.“ —

Wer sollte nicht beym Niederschreiben solcher Lästerungen in Unwillen gerathen! dennoch hatte Wincester, am Tage der Einnahme von Paris, als Heinrich der Vierte im Louvre zu Mittage speiste, Dreistigkeit genug, sich vor ihm sehen zu lassen. Saucy stieß ihn hart zurücke; als aber der König erfahren hatte, wer er sey; so gab er Befehl, ihn herein zu lassen. Er warf sich zu des Königs Füßen, und flehte um Verzeihung. Jemand, der ihn ganz nahe auf den König, und auf die Tafel, an welcher er saß, zugehen sahe, rief ganz laut: „Das Messer in Acht genommen!“ — Aber dieser gute Fürst empfing ihn liebreich, verzieh ihm, und ließ ihn in Ruhe auf seiner Pfarrstelle.

Mir scheinen diejenigen, welche die Gelindigkeit eines Augusts, der doch mit Blut und Schan-

de bedeckt war, mit der Güte Heinrichs des Vierten in Vergleichung stellen, die Sache nicht recht überdacht zu haben; sie beleidigen dadurch den besten Menschen und König.

Der schottische Prediger Hamilton war zuerst Rektor bey der Universität, und erhielt von dieser die Pfarrstelle zum heiligen Cosmus; er wurde ein ganz spanioliſirter Liguiſte. Er ging von seinen Priestern begleitet, zu dem kranken Rath Tardif, den er aus seinem Bette riß und ihn nach dem Louvre schleppte, wo er nebst dem Präsidenten Brisson an einen Balken aufgehenkt wurde. Hamilton machte den Sergeanten bey jenem seltsamen und ärgerlichen Aufzuge der liguistischen Mönche, und weigerte sich für Heinrich den Vierten, nach dessen Bekehrung, zu beten. Noch an dem Tage der Einnahme von Paris stellte sich dieser Elende an die Spitze eines Haufens eben solcher Elenden, wie er; und mit einem Degengurte über sein Chorhemd, und mit dem Spieſſe in der Hand, rennte er durch alle Strassen und ermunterte die Bürger, ihren König nicht in die Stadt zu lassen, welcher schon in deren Mitte war. Der Kanzler Biar, welcher ihnen begegnet, bedrohet sie mit dem Scharfrichter, und sagt dem Pfarrer, er sollte jetzt eigentlich in seiner Kirche seyn, um wegen dieser glücklichen Begebenheit das Te Deum abzusingen. Schäumend vor Wuth mußte der Schottländer sich entfernen; er wurde hernach zum Rade verurtheilt. Heinrich der Vierte, welcher einen jeden seine uner-

schöpfliche Güte geniessen lassen wollte, begnügte sich damit, daß er ihn aus der Hauptstadt vertreiben ließ.

Peter Christin war aus Bugey, einer Provinz, welche damals dem Herzoge von Savoien gehörte. Auch er war einer von jenen Predigern im Solde der Ligue, dessen Beredsamkeit, sagt Cornejo, gleich der Beredsamkeit eines Demosthenes, die Herzen der Pariser, ganz nach den Launen der Herzoginnen von Nemours, von Mayenne, von Guise, von Montpensier, drehete und lenkte. Er ist sogar der einzige Prediger, welchen dieser spanische Schriftsteller, der damals in Paris war, namentlich anführt, vielleicht, weil Christin es allen übrigen zuvor gethan hatte. Man weiß, daß er zu gleicher Zeit auch der Spion des Herzogs von Nemours war, als geborner Unterthan des Hauses Savoien. Als die Bürger, während der Belagerung, die Schrecken der Hungersnoth länger zu dulden müde geworden waren, so versammelten sie sich endlich und verlangten Brod oder Frieden; Christin meldete es an Nemours; und weil dieser befürchtete, sie möchten Heinrich dem Vierten die Thore öfnen, so ergrif er neue Maasregeln, um sie in Zaume zu halten, und ihre Fesseln noch schwerer zu machen.

Endlich gehört noch der Savoier Franziskaner, Johann Guarinus, oder Guarini, zu den wüthendsten unter allen diesen liguistischen Mönchen. In einer seiner Predigten sagte er, das Haus Bour-

von sey das Haus Ahab, und man müsse dasselbe ausrotten, bis auf den, der an die Wand pisset, (bis auf die Hunde). Als dieser wahnsinnige Ausländer von der Bekehrung des Königs Nachricht erhielt, so ermunterte er diejenigen, welche ihm eben zuhörten; sie möchten sich mit ihm im Gebete zu Gotte vereinigen, daß er doch dem Pabste den Gedanken eingeben möge, sich durch die verstellte Unterwerfung des Bearners nicht erweichen zu lassen. Man kann sich kaum vorstellen, wie weit die Wuth dieses Mönches in seinem Unsinne ging. Nur mit Schaudern setzen wir die Worte aus einem gleichzeitigen Schriftsteller her: „Einige Tage nach der Bekehrung Heinrichs des Vierten, sagte Guarinus auf der Kanzel: Nun, Hund, bist du am Sonntage in der Messe gewesen? komm her, laß dir die Krone aufwerfen! Zu gleicher Zeit predigte er, daß derjenige, welcher Heinrich den Dritten getödet habe, mit seinem ganzen Geschlechte geadelt zu werden verdiene, denn er habe eine weit edlere That ausgeführt, als Judith.

An dem Tage der Wiedereinnahme von Paris wollte man andern ein abschreckendes Beyspiel geben, und diesen wüthenden Liguisten bestrafen. Heinrich der Vierte sagte, er wolle nichts davon wissen, daß man ihm Böses anthue; er möge gehen, aber sehen wolle er ihn nicht. Oh! Heinrich! welcher Mensch näherte sich jemals so sehr der Gottheit durch seine Gelindigkeit! — Einige Tage früher ging ein Savoier Franziskaner in sei-

ner Wuth so weit, daß er in voller Kirche seine Zuhörer aufmunterte, alle königgesinnte zu ermorden, und versprach ihnen sogar das Paradies, zur Belohnung dieser Grausamkeit. Dies war ohne Zweifel unser Guarinus, unmöglich konnten es zwey so wüthende Mönche geben.

Die übrigen waren eben nicht viel gemäßigter. Aber durch solche Mittel, durch solche Kunstgriffe wurde denn doch der Zweck erreicht, das Volk zu verführen, und die Gemüther zu erhitzen. Wenn man eine gewisse Anzahl Neubekehrte beysammen hatte, so mußte man sie nach Fahnen zusammen stellen, um sie zu erkennen, um sie zu beschäftigen; daher eben jene frommen Einschreibungen, welche unter dem Namen von Brüderschaften bekannt sind. Man ließ die Neugeweihten einen besondern Eid schwören, heilige Gelübde am Fuße der Altäre ablegen; man hielt Musterung über diese heilige Miliz, welche nach Panieren, als eben so vielen Standarten abgetheilt war, auf welchen die ehrwürdigsten Sinnbilder der Religion glänzten, welche sie verfechten sollten. Von allen Seiten her sahe man dergleichen Gesellschaften zum Vorscheine kommen, unter den Namen von Flagellanten, Büßenden, in weisser, grauer, blauer, schwarzer Kleidung u. a.; man sahe Brüderschaften vom Gürtel, Brüderschaften vom Rosenkranze, Brüderschaften vom Gekreuzigten u. a. Man vervielfältigte jene feyerlichen Umgänge, dieses seltsame Gemisch von Andacht und Unzucht, bey welchen man Weiber und Mädchen,

in bloßem Hemde, — andre sagen, ganz entblößt, aber dies ist unglaublich, — neben solchen sich geisselnden Mönchen gehen sahe, deren schüchterne Blicke, durch einige leichte Schläge zur Besserung, mit Wucher belohnt wurden.

Jene fromme Maskeraden kamen, wie wir schon bemerkt haben, aus Italien zu uns herüber, wo die Religion überhaupt zum Gepränge diente. Vergebens hatte der Kanzler Hopital diese gefährlichen Verbindungen verboten; sie vervielfältigten sich gleichwohl in ganz Frankreich; sie alle standen unter der Aufsicht und Leitung von Mönchen; alle genossen den besondern Schutz ausländischer Kardinäle; und die Päbste hatten diesen ihren gelehrigen Angehörigen unbeschränkten Ablaß verwilliget. Diese besondern Liguen waren das Muster zu jener grossen und heiligen Ligue, welche eigentlich nur eine Vereinigung aller jenen frommen Angehörigen von Rom war. Hier ermunterte man sich gegenseitig, für die gemeinschaftliche Sache zu sterben; der Anblick ihrer Musterungen oder feyerlichen Umgänge gab den Gemüthern einen allmählig immer höheren Schwung.

Bey einem solchen feyerlichen Umgange sahe man den Kapuziner Joyeuse, ehemaligen Marschall von Frankreich, als Jesus Christus gekleidet, mit dem Dornenkranze auf dem Haupte, und ein großes Kreuz hinter sich schleppend; vor ihm alle Werkzeuge des Leidens, und hinter ihm zwey Hen-

ter,

ker, ebenfalls in Kapuzinerkleidung, welche ihm starke Hiebe austheilten. Diese fromme Maskerade nahm ihren Zug bey Heinrich dem Dritten vorbey, welcher davon sehr gerührt wurde. Crillon entbrannte von gerechtem Unwillen bey einer so unanständigen Posse, und rief den verkutteten Henkern zu: „Immer zugehauen, immer zugehauen; das ist ein feiger Kerl, der die Kutte über sich geworfen hat, um nicht die Waffen tragen zu dürfen!“

Aber nichts war anstößiger und lächerlicher, als jener berüchtigte feyerliche Umgang der Ligue; dieses Schauspiel erweckte zu gleicher Zeit Mitleiden und Grausen. Die näheren Umstände desselben sind zu bekannt, als daß wir uns dabey verweilen sollten. Aber einen Seufzer kann man nicht unterdrücken, wenn man bedenket, wie weit der Unsinn des menschlichen Geistes gehen kann, wenn er erst einmal durch Unwissenheit und Aberglauben, diesen Ursachen zu allem Unglücke der Nationen, abgestumpft ist.

Auf diesem Wege kam man allmählig bis zur Herabwürdigung der kostbarsten Gaben des Menschen, der natürlichen Einsichten, der Vernunft, der erhabensten und himmlischen Sittenlehre; man setzte an deren Stelle kleinliche Uebungen der Andacht, und mönchischen Aberglauben; und dadurch wurde freylich katholische Religion der Spott und das Gelächter der Protestanten; diese hatten das Evangelium zu ihrer Regel genommen; und das

Evangelium sagte nichts von Brüderschaften, von Rosenkränzen, von Gürteln, von blauen und schwarzen Büßenden, von Geisselnden, von Mönchen, die von allen diesen Herrlichkeiten die Erfinder waren, und die Mönche selber sind Erfindungen der Päbste.

Unsre Absicht ist nicht, tugendhafte Menschen zu kränken; aber wir konnten uns von der Zurückerinnerung an traurige Wahrheiten nicht lossagen. Nicht sie, sondern ihre Verfassung verdienet Tadel. Mögen sie, wenn sie wollen, unter ihrem Joche bleiben; aber die Fesseln künftiger Geschlechter müssen wir zerbrechen; wir müssen ihre Neigung auf eine nützliche Lebensart zu lenken suchen. Regierungen haben die Pflicht, jene unvorsichtigen Verbindungen zu trennen, und dem Vaterlande und der menschlichen Gesellschaft ihre Bürger und Mitglieder zurücke zu geben.

Dies müssen sie, und wäre es auch nur, um ihre Fehler wieder gut zu machen; sie sind doch eigentlich daran Schuld, daß solche Einrichtungen angenommen, fortgepflanzet, vervielfältiget wurden. Mit welcher Unklugheit sind sie selber dem Joche entgegen gelaufen, und haben Roms Ketten über unsern Häuptern noch mehr erschweret. Ehrlich zu Werke gegangen! war es für die Religion wesentlich, war es für das Vaterland nützlich, daß die Päbste den Königen Befehle ertheilten? daß in Frankreich Legaten gelitten wurden, welche unsre Schätze mit hinweg nahmen? Kardinäle, das heißt, römische Priester, welche an ihrem wahren Vater-

lande zu Verräthern wurden, um einen Stiefvaterlande zu dienen? Theologen, die mit ultramontanischen Vorurtheilen und Grundsätzen genährt waren, und Vollmacht hatten, alle Bande der Gesellschaft zu zerreissen? ein Inquisitionsgerichte, wo jeder Bürger seine Gedanken gegen Abgeordnete von Rom zu verantworten hatte? welches jeden, der nicht, wie diese dachten, den Flammen oder der Verbannung Preis gab? und wo Mönche, diese gebornen Sklaven der Päbste, die Ankläger, die Richter und die Henker waren? Alle diese abgeschmackten Dinge gehörten ohne Zweifel, nicht wesentlich zur Religion; alles dies war auch nicht französische Geistlichkeit; römische Geistlichkeit war es. Die wahre französische Geistlichkeit sind Bischöfe und Prediger; und vorzüglich jene Seelsorger, deren Stand eben so ehrwürdig, als nützlich und geschätzt ist; ein Stand, welcher mit jedem Tage der Nation, und selbst der Weisheit wichtiger wird, wegen der Dienste, welche er der Menschheit erzeiget. Alles übrige ist fremder Auswuchs, welcher das Mark des Staates aussauget, und den man, ohne Gefahr für den Staatskörper, ausrotten könnte; deren Ausrottung sogar vortheilhaft für die brauchbaren Glieder werden müßte, weil man den wahren Dienern der Sittlichkeit und Tugend ein besseres Loos bereiten könnte.

Dies machte unsre Väter unglücklich, alle Uebel, die sie zu leiden hatten, waren die Folgen

ihrer blinden Unterwerfung unter eine fremde Macht, und Folgen des zu großen Einflusses der Päbste auf Frankreich; und heute sogar, da das Licht der Vernunft und der Weisheit überall durchgedrungen ist, glauben wir von dem Joche der Päbste frey zu seyn, weil es minder drücket; wenn wir indessen alle die Vorurtheile aufzählen wollten, welche uns noch immer die Anhängigkeit von ihnen erhalten, — wenn wir nach dem Schaden sehen wollten, der von unsrer alten Knechtschaft uns noch zurücke geblieben ist; so würden wir finden, mit wie vielen Ketten wir noch immer umgeben sind! Ketten, die für heilig gehalten werden, fesseln uns noch von allen Seiten!

Aber ohne Zweifel ist der Augenblick nicht mehr entfernt, da die Regierungen endlich die Augen öfnen werden, da die Nation das zu lange Zeit getragene ärgerliche Joch Roms und der Päbste endlich einmal wird von sich werfen können! Dies war der Wunsch des Kanzlers Hopital; und wie mußte es mit uns stehen, wenn ein Franzose noch heutiges Tages sich scheuen könnte, eben denselben Wunsch zu äußern, den jener große Mann schon vor zweyhundert Jahren gethan hatte!

Eine mühsame Arbeit haben wir zum Ende gebracht; aber gezeigt haben wir doch hoffentlich auf eine einleuchtende Weise, den Einfluß aller dieser fremdartigen Ursachen auf das Blutbad am Bar-

tholomäustage, und auf das ganze Unglück der Nation in diesem Zeitraume. Wir haben alle Faden zu diesem verhaßten Gewebe aufgenommen, und die wahren Triebfedern vorgewiesen, welche alle Leidenschaften in Spiel setzten, und alle Köpfe in Bewegung brachten. Alles erklärt und entwickelt sich hieraus mit Klarheit; es ergiebt sich, daß Ausländer die Urheber von allen diesen Uebeln, und Franzosen die Schlachtopfer waren. Und wie hätte auch in der That dieses von allen Seiten umzingelte Volk so vielen in Verbindung stehenden Fallen entgehen können? wie hätten Franzosen nicht von dem Strome mit fortgerissen werden sollen? Schützen mußte man sich zu gleicher Zeit gegen die tiefe Bosheit der Medicis; — gegen drey drückende Regierungen von Machiavellisten, die unter ihrer Leitung standen; — gegen die Schlauheit und Habsucht ihrer Italiäner; — gegen die Gewandtheit und den Ehrgeiz der Guisen; — gegen Spaniens Gold und Ränke; — gegen Roms Uebergewicht; — gegen jenen Haufen von Mönchen, von Theologen, von Predigern, von Legaten, von Kardinälen; — gegen jene ganze Miliz der Päbste, welche mit den Waffen des Aberglaubens umzugehen gewohnt war, und welche das Volk mit Vorurtheilen berauschten, durch welche die Vernunft herabgewürdiget wurde; — endlich gegen alle jene, von den Ausländern in Verbindung gesetzte Mittel zum Untergange der Nation!

Sie hat indessen doch triumphirt, diese Nation, und nie hat sich Vaterlandsliebe mit größerer

Thatkraft bewiesen; vielleicht in keinem andern Zeitraume sahe man mehr große Männer, bessere Bürger, ihr Vaterland liebende Schriftsteller, und anhaltendere Bemühungen, um Frankreich fremder Knechtschaft zu entreissen. — Dies bliebe uns nun noch zu zeigen übrig, wenn diese Schrift nicht schon zu lang geworden wäre, und wenn wir nicht bereits von einem andern Orte unsre Denkungsart und unsre Gesinnung hierüber geäussert hätten.

Und wie herrlich, daß eben in dem Augenblicke, da ich die letzte Hand an dieses Werk lege, jener Schluß voll Weisheit und Menschenliebe vor unsern Ohren tönet, welcher endlich alle Pforten der mönchischen Gefängnisse bricht! Und so wird das glückliche Frankreich in Zukunft lauter Bürger und lauter freye Menschen sehen.

Ende der Beweise und Erläuterungen.

Anhang.

Wirkungen der himmlischen Rache an den Haupturhebern des Bartholomäus-blutbades.

Der Sohn von Tavanes behauptet in seinen Denkschriften, sein Vater sey es gewesen, der sich dem Rathe des Gondi-Retz widersetzt habe, und ihm habe man die Erhaltung Heinrichs des Vierten zu danken. Ist dieses richtig, so hätte er einen Theil seiner Verbrechen dadurch wieder gut gemacht. Aber dieses Zeugniß ist verdächtig, und das Geständniß kommt etwas spät. Jene Schriften sind nicht früher, als gegen das Jahr 1620 zum erstenmal gedruckt worden; das heißt, zu einer Zeit, da das Haus Bourbon in der Blüthe stand, da es also für die Familie des Tavanes nützlich war, die Ausschweifungen des Marschalls zu entschuldigen, und gefährlich, sie zu gestehen. Sie sind an den Sohn Heinrichs des Vierten, an Ludwig den Dreyzehnten, gerichtet, das heißt, an denjenigen, den man am meisten von dieser schönen Handlung des Marschalls zu überzeugen wünschen mußte. Herr von Thou, Davila, alle Zeitgenossen wissen nichts von derselben; und eine so wichtige Begebenheit hat keinen andern Bürgen, als Tavanes selber, dem man auf sein Wort glauben muß! denn wer könnte ihn Lügen zeihen! Aus diesen Schriften, aus dieser einzigen, und mehr als verdächtigen Quelle haben alle folgende Geschichtschreiber geschöpfet, welche uns Tavanes als den Erretter Heinrichs des Vierten

angeben. Ungern haben wir diesen, einem Franzosen, der übrigens durch seine kriegerischen Eigenschaften berühmt ist, so erwünschten Irthum vernichtet. Amicus Plato, sed magis Amica Veritas!

In dem Jahre nach dem Bartholomäusblutbade, legte er auf seinem Todbette ein allgemeines Bekenntniß ab; und als der Beichtvater mit einer Miene voll Verwunderung zu ihm gesagt hatte: „Wie, und Sie sagen mir nichts von dem Bartholomäusblutbade?“ — so antwortete der Marschall: „dies ist in meinen Augen eine verdienstvolle Handlung, welche meine übrigen Sünden muß tilgen helfen.“ In diesem Falle glauben wir ohne Scheu sagen zu können, daß Tavanes vielleicht der einzige war, welcher ohne Gewissensvorwürfe sein Leben endigte; denn man hat bemerkt, — und diese Bemerkung kann vielleicht der Tugend zu einiger Beruhigung gereichen, — daß fast alle Urheber und Gehülfen bey jenem traurigen Trauerspiele die Zeichen der Rache des Himmels an sich getragen haben.

Karl der Neunte mag den Anfang machen, dieser vielleicht eben so unglückliche als strafwürdige König, welcher seit diesem Tage beständig wie von Furien gequält wurde, und vor seinem vier und zwanzigsten Lebensjahre langsam zum Grabe hinabstieg. Peleus sagt in seinem Leben Heinrichs des Vierten von Karl dem Neunten: „Es war fast niemand, der nicht das gerechte Gericht Gottes bewundert hätte, welcher es so fügte, daß dieser Fürst, welcher das Blut seiner Unterthanen so grausam hatte in Wellen strömen lassen, sich selber in seinem ei-

genen Blute baden mußte. — Die göttliche Rache machte mit der Verfolgung dieses unglücklichen Monarchen den Anfang, und erweckte gegen ihn einen ganz neuen Krieg von unermüdeten Furien, Gewissensschrecken, welche ihm keine Ruhe liessen; seine Nächte verbrachte er unter lauter fürchterlichen Träumen, welche ihm bald Bilder von blutigen Gestalten, bald grausenvolle Abgründe und Ströme von Blut zeigten, welche ihn ohne Aufhören, und ganz unbarmherzig folterten.

Seine Mutter konnte er nicht anders als mit Abscheu ansehen; ihr gab er die Schuld von allem, und in seinen letzten Augenblicken überhäufte er sie mit Vorwürfen und Schmähungen. Bisweilen ließ er seine gewesene Amme zu sich kommen, und mitten unter Seufzern, Thränen und Schluchzen rief er: „Ach! Amme! beste gute Amme! wie viel Blut! wie viel Mord! Ach! warum habe ich schlechtem Rathe gefolget! Ach! mein Gott, verzeihe du mir, sey mir barmherzig nach deinem Wohlgefallen! — Ich weiß nicht, wie ich daran bin! es macht mich so verwirrt, so unruhig! was soll ich anfangen? ich bin verlohren! ich sehe es nur zu gut!“

Nachdem er fast sein ganzes Blut in den beyden letzten Monaten seines Lebens aus dem Munde gelassen hatte, starb er unter dieser Folter.

Guise wurde einige Jahre später, mitten in seinem Triumphe, ermordet. Man wird sich erinnern, daß er am Bartholomäustage mit Ungeduld auf Coligny's Ermordung wartete, und daß er von Zeit zu Zeit den Mördern zurief: „Meine Freunde,

seyd ihr fertig?“ auch, daß Guise, da jene den Leichnam des Admirals zum Fenster hinab warfen, sich so weit vergaß, daß er den Körper mit Füßen trat, und dabey sagte: „Du Otterngezücht, nun sollst du dein Gift nicht mehr auslassen!“ — Und als er selber durch eine ähnliche Verrätherey umkam, fragte Heinrich der Dritte aus seinem Kabinette, Guisens Mörder, — „ob sie fertig wären?“ — Er ging hierauf heraus, und gab diesem armen Toden einen Tritt mit dem Fuße in das Gesicht, grade so wie es der Herzog von Guise mit dem Admiral gemacht hatte! ein wahrer und merkwürdiger Umstand, sagt der Verfasser des Tagebuchs von Heinrich dem Dritten; und als er ihn ein wenig betrachtet hatte, sagte er ganz laut: „Mein Gott, wie groß der Kerl ist! tod scheint er viel grösser zu seyn, als bey seinen Lebzeiten!“ —

Und eben dieser Heinrich der Dritte, welcher als damaliger Herzog von Anjou, so vielen Theil an jener traurigen Begebenheit hatte, und vielleicht noch sträflicher war, als sein Bruder, büßte lange Zeit für sein Verbrechen, und als Mörder von Franzosen, starb auch er durch die Hand eines Mörders.

Sein Liebling, du Gua, welcher seine Seele mit machiavellischen Grundsätzen genähret hatte, dieser Hauptmann, welcher so vieles unschuldige Blut am Bartholomäusabende vergossen hatte, wurde drey Jahre später zu Paris von maskirten Leuten getödet, welche man ausdrücklich zu dieser Verrichtung hatte kommen lassen.

Der Piemonteser Coconas, wurde im Jahre 1574 enthauptet, als ein Muster der Gerechtigkeit Gottes, sagt immer noch jener Schriftsteller, wegen der Grausamkeiten, welche er am Bartholomäusabende an denen von der andern Religion begangen hatte.

Man kann eben dieses von Strozzi sagen, welcher den besondern Auftrag von der Medicis hatte, er solle eben das zu Rochelle thun, was sie in Paris gethan habe. Wir haben gesehen, daß er in einem Seetreffen besieget, ermordet und noch lebendig in das Meer geworfen wurde.

Der fürchterliche Besme, Coligny's Mörder, hatte nur drey Jahre auf die Strafe zu warten, welche seiner Bosheit gebührte; auch er wurde ermordet.

Cosseins, einer der Hauptfleischer bey jenem Blutbade, dessen Unternehmung der König ihm entdeckt hatte, fühlte bald eine große Last in seiner Seele, darüber sagt Brantome, ein Zeitgenosse; er wurde von Traurigkeit und Verdruß abgezehrt, Folgen der Unruhe seines Gewissens; und ein Jahr später, bey der Belagerung von Rochelle, glaubte er ganz gewiß, er werde dabey umkommen, und überall begleitete ihn Schwermuth und Abscheu gegen sich selber; indem er jene unglückliche Begebenheit verfluchte. Er wurde auch wirklich bey jener Belagerung getödet; aber so wenig wurde er von irgend jemanden bedauert, daß er sogar von Karl dem Neunten und von der Königin, seiner Mitschuldigen, verachtet wurde, welche ihm besonders

vorwarf, daß er seit dem Bartholomäustage alles Herz verloren habe.

Der Herzog von Aumale, einer von den Mordprinzen, verlor ebenfalls bey dieser Belagerung das Leben, und sein Tod verursachte in der Stadt und in dem Lager eine allgemeine Freude.

Von der Medicis selber, dieser strafwürdigsten unter allen jenen großen Verbrechern, würde ich nicht zu behaupten wagen, daß sie etwas von Gewissensvorwürfen gewußt habe, wenn ich nicht ein ausdrückliches Zeugniß darüber in einem gleichzeitigen Schriftsteller vor mir fände. Kaum hatte sie den letzten Seufzer ausgestossen, so bekümmerte man sich um sie so wenig, wie um einen todten Hund, sagt immer noch jener Schriftsteller. In Ansehung der besondern Umstände ihres Todes hat man bemerkt, daß sie mit der heftigsten Verzweiflung gekämpft und ein so äusserst elendes Ende gehabt habe, wie es ihrem Leben gemäß war.

Ihre würdige Mitbewerberin, die Herzogin von Montpensier, starb an einer starken Ergiessung des Blutes, welches zu allen Orten ihres Körpers ausfloß; eine Todesart, die in genauer Beziehung mit ihrem Leben stand.

Montpezat, welcher in Bourdeaux die Mörder aufgehetzet, und sich an ihre Spitze gestellt hatte, wurde hernach von einer ähnlichen Krankheit befallen. Er fühlte, sagt ein Zeitgenosse, die Hand Gottes schwer über sich, und unter unnennbarem Wehklagen und Seufzen, strömte sein Blut mit seinem Leben von ihm.

Andre minder berüchtigte Verbrecher hatten ein noch viel traurigeres Ende; unter andern der Italiäner Renatus Bianchi, von welchem der oben angeführte Schriftsteller sagt: „Das Lebensende dieses Mannes war schrecklich; sein ganzes Haus war gleichsam ein Spiegel der Gerechtigkeit Gottes; denn er starb balde hernach auf dem Misthaufen und wurde vom Gewürme verzehrt; zwey seiner Kinder starben auf dem Rade, und seine Frau — — —

Und von so vielen andern, mit deren verhaßten Namen ich den Leser nicht ermüden will, endigten verschiedene ihr Leben an dem Galgen; eine für solche Ungeheuer viel zu gelinde Strafe; einige starben in Wuth und Wahnsinn, unter der grausamsten Folter ihres Gewissens; ein großer Theil ersäufte in der Seine, als die Mühlenbrücke einstürzte. Kurz, die Strafe schien sie von allen Seiten zu verfolgen. Auch Brantome macht diese Bemerkung: „Die Beute und der Reichthum half den meisten dieser Mörder, dieser Menschen mit Sack und Gürtel, dieser Pfeiler bey dem Feste des heiligen Bartholomäus, fast zu keinem Vortheile; verschiedene von ihnen, wenigstens unter den vornehmsten habe ich gekannt; die wenigsten von ihnen lebten noch lange hernach; denn die meisten wurden bey der Belagerung von Rochelle, und in andern darauf folgenden Kriegen, getödet, und hatten so arm gelebt, wie zuvor. Alle diejenigen, fuhr er fort, welche an jenem Blutbade Theil hatten, sind durch göttliche Zulassung gestorben, ausgenommen der Marschall von Gondi-Retz,

welcher der erste und hauptsächlichste Urheber und Rathgeber dazu gewesen war; besagter Marschall ist noch nicht tod, aber seit beynahe zwanzig Jahren ist er so ungesund, daß sein Leben kein Leben, sondern eine Marterschule genannt zu werden verdient." —

Brantome schrieb gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts; aber ein späterer Schriftsteller, bemerket unter dem Jahre 1602 den Tod des Herzogs von Retz mit folgenden Worten: „Starb Gondi an einer seltsamen und grausamen Krankheit, welche darin bestand, daß — — —; sie verzehrte und nagte ihn auf eine bejammernswürdige Weise unter großen und außerordentlichen Schmerzen; — — — er ist der letzte Staatsrath und Urheber jenes Blutbades, in welchem sich die göttliche Gerechtigkeit spiegelte; und man kann mit Juvenal sagen, daß durch seinen Tod endlich die Rache des Himmels befriedigt worden." —

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Die Bartholomäusnacht, und Einfluß der Ausländer in Frankreich zur Zeit der Ligue. Seite 7

Zweyte Abtheilung.

Erstes Kapitel. War das Blutbad am Bartholomäustage ein vorher überlegter Plan? 78

Zweytes Kapitel. Wer waren die Schlachtopfer desselben? 82

Drittes Kapitel. Fürchterliche Politik; Ergötzungen, Feste, Danksagungen, Münzen, Vertheidigungen der Bartholomäusnacht. 101

Viertes Kapitel. Karl der Neunte und sein Bruder der Herzog von Anjou, nachheriger König Heinrich der Dritte. 110

Fünftes Kapitel. Katharine von Medicis. 121

Sechstes Kapitel. Gondi, Birague, Gonzagas Nevers, Strozzi, Petrucci, und andere Italiäner, Katharinens Mitschuldige. 135

Siebentes Kapitel. Noch andere Italiäner in Katharinens Gefolge. Seite 152

Verfolg des siebenten Kapitels. Einfluß dieser Ausländer auf die Sitten der Nation. 167

Achtes Kapitel. Von den Guisen überhaupt, und von ihrer Politik seit ihrer Ankunft in Frankreich. 185

Neuntes Kapitel. Von jedem der Guisen oder Lothringer Prinzen insbesondere. 211

Zehntes Kapitel. Prinzeßinnen und andre Ausländerinnen am französischen Hofe. 263

Eilftes Kapitel. Einige andre Ausländer, die als Anführer, Schreiber und Bedienten im Solde der Guisen standen. 270

Zwölftes Kapitel. Philip der Zweyte und andre Spanier in Frankreich, während der Ligue. 287

Dreyzehntes Kapitel. Von einigen andern fremden Staaten und Prinzen, und von ihrem Einflusse in Frankreich, während der Ligue. 310

Vierzehntes Kapitel. Einfluß des Pabstes auf Frankreich, während der Ligue. 333

Funfzehntes Kapitel. Von den Mönchen, dieser unmittelbaren Miliz der Päbste, und von ihrem Einflusse in Frankreich, während der Ligue. 381

Anhang. Wirkungen der himmlischen Rache an den Haupturhebern des Bartholomäusblutbades. 423

Franz Stec
Buchbind
Höchstäd

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brizard, Gabriel,

Die Bartholomäusnacht. Oder Blutbad der Huguenotten, nicht durch Franzosen, sondern Ausländer veranlaßt Ein dokumentirter Bericht

Leipzig 1791

Gall.g. 1019 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10419984-4
VD18 10729291